Menschen und Gegenden.

Menſchen und Gegenden.

Von

Thereſe,

Verfaſſerin der „Fadia“, „Falkenberg“, „am Theetiſch“, „Briefe aus dem Süden“ ꝛc.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1845.

BIBLIOTHECA
MANNHEIMENSIS
REGIS

Vorwort.

Die vorliegenden Blätter wollen, was den literariſchen Theil betrifft, nichts Neues bieten, aber in den Geſellſchaftsſchichten, in denen meine Schriften öfters angetroffen werden, iſt die Verbreitung einiger noch immer beanſtandeter Thatſachen für die neuere Literatur gewiß nicht ohne Intereſſe. Wenn ich daher dieſe anſpruchsloſen Arbeiten dem Publikum überliefere, ſo geſchieht es nicht aus dem Grunde, weil ich eine entſcheidende Stimme über die hier angeregten Perſonen und Gegenſtände zu haben

glaube, ſondern weil, fern von jeder Anmaßung, ſelbſt das Sandkorn am Bau der Wahrheit ſeinen Platz finden und, wenn es Noth thut, Nutzen ſchaffen kann.

Hamburg, im December 1844.

Thereſe.

Inhalt.

	Seite
Die Gräfin Hahn-Hahn	3
Die Verfaſſerin des Schloß Goczyn	45
Georges Sand	73
Die Gräfin Gasparin über die Ehe, vom chriſtlichen Standpunkte aus beurtheilt	127
Ueberſicht der neuern deutſchen Literatur	145
Guſtav Kühne's Portraits und Silhouetten	181
Reiſefragmente	205
Im Odenwald	251
Die Villa Sommariva	285
Hohenſchwangau und München	301

Die Gräfin Hahn-Hahn.

Es iſt in der letzten Zeit viel von dem Beruf der Frauen, auch unmittelbar, öffentlich zu wirken, geſagt worden. Diejenigen Männer, die in den Frauen die Martha-Naturen ſehen, die nichts wollen als ſie zu dienenden Geiſtern machen, haben ſtark gegen irgend eine Emancipation, welcher Art ſie ſei, geeifert. Sie haben offenbar gefürchtet, von der häuslichen Behaglichkeit etwas einzubüßen, wenn ſie die Frauen, ihre Frauen, dem Schriftſtellerleben ſich zuwenden ließen. Sie haben an die gefälteten Jabots, an die Suppen, an die Ragouts, an den ſtarken oder ſchwachen Nachmittagskaffee gedacht. Es ſind ihnen die Kinder eingefallen, für deren erſte (warum nicht auch für die zweite?) Erziehung die Frauen zu ſorgen haben. Alles das iſt ihnen unvereinbar mit dem Leben der Frauen erſchienen und ſie haben: wehe

wehe, über die gerufen, welche die Feder ergreifen. Andere sind toleranter gewesen, sie sind von dem Standpunkte der Männlichkeit auf den der Menschlichkeit übergegangen, sie haben die Frauen als selbstständige Geschöpfe betrachtet, sie haben sie nicht als untergeordnete, sondern als ihnen gleichstehende Geister angesehen. Die weiblichen Erfahrungen, der Frauen Beobachtungen, ihre Ideengänge sind ihnen wichtig erschienen; sie haben ihnen ein gläubiges Ohr geliehen. Wie dem Manne die Sphäre der Geschichte, der Philosophie, der Abstraction gehört, so dem Weibe die Sphäre des Gefühls, der feinern Beobachtung, der Reflexion. Wenn der Mann schafft, so beobachtet die Frau: wenn er Welten durchfliegt, so geschieht es ihr, an die Erdscholle gefesselt, diese mit den glänzendsten Farben zu schmücken. Der Mann wird Zwecke, das Weib oft nur Zeitvertreib haben. Dem Manne das Ganze, dem Weibe das Einzelne. Frauen sind selten tüchtige Oelmalerinnen, aber ihre Miniaturbilder sind daguerreotypmäßig: sie sind wahr und correct. Da sie Muth, aber keine

Kühnheit haben, können sie, wenn auch nicht Gesetzgeber, doch Gesetzvollstrecker sein. Um zu vollstrecken, muß man wissen, um zu wissen, muß man beobachten. Herbart sagt in seinem »Lehrbuch der Psychologie«, daß die innere Wahrnehmung, der Umgang mit Menschen auf verschiedenen Bildungsstufen, die Beobachtungen des Erziehers und Staatsmanns, die Darstellungen der Reisenden, Geschichtschreiber, Dichter und Moralisten den Stoff zur Psychologie gäben. Das Reich der Beobachtung gehört gleichzeitig der Frau wie dem Manne, sie soll mit ihm in Gemeinschaft Sandkorn auf Sandkorn, Erfahrung auf Erfahrung legen. Sie darf also auch die Sphäre des Dichters und Moralisten berühren, ja, sie gehört recht eigentlich in sie und zu ihr. In dieser Sphäre leistete neuerdings die Gräfin Ida Hahn-Hahn Vorzügliches.

Aus ihren ersten Werken, die sie in Gedichten dem Publikum darbrachte, ließ sich ein weitsichtiges Talent, eine schöne rhythmische Sprache, aber noch kein außergewöhnliches Genie abstrahi-

ren. Es waren diese Bücher die Erstlinge ihres Geistes, die Blüthen, die die Frucht zwar andeuten, doch nicht geben: der Duft der Poesie, aber ohne das Fleisch des Verstandes. Sie wirkte auf Einzelne, nicht auf Alle; ihr Talent wohnte im Boudoir der vornehmen Frau, es hatte sich noch nicht in das Gewühl der Masse gewagt. In ihrem ersten Roman »Aus der Gesellschaft« trat sie schüchtern und behutsam in das zügelfreie Reich der Prosa. Sie prüfte sich und Andere, sie blickte hierhin und dorthin, sie malte Bilder und Situationen, Charaktere und Charakterlosigkeiten. Sie schöpfte aus sich und der Erfahrung, aus sich und der um sie gezogenen Umgebung. Religion, Literatur, Kunst, Alles lag chaotisch in ihr; es strebte der Entfesselung, der Aufklärung zu, aber es wußte noch nicht, wohin es sich mit der unendlichen Sehnsucht wenden sollte. Die Verfasserin war vorerst noch Lyriker, sie hatte noch nicht die neue Form begriffen.

Im »Jenseits der Berge« streifte sie die Schüchternheit ab, die arbeitende Raupe war zum

Schmetterlinge geworden. Wie ſie ſo lieblich im Urtheil auf- und abſchwebte, hier irrte, dort das Rechte fand, von Natur und Kunſt gleich mächtig angezogen, das Höchſte bald in der Erhabenheit der italieniſchen Scenen, bald in den Werken der Menſchen ſuchte. Sie redete von Allem, von Michel Angelo und von Rafael, von der Brenta und dem neapolitaniſchen Meerbuſen. Dies liebte, das haßte ſie. Sie hatte aus nichts Arg, ſie lief wie ein Kind unter Weihnachtsgaben einher; ſie klaſchte in die Hände vor Freude oder ſtampfte auch wohl einmal mit dem Fuße aus Zorn. In der Novelle »Mutter und Tochter« glühte eine Cactusſpecioſusblüthe; in die hinein goß ſie Sonnenlicht, Farbenpracht, Thautropfen. Sie zeigte ein Herz, durchdrungen von Liebe, aufgelöst in der Unendlichkeit des Schmerzes, hingegeben den myſtiſchen Tröſtungen eines Geiſtes, mit dem ſie leiſe und wohlig verkehrte. »Aus der Geſellſchaft« und »Jenſeits der Berge« waren die erſten Flugverſuche. Die Verfaſſerin glich dem Bildhauer, der ſeine Form aus Thon knetet, der ſie im Geiſte

schen marmorweiß sieht, der aber noch nicht den carrarischen Block ohne Geäder und Fehler gefunden, oder, hat er ihn gefunden, noch nicht angemeißelt hat.

Nun erschien die »Gräfin Faustine«. Sie lehrte uns viel diese Faustine, dieses Meerweib, diese zum Vampyrgeschlecht sich hinneigende Gräfin. Aber sie lehrte uns nicht die Verf. lieben, sie lehrte sie uns fürchten. Wir sahen auf einmal in eine dunkellodernde Phantasie, in eine über das Gesetz hinausstrebende Persönlichkeit. Die schöne Faustine, die in ihrem, mit rothen Vorhängen verziertem Schlafgemach erhabene Gedanken spinnt, die sie hinausträgt in die Welt, mit Menschen und Geistern verkehrt, Sonnen- und Mondlicht malt, Faustine bezieht doch Alles nur auf sich. Sie ist die Vergöttlichung des Egoismus, eine despotische Seele, die nichts über sich, kaum etwas neben sich sieht, der Alles zum Zwecke dienen, Alles Mittel sein muß. Erst liebt Faustine Andlau (sie ist allerdings sehr anmuthig, wenn sie liebt; es ist ein wetterleuchtendes zau-

berhaft ſchönes Weſen, das ſich in ihrer eigenſten Eigenthümlichkeit bewegt), dann liebt ſie Mengen. Weil ſie nun nichts über ſich, über die ihrem emancipirten Geiſte zur Wahrheit gewordenen Irrthümer anerkennt, ſo ſchreibt ſie Andlau: »ſie habe ihn vergeſſen«. Das Reich der Pflicht iſt ihr fremd. Sie iſt gewohnt, aus jeder Blume Honig, aus jeder Frucht Nahrung zu ſchöpfen. Daß Blume und Frucht nicht ihretwegen allein da ſind, daß ſie auch eine ſelbſtſtändige Exiſtenz haben können, fällt Fauſtinen nicht ein. Sie thut zwar ſo, als wiſſe ſie's, aber das iſt S. 266 keine Wahrheit, nur Spiegelfechterei. Eben dieſe Spiegelfechterei tritt uns S. 295 noch beſtimmter entgegen. Der grünende Kranz der Treue iſt zerzauſt. Aengſtlich läuft Fauſtine, das emancipirte Weib, vor ihrem Schickſal hin und her. »Ich ſoll dich heirathen,« ruft ſie ängſtlich, faſt komiſch, da der zweite Liebhaber energiſcher als der erſte iſt. »Sie war ein leidenſchaftlicher Charakter«, ſagt die Verf., »und daher nur ſchwankend, ehe ein energiſcher Entſchluß in ihr Wurzel gefaßt.

Um ein großartiger Charakter zu sein, fehlte ihr nichts — als Strenge gegen sich selbst.« Die Verf. fühlte also, als sie »Faustine« schrieb, daß es Etwas giebt, das das Leben und die Zwecke regeln, das eine Fessel an die wollüstigen Formen des Daseins legen muß. Der tausendfarbige Diamant, das indische Gedicht, Stern und Rose, Glanz und Duft, womit Faustine verglichen wird, können nur mittels der Erkenntniß des über sie waltenden Gesetzes des Schönen, der Einheit bestehen, aber Faustine ist aus lauter heterogenen Elementen zusammengesetzt, sie birgt bald Engel, bald Dämon, bald Liebe, bald Haß in sich. Vor Allem ist sie — Egoistin. Ihre erste heilige Liebe hat sie aufgegeben: ihre Ehe und ihre Mutterpflichten sind für sie Schattenbilder. Sie sagt: sie sei müde, nicht des Lebens, nicht der Liebe, aber vom Leben, vom Lieben. S. 362 wiederholt sie den Gedanken: »Ich habe das Meinige gethan. Nun ist's genug für die Welt.« Es war allerdings genug für die Welt: sie hatte Andlau geopfert, sie mußte die zweite Liebe der Nemesis

anheimfallen und in der zweiten Fauſtine ſelbſt, die genußſüchtige, liebenswürdige Fauſtine, die alle Verhältniſſe durchgekoſtet, alle Freuden erſchöpft hatte. Sie ſtirbt im Kloſter: ſie ſucht in der Religion, was das Leben, was die Liebe, was all' ihr Egoismus ihr nicht bieten konnte: natürlich, daß ſie's nicht findet, daß ſie die Flügel am Käfig wund geſchlagen und daran verblutet iſt. »Eine ſolche feingeiſtige Vampyrnatur verbrennt und verbraucht den Andern, dann ſich ſelbſt«, ſagt die Gräfin Hahn von ihrer Fauſtine. Das Buch iſt dem heißen Sommertage gleich, über den hinüber wohl kühle Lüftchen weben, deſſen Hauptbeſtandtheil aber Gluth iſt. Die Natur ſteht im Zenith; Goldkäfer ſchwirren, Thautropfen zittern an Grashalmen, Blüthen durſten ihr Arom — es iſt Alles traumartig, märchenhaft. Die Sprache oft nachläſſig vornehm, oft kindlich poetiſch, oft überraſchend großartig. Die Gedanken lieblich, der Dialog parador. »Fauſtine« iſt kein Roman, ſie iſt ein mit Byron'ſchen Elementen geſchwängertes Gedicht.

Nach der »Fauſtine« erſchien »Ulrich«. »Ulrich« hat ſchon viel von der geübten Schriftſtellerin. In »Ulrich« iſt Poeſie, aber eine raiſonnirende. Die Epiſode »Die erſte Liebe« wäre ein Stück Fauſtine, wenn nicht Widerwille ſich in's Ende miſchte. Meluſine, das liebliche, träumeriſche, durchſichtige Geſchöpf, das die Villa Sommariva zur Staffage hat, die in ihrem Roſamouſſelinkleide kaum die Erde berührt und dann in wahnſinnig entzückender Liebe Ulrich in die Arme ſtürzt, Meluſine iſt und bleibt die Maitreſſe eines vornehmen Herrn!! Daß ſie es vor ihrer Liebe zu Ulrich war, beklagen wir zwar, aber wir entſchuldigen es doch, aber nach Ulrich noch ſündigen, nach Ulrich noch den Leib verkaufen, das macht, daß man das Buch bei Seite legt, und ſich aufgelöst, ſchmerzerfüllt auf's Sopha wirft. Indeß — man nimmt das Buch doch wieder, man will doch ſehen, was aus dem Ulrich wird. Ulrich iſt eine liebebedürftige Natur; da Meluſine ihm ſo arg mitgeſpielt hat, will er nun in der Ehe (ein verbrauchtes Mittel für viele Männer) ein

frisches geistiges Bad nehmen. Aber siehe da, er trifft auf eine Frau, die zwar sehr schön ist und liebenswürdig thut, die aber einen Zug des Eigensinns zwischen der Stirne sitzen hat. Mittels dieses Eigensinns findet sie denn auch die Kraft in sich, Ulrich am Hochzeitabend in den bereitstehenden Zimmern mit dem Hut auf dem Kopf und den vielen Wachslichtern um sie herum, auf die Frage: was sie wolle? zu erklären: Ich will allein sein! Jetzt und immer, sagt Ulrich bestimmt. Unika bleibt allein, nicht etwa bloß am Hochzeitabend, sondern Jahre, sondern ihr Leben hindurch. Unika liebt Ulrich, aber so weit geht bei dem eigensinnigen Weibe die Liebe nicht, daß sie dem geliebten Mann um den Hals fallen und sagen sollte: Vergieb die Vergangenheit! nein, das Wort kommt nicht über die festgeschlossenen, feingeschlitzten Lippen. Versöhnend neben diesem Unweibe steht ein Weib, ein echtes, rechtes Weib, ein Weib, so zart, daß es Einem wie Mondstrahl in's Herz dringt. Margaretha ist dies Weib; in der findet der Leser die Weiblichkeit der Verfasserin, für die kann er sich

begeistern, an die kann er heraufsehen, für die darf er Thränen vergießen. Durch Margaretha gewinnt der Leser Vertrauen zu der Verf., er fängt an zu ahnen, daß der Dichter oft durch allerlei Wasser- und Feuerproben hindurch muß. Er nimmt Faustine nicht mehr für einen Fehler, sondern für einen Irrthum. Mit dem Charakter Ulrich's wird kein Mann und noch weniger eine Frau zufrieden sein. Der lockere Herr weiß sich ganz prächtig seinen Liebesschmerz mit Actricen und dergleichen zu heilen: er zerstreut sich durch Unwürdiges, nachdem er für das Würdigste erglüht war. Das Ganze ist wieder in die schillernden Farben der Phantasie getaucht; es steht da wie ein Genrebild des Jahrhunderts, wie ein treues Conterfei einer Zeit, in der die gesellschaftlichen Zustände mit den natürlichen verwirrt durcheinanderlaufen. Zwar ist es aus dem Leben und der Erfahrung geschöpft, aber es ist dennoch mehr wahr als erhebend, mehr betrübend als belehrend.

Die »Reisebriefe« stellen die Individualität der Verf. heraus. Was sie im Roman in Bildern

und Situationen metaphoriſch ausgedrückt hat, ſpricht ſich hier poſitiv durch das »Ich« aus. Fauſtine, die Gräfin Schönborn, Ulrich u. ſ. w. haben genug geredet; nun redet die Verf. ſelbſt. Man kann der ſpielenden, über den Strom des Lebens hinſchwebenden Libelle doch endlich nahe kommen, man weiß doch endlich, daß die Gräfin Hahn eine Abſolutiſtin, eine Ariſtokratin iſt, die bei all' ihrem gelehrten Sprachvorrath, bei all' ihrer Gedankenfülle, bei all' ihrer erſtaunenswerthen Freiheit nicht eine von der Erde losgelöste Seele, ſondern ein Geiſt iſt, der mit Starrheit an gewiſſen Formen klebt. In den »Reiſebriefen« zeigt ſie ihre Kraft und ihre Schwäche, ihren Stolz und ihre Demuth. Bald zieht ſie in den Krieg, läßt ihre Fahne flattern, ſchlägt rechts und links drein, bald ruht ſie an Waldbächen, phantaſirt auf Spaniens Boden, ſchlummert unter Pinien und Cypreſſen oder lauſcht den Geſängen der Nachtigall. Sie hat in die »Reiſebriefe« ihre ganze bezaubernde, herausfordernde Individualität gegoſſen; ſie hat uns vergönnt, tiefe Blicke in ein

Herz zu thun, das manchen Kampf gewagt, manchen Schmerz durchrungen, manchen auf Erziehung und Vorurtheil gebauten Grundsatz durchgekämpft hat. Die Gräfin Hahn ist eine ausgezeichnete und, was mehr ist, eine edle Natur, aber sie ist mehr Welt- als Himmelsbürgerin. Sie hat viel Sehnsucht, viel Kummer, viel Ungeduld, sie steht noch im, nicht über dem Leben. Ihre Bilderbeschreibungen, ihre Bewunderung für Murillo, ihre politischen Ansichten über Spaniens Zustände verrathen ein feines, durch und durch feines Urtheil. Man sieht immer diese Gräfin Hahn, wie sie nachlässig auf ihrem Sopha ruht, über Dies oder Jenes redet, Dieses oder Jenes lobt, Dies oder Jenes angreift, oder auch, man sieht sie in der Alhambra staunend, hingerissen, entzückt, aber doch immer sie, sich nicht vergessend, sich drängend in den Vordergrund des Buchs. Es ist das Selbstgefühl, das sie dazu treibt. Sie hat ein Recht an Glück, ein Verlangen nach Befriedigung. Die Gräfin Hahn ist unstreitig eine Schriftstellerin unserer Epoche, sie spiegelt in sich viele Zeichen

der Zeit, sie ringt nach Entfesselung, nach Wahrheit, sie legt die glühende Wange an die Kälte des Lebens, sie umfaßt mit Kraft, ja mit Heftigkeit das Brett, das ihr der Schiffbruch ließ; sie stürzt sich in Abgründe oder rudert auf Oceanen. Sie mischt sich in Alles, will Alles wissen, über Alles urtheilen. Auch dazu hat sie ein Recht; indeß entsteht daraus Etwas, das ihrem Talent Abbruch thut. Sie spricht sehr viel, sie ist nicht gesammelt genug. Das summt in ihren Briefen, daß man Augenblicke der Ermüdung, wie etwa am Rheinfall hat, wo man sich herzlich, vom betäubenden Eindruck hinweg, nach Ruhe sehnt. Die Gräfin Hahn ist unruhig, sie hat immer offene Augen; selten sinkt sie hin und feiert den großen Moment der innern Einkehr. Wie Eva hat sie für Alles Gründe, für Alles Vorwände. Der Styl ist im Allgemeinen schön, sie geht nicht auf Stelzen, sie schlendert natürlich durch die Hecken ihrer Gedanken, aber sie hat doch in den Styl ihre aristokratische Seite mit hineingebracht, die französirt, die ein Ragout von ausländischen Wö-

geln bietet, indessen unser gesunder Magen sich herzlich nach ächtem deutschen Saft, nach Einfachheit sehnt.

War die Gräfin Hahn in ihren »Reisebriefen« ein bischen übermüthig, ein bischen absprechend, so ist sie dies noch mehr in den »Erinnerungen aus und an Frankreich«. Warum theilte sie dem Publikum eine naiv gestandene Erschöpfung mit, die sie, von Spanien kommend, in Frankreich empfunden hat? Wer erschöpft ist, hängt von Migraine, von Wind und Wetter, also von unberechenbaren Zuständen ab, die das Urtheil verrücken; der soll nicht schreiben, der soll sich ausruhen. Die »Erinnerungen« sind neben einem zu allem Widerspruch aufgelegten Urtheil voll weiblicher Ungerechtigkeiten, Parteilichkeiten, die uns um so bedauerlicher erschienen sind, als ein solcher Geist freier, unmittelbarer dastehen müßte. Warum ist denn Frankreich »eine geschminkte und galvanisirte Riesenleiche,« warum schüttelt unsere liebliche Gräfin den französischen Staub von ihrem Gewande und stürzt sich jubelnd

in die Arme des Rheins? Eben weil sie eine exclusive Natur ist. Sie prüft Nichts; was ihr gefällt, das gefällt ihr; was ihr mißfällt, das mißfällt ihr, aber sie bleibt nicht stehen, sie fragt sich nicht mit der Hand auf der Stirne: Ist das recht, ist das schön, ist das wahr? Sie ist capricieös und in dieser capricieösen Form offen und ehrlich. Ob sie aber mit diesem, ihrem innersten Wesen zu den Quellen des Verständnisses gelangen wird, das lassen wir unentschieden. Wir glauben sie der weltlichen, aber keineswegs der sokratischen Ironie anheimgefallen.

„Sigismund Forster" ist eher eine Novelle als ein Roman, eher ein Carton als ein Oelgemälde. Es sind keine entschiedenen, stark aufgetragenen Charaktere in ihm. Am consequentesten ist Sigismund durchgeführt: der weiß, was er will, der geht ruhig und still seiner Wege. Tosca ist ein ganz modernes, unendlich kühles, von nichts als von der Eitelkeit durchglühtes Wesen, denn als in ihren Mädchenjahren Sigismund Blumen, die sie ihm geschickt, vor ihren Augen wegschenkt, vergißt sie die Erfahrung nicht wieder, nimmt sie

als eine ſcharfe Warnung und verſchließt ſo ſehr ihr Herz allen wärmeren Gefühlen, daß ſie einen Mann von 60 Jahren heirathet und — glücklich iſt. „Der Unterſchied der Jahre machte mir keinen andern Eindruck, als daß ich mich zuweilen zu jung für den General fand; er kam mir nie zu alt für mich vor,“ ſagt ſie ſelbſt im Geſpräch mit Sigismund. Und an einer andern Stelle heißt es von ihr: „Was liegt Ihnen an der Liebe? Sie lieben ja nicht wieder. Das iſt Ihr einziger Fehler (wir denken, er iſt groß genug) Sie haben ein eiskaltes, marmornes Herz: Sie können nicht lieben.“ Und daß ſie nicht lieben kann, ſcheint um ſo gewiſſer, als in dem ganzen Buche nicht ein lebhafter Athemzug, nicht ein glühender Pulsſchlag zu erkennen iſt. Die Frau geht ruhig zu Bette und ſteht ruhig wieder auf, und ſelbſt ein Concert, dem ſie mit Sigismund beiwohnt, wo ihr Sammetſchawl von ihrem Nacken auf die Lehne ihres Stuhles gleitet, Sigismund die Hand darauf legt und dann faſt ohnmächtig wird, weil er ſich ſagt: „Ja ſie gehört einem andern Manne,

ja sie ist für mich verloren,“ rührt sie so wenig, daß sie mitten im Rausch der Accorde an die verschmähten Blumen, nicht an den Genuß des Augenblicks denkt. Ihre Definition von der Liebe: „Die Liebe muß ein unvergänglicher Austausch von unerschöpflichen und magnifiken (!!) Gefühlen sein“, klingt wie ein auswendig gelerntes Sprüchlein, fließt also keineswegs aus jener warm sprudelnden Quelle, die, vom Herzen kommend, das Herz erreicht. Dagegen hat Sigismund eine Seele, einen Willen, innere Klarheit und das Bestreben, edel zu handeln. Er hat eine Braut und will diese trotz seiner Leidenschaft für Teeca gleich auf der Stelle heirathen, weil er fühlt: entweder jetzt oder nie. Diese Scene ist meisterhaft geschildert. Das ganze Räderwerk des aufgeregten, innerlichen Menschen liegt vor uns. Da zuckt und wehschreit es, daß ein Wort gebrochen oder ein Wort gehalten werden muß. Sigismund hatte sich in der Nacht fieberhaft zugerufen: „Nein, es soll, es darf nicht sein. Ich gehöre Agathen an, ich habe kein Recht mehr auf mich selbst.“ Und somit

eilt er zu ihr. »Liebste, beste Agathe,« ruft er, »ich habe eine glühende, dringende Bitte. Heirathe mich heute, gleich, auf der Stelle.« Worauf die Mutter höchst gelassen antwortet: »Das ist ganz unmöglich, denn Agathens Aussteuer ist nicht fertig.« Die Verf. versteht es trefflich, aus dem Nichts ein Etwas, aus den kleinen unsichtbaren Fäden, die das tägliche Leben durchziehen, ein festes, unzerreißbares Gewebe zu machen, so fest, daß sich die Helden und Heldinnen an ihm wie an einer Mauer den Kopf einrennen. Diese ganze Partie des Buchs, dieses Buch im Buch, ist sehr gelungen: wir meinen die allmälige Entwickelung und Auflösung des Verhältnisses zu Agathen, was von S. 141 — 228 den Leser so lebhaft beschäftigt, daß er sich mitten in die häuslichen Discussionen einer magdeburger Wirthschaft versetzt glaubt und herzliches Mitleid mit der ganz uninteressanten Agathe und ihren rothen Händen empfindet. Es ist ein hervorstechender Zug der Gräfin Hahn, ihren Romanen stets eine moderne Färbung geben zu wollen. Berlin, Dresden, die

Brühl'ſche Terraſſe und Sala Terone ſtehen ſo lebendig da, daß man auch an dem Unintereſſanten Intereſſe finden muß. In »Sigismund« iſt Vieles wahr, Vieles naturgetreu, Vieles dem Leben und dem Herzen abgelauſcht; aber poetiſch iſt nur das Ende, iſt nur das Fatum, das die Hand ausſtreckt und das trennt, was ſich über ein Grab einigen wollte. Da Tosca Witwe und Sigismund frei wird, kommt ein Drittes, kommt Ignaz, der Erbſchleicher, mit dem ſchwarzen Haar und dem feingeſchlitzten Munde. Da flammt es — nicht in Tosca, aber in Sigismund, da muß er in den Tod, weil er einmal als Student geſagt hat: »Meine Lippen ſollten verdorren, wenn ſie ſie küßten!« In dieſem Moment hebt ſich plötzlich das Buch aus der gewöhnlichen Sphäre in die des Tragiſchen. Warum die Gräfin »Sigismund« ſchrieb? Warum ſie ſich in die Bremer'ſche Alltäglichkeit verſetzte, ſie, die recht eigentlich die Beherrſcherin des Salons iſt? Frauen ſind launiſch. Wir denken uns die Verf. ermüdet auf ihrer Ottomane; es iſt trübes Wetter, ſie hat

gerade eine Recenſion geleſen, in der ihr wieder und abermals ein zu ſtarres Anhalten an den Ariſtokratismus vorgeworfen wird. »Halt,« denkt ſie, »ich will euch zeigen, daß ich bürgerlich einfach und auch in dieſem Gewande geiſtreich ſein kann.« Und aus dieſem Geſichtspunkte geſehen iſt »Sigismund Forſter« ein Fortſchritt, ein intereſſanter Beitrag zur Geſchichte unſerer Zeit, ein Zuſammenfluß kleiner zarter Ereigniſſe, die der weiblichen Feinheit Ehre machen. Aber aus einem andern Geſichtspunkte betrachtet iſt er ein Rückſchritt; nach der Poeſie der »Fauſtine« nur Proſa, nach den früher angelegten, im großen Styl ausgeführten Bauten eine ganz kleine Hütte.

Zu der Proſa rechnen wir denn auch den »Reiſeverſuch nach dem Norden«. Die Gräfin Hahn, die uns in ihren Reiſebriefen mit ſo glühenden Farben die Alhambra malte, die vor Murillo auf den Knieen lag, die mit hinreißender Begeiſterung uns Bilder beſchreibt, daß wir ſie zu ſehen glauben, die hätte dieſen Reiſeverſuch nicht drucken laſſen ſollen. Ihre kunſtfertigen

Finger, vom Hauche des Nordwinds erſtarrt, haben zwar Buchſtaben und Worte auf das Papier geſchrieben, aber es ſind Worte, matte, ermüdete Worte. Da iſt nicht ein einziger entzückter Augenaufſchlag, nicht ein einziger aus voller Seele gefloſſener Gedanke. Es iſt immer ſchlechtes Wetter in dem Buche, es regnet fortwährend; Stockholm iſt feucht und die Gräfin Hahn friert und der Leſer friert. Der Beſuch bei Frederike Bremer, bei dieſer gemüthlichen, ſeelenguten Frau, die an ihrem Herzen ein Glasfenſter hat und deſſen kleine ſanfte Pendelſchläge immer nur Wünſche, nie Leidenſchaften zeigen, der Beſuch iſt auch ein Stückchen nordiſcher Empfindung, ein fröſtelnder Abſtecher in dieſem froſtigen Lande, eine unwohlthuende Beſchreibung eines wohlthuenden Gegenſtandes. Erſt in Kopenhagen kommt die Verf. wieder zu ſich. Da kann ſie den kleinen wattirten Mantel von ſich werfen, unter dem ihr Stockholm allein erträglich war, und einen tiefen Seelenathemzug in der Frauenkirche thun. Da iſt ſie wieder — ſie ſelbſt. Da ſöhnt ſie ſich

wieder mit ſich und mit Anderen aus. Alles, was ſie von Thorwaldſen's Leiſtungen ſagt, gleicht einem Heldengeſange. Die Leier ruht in ihrem Arm, die Augen ſind nach oben gerichtet. Sorgen um's Wetter, um die ſchlechten Wirthshäuſer, um die ſchlechten Equipagen ſind hinweggeräumt. Die verwöhnte, klagende Frau iſt wieder Dichterin geworden. Man fühlt es mit ihr, die zuſammengedrückten Schwingen heben ſich; — ſchade, daß ſchlechtes Wetter ſie lahm, ſie ungerecht machen kann. Sie iſt es in Stockholm. Sie iſt ſo excluſiv, daß ſie das Gute nur dann anerkennt, wenn es ſie angenehm berührt; ſie kann ſich nicht über ſich ſelbſt erheben: das iſt's. Warum denn nicht heiter mit Regenſchirm und Galoſchen ausgehen? Die Gräfin hat Sonnenſchein nöthig.

Der iſt ihr denn auch reichlich in »Cecil« zu Theil geworden, den hat ſie in Berlin, Iſchl, Wien und Nizza genoſſen, und ſomit iſt dies Buch bei weitem wärmer als der »Reiſeverſuch«, aber doch lange nicht ſo warm als »Ulrich« oder »Fauſtina«. Zuerſt iſt der Titel ein Irrthum. Nie-

mand wird begreifen, warum die Gräfin dieſen Roman nicht **Renata** nannte, da Renata doch die Blüthe, die Krone iſt, da ſie allein anzuregen und zu intereſſiren weiß. Denn daß Cecil als Egoiſt aus dem ff weder feſſelt noch hinreißt, iſt um ſo natürlicher, als es nicht in dem Willen der Verf. gelegen zu haben ſcheint, ihn feſſelnd oder hinreißend zu malen. Sie wollte einen Mann unſerer Zeit, eine ſpeculative Idee perſonificirt darſtellen. Sie wollte beweiſen, wie Männer heutzutage lieben und wie ſie eine Carrière machen. Zuerſt ſchildert ſie den Knaben Cecil. Cecil iſt der leibliche Bruder Sigismund's. Er iſt vier Jahr jünger, leidet unter des Bruders Charakter und will ihn, da er ſelbſt Neigung und Anlage zum Herrſchen und eine große Meinung von ſeinen eigenen Talenten hat, überflügeln. Das giebt zu häuslichen Conflicten Anlaß, ſchadet Cecil's Geſundheit und veranlaßt die Eltern Forſter, ihn zu Verwandten, die am Rhein wohnen, zu ſchicken. Da wächſt er unter Mädchen auf, lernt wieder und ſagt: **Was ich will, das**

kann ich! Im neunzehnten Jahre geht er auf die Universität, sieht dort Alles von oben herab, ist übermüthig; trinkt, weil man ihm sagt, er vermeide seiner Gesundheit wegen die Trinkgelage, schlägt sich ein paar mal, um zu zeigen, daß er sich schlagen kann, und beweist in Allem einen stachelnden, den äußeren Einflüssen preisgegebenen, unendlich betrübenden Ehrgeiz. Denn dieser Ehrgeiz ist nicht auf das Vaterland, auf den Wunsch gerichtet, einmal ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu werden, sondern statt nützlich zu sein, will er glänzen, statt zu beglücken, will er genießen. So kommt er nach Berlin. Hier macht er die Bekanntschaft der Tochter des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, wird durch sie dem Vater näher gerückt, bekommt Aussicht auf eine Carrière und liebt um dieser Carrière willen Nandine, des Ministers Tochter. Verletzend wie Cecil's Gemüthsgänge sind, egoistisch wie sich hier ein Gedanke an den andern reiht, ist es ganz natürlich, daß Nandine als Piedestal zertreten wird und an ihrer Liebe stirbt.

Sie weiß, woran ſie ſtirbt, und Cecil weiß es auch; denn in der Todesſtunde denkt er: »Fünf Jahre hat ſie dich geliebt, mit einer muthigen, ſtandhaften Liebe, die alle Hinderniſſe, alle Entfernungen überdauert und jede Prüfung überſtanden hat, jede — ſogar deine Treuloſigkeit. Aber du! ſobald du ihrer Hand und ihres Herzens gewiß warſt, haſt ſie nicht geliebt. Warum brachſt du nicht mit ihr? Darum: ſie iſt die Tochter ihres Vaters, und du glaubteſt ihn nöthig zu haben bis jetzt« . . . und Nandine ſagt: »Du mußt mir verſprechen, daß du künftig lieben willſt, dich ſelbſt vergeſſen willſt, denn in einem Andern leben, das iſt die Liebe!« Und in dieſem Sinne geht es zwei Bände fort, zwei Bände voll betrübender Hinblicke auf Cecil's ſelbſtiſches Weſen, das nie anzieht, aber ſehr oft abſtößt. Anders iſt das mit Renata, die erſt einen Ungar Emmerich, einen feſten, kräftigen, edeln Mann und dann leider! Cecil liebt. Renata iſt eine tugendhafte, an ihre Pflicht gekettete Frau, ein Weſen höherer Art, nicht anmuthig, nicht graziös, keine Marga-

retha, keine Fauſtine, ſie hat nicht die feine, faſt überreizte Organiſation, die durch Colorit, Beweglichkeit der Züge ſchön macht: ſie iſt ſehr mager, dadurch treten ihre Züge ſcharf hervor, ſie entbehrt der Regelmäßigkeit, welche in einem Frauenantlitz mit ihrer Härte verſöhnt. Die Augen ſind hell und ſanft, aber faſt immer von ſchweren röthlichen Augenlidern zugedeckt. Der Mund iſt ſehr groß und ohne Lieblichkeit, denn er verſchließt eine Welt von Gram. Die Schönheiten zweiter Ordnung, das Haar, der Teint, die Zähne, nichts iſt ausgezeichnet. Und wenn Cecil faſt zu dem Reſultate kommt: »ſie iſt häßlich! wie geht es denn nun zu, daß ſie intereſſant ausſieht?« ſo bleibt ſein Auge auf ihrer Stirn ruhen, die mit feſter klarer Ruhe dem ganzen Antlitz einen geiſtig hohen Ausdruck giebt. Wie Mondenlicht über eine Ruine! »Dieſer Menſch,« ſagt die Verf., »der ſein halbes Leben an äußern Erfolg verſchwendet hatte, ſehnte ſich danach, die andere Hälfte an eine Frau zu verſchwenden, die nichts von dem Allen war und hatte, was ihm

bisher als das Wünschenswertheste und Köstlichste erschienen war.«

Renata ist von der Verf. mit großer Liebe gezeichnet worden. Sie hat das Pflichtgefühl in ihr personificirt. Diese Frau, die an einen Blödsinnigen verheirathet ist, wankt nicht, als ihr Geliebter Emmerich sagt: »Ein Band wie zwischen Dir und Egon ist keins, hat nicht die Basis der Gegenseitigkeit, macht Dich zu seiner Wärterin, nicht zu seinem Weibe,« sondern antwortet: »Laß uns doch versuchen, um der Liebe willen gut zu werden, besser als wir sind ... und nicht schlechter, nicht so schwach, so feig, so heftig.« Und als Emmerich dennoch auf Scheidung besteht, ruft sie: »Ich habe Dir gesagt, daß ich die Liebe nicht als einen Freibrief verstehe, um Schlechtigkeiten zu begehen. Wer bei den gemeinsten Angelegenheiten des Lebens sein Wort nicht hält, wer von der Fahne desertirt, zu der er geschworen, ist entehrt, gilt für niederträchtig. Und ich sollte ehrlos mein Wort brechen, weil ich Dich liebe? Das ist Unsinn, Emmerich.« Hier tritt eine wahre, edle

Geſinnung, ein friſcher, geſunder Luftzug ein, der uns von den unbehaglichen Gefühlen, die uns der erſte Band giebt, heilt. So lange Renata die Tragerin dieſer Geſinnung bleibt, iſt ſie für uns eine erhebende, erquickliche Erſcheinung, die zwar eher Ehrfurcht als Begeiſterung einflößt, aber die ſo ſtark iſt, daß wir hoffen dürfen, dies Gefühl werde ſich bis zuletzt erhalten. Das iſt aber nicht der Fall. Indem man Renata's Geſchichte anfangt, denkt man: O die bleibt treu, o die bleibt feſt — aber nein! auch ſie wankt, auch ſie zeigt, daß die Treue ein Traum und die Liebe ein Hirngeſpinnſt iſt. Wie das wehe thut! Wie man ſich verſucht fühlt, mit der Verf. ob dieſes Irrthums zu rechten, wie es uns unmöglich dünkt, daß eine Seele, die Emmerich liebte, dieſen in den Hintergrund drängen und Cecil, den Egoiſten, an die Stelle ſetzen kann. Von dem Augenblicke ſinkt der Charakter Renata's, von dem Augenblicke haben wir keine Bewunderung, ja nicht einmal Achtung mehr. Aus Pflicht giebt ſie Emmerich auf, und als ſie frei wird, als ſie dem auf ihr Bitten

verheiratheten Emmerich auf ſeine Frage: »Nicht mir wirſt Du gehören, aber auch keinem Andern?« antwortet: »Thor, ich gehöre ja Dir und darum keinem Andern!« vergißt ſie ihn ſo ſehr, daß ſie hofft, glücklich mit Cecil zu ſein. Das iſt ein Mißton, ein Fehler, eine Verirrung. Zwar kommt die Nemeſis, ſchnell, fürchterlich, macht Emmerich wieder frei und bringt ſeine Leiche nach Nizza, in dem Augenblicke, da Renata einen geiſtigen Treubruch begeht, aber was hilft das dem Leſer — der Glaube iſt zertrümmert!

Die Gräfin Hahn hat ein mächtiges Zweigwerk, viel Epheu und Schlingkraut ineinander geflochten, Details gegeben, die den Baum zum Wald anwachſen laſſen; hat hier eine Schweſter reiſen, dort eine ſich ſcheiden und wieder heirathen, eine Thorſchreiberstochter lieben und ſterben laſſen, hat wieder ein Buch voll Reflexion, voll Geiſt, voll Phantaſie geſchrieben, dennoch reißt es nicht hin, bleibt es unaufgelöst, ſchmerzhaft. Cecil beſſert ſich zwar, aber nur etwas, Emmerich ſtirbt, Renata lebt, aber ohne Selbſtachtung: da

iſt kein Schluß, kein beſtimmter, feſter, alle Ereigniſſe übertönender Accord, da klagt es zuletzt in Cecil's Brief ganz unheimlich, ganz zerknirſchend. Da fragt ſich der Leſer: Was iſt hier die Grundidee? Und da er ſie nicht finden kann, fallen ihm — zum Troſt Renata's Gedanken auf der Felsklippe zu Nizza ein, ſie heißen alſo:

»Nichts iſt wohl intereſſanter als die verſchiedenen Exiſtenzen zu beobachten, was ſie für eine beſtimmte Färbung oder Stempel — wie man's nennen will — tragen, von dem ſie ſich durchaus nicht losmachen. Es liegt etwas Fataliſtiſches darin, und je beſtimmter der Charakter ausgeprägt iſt, um deſto mehr tritt es hervor, weil alsdann die Beſtrebungen in dieſem Sinne um deſto mächtiger ſind. Es ſind nicht widrige Verhältniſſe noch Schickſale in der gewöhnlichen Bedeutung voll Luſt und Leid, die wechſelnd durch das Leben der Menſchen ziehen und bei dem Einen etwas länger, bei dem Andern etwas kürzer verweilen; es ſind ſo zu ſagen innere Schickſale, zu denen der Menſch nun gerade berufen iſt. Es iſt ein

Wort über ihn ausgesprochen, das heißt: Zu spät! — oder: Umsonst! — oder: Glück auf! — oder: Einsam! — oder: Hüte dich! — und ich meine oft: die größte Lebensweisheit würde darin bestehen, daß der Mensch gleich beim Eintritt in's Leben zum Verständniß darüber käme. Die großen Menschen finden auch schnell das Wort, das ihr Leben regiert, versuchen nicht diese Magnetnadel nach allen Seiten der Windrose zu drehen, sondern folgen ihr zuversichtlich. Aber die Uebrigen, auch sehr begabte, auch sehr kluge, finden es dennoch nicht, rathen und tappen herum, sträuben sich dagegen, legen die Hände in den Schooß, oder überanstrengen sich — und machen trotz Kraft und Willen die Sachen verkehrt, das kommt daher, weil sie ihr Bestimmungswort nicht gefunden haben. Dies klingt bizarr, ich weiß es wohl, aber unwahr ist es nicht."

Von den „Orientalischen Briefen" der Gräfin Hahn können wir mit Ueberzeugung sagen, daß sie nicht allein ein unterhaltendes, sondern ein tüchtiges Buch sind. Kleine Nachlässig-

feiten im Styl kommen nicht in Betracht, wenn wir den gesunden, saftigen Kern im Auge behalten. Wo ein Baum in voller Blüthe prangt, da stört kein dürres Reis. Zwar vagabondirt auch hier die Verf. vom Hundertsten in's Tausendste, spielt bald mit Waldweibern, die mit langem, schleppendem Mantel im Dickicht wandeln, oder verliert sich in die ägyptischen Nebelzeiten, ist auch etwas exclusiv, hat auch hier ihre Sympathien und ihre Antipathien, tritt hervor in ihrer Ichheit, die sich nie verleugnet, die auf jeder Seite, in jeder Reflexion ist, aber erzählt auch, stellt dar und so lebendig, so einfach dar, daß man sich wohl an ihrer Seite fühlt. Der bläuliche Duft des Bosphor umschwimmt uns, wie er die Moscheen, die Landschaft mit dem stillen Cypressenhain in Constantinopel umfließt. Dennoch ist es gerade die Schilderung von Constantinopel, die uns weniger anzog, vielleicht darum, weil sie entweder etwas uns Bekanntes berührte oder auch weil die Verf. hier zu weitschweifig geworden ist. Nicht, daß man nicht Bände mit Con-

ſtantinopel füllen könnte! Wälzt ſich doch uns hier eine Welt entgegen, öffnet ſich uns doch hier die Pforte des Orients mit ſeinen Mährchen, ſeinen Wohlgerüchen, ſeinen auf Goldgrund gemalten Arabesken. Aber wie man die Seiten füllt, das entſcheidet. Und es will uns bedünken, daß die Gräfin Hahn zuweilen auf gut Glück jedes Süjet beſchrieben und beſprochen hat. Daß ſie das mit Geiſt, mit Grazie, mit Liebenswürdigkeit thut, iſt vielleicht nicht hinreichend genug, um den Leſer für manche kleine Ungeduld ſchadlos zu halten. Die Gräfin Hahn ſitzt gemüthlich vor dem Schreibtiſche; ſie denkt an die ferne Mutter, an die Schweſter, an den Bruder, an die Gräfin Schönburg-Wechſelburg. Das iſt ihr Publikum. Geſchrieben iſt das allerliebſt. Gedruckt wünſcht ſich die Verf. ohnſtreitig hie und da ſelber eine Stelle weg, wie ſie ſich der Leſer, das große Publikum, wegwünſcht. Aber für Alles das lohnt ſie plötzlich durch den Brief aus dem Kloſter Carmel im zweiten Bande. Aus dem ſpricht eine feurige, eine erhabene Stimmung. In die-

ſer Situation, auf dieſem heiligen Berge umrauſcht ſie eine wahre Weltfreiheit. Da ſchildert ſie die Stille — daß Einem — in dieſer Stille — vor Sehnſucht das Herz bricht. »Wer ſich aufmachen und nach dem Carmel ziehen könnte!« Das iſt die Flamme, die die Verf. durch dieſe Beſchreibung angefacht hat. Sie ſelbſt ſagt: »Gott! dieſe Stille! es iſt ordentlich, als rieſelten Einem die Wellen durch die Bruſt, daß man den eigenen Herzſchlag nicht mehr fühlt. Man möchte ſich in ſie hineinbetten, wie in eine Ruheſtatt und ſich ihr Gebraus zum Wiegenliede machen. Das würde ein Schlummer des Friedens ſein! und welch ein Erwachen! — O die Momente, wo man ſich der Natur gegenüber nicht als Individuum fühlt, dies Hinüberwallen des Geiſtes in den großen Geiſt des Weltalls — dies Verſchwimmen des eigenen Seins in das unbegrenzte, gemeinſame Sein — dieſe Auflöſung alter Leidenſchaft in träumeriſche Extaſe — gewähren die intenſivſte Seligkeit. Es iſt das Paradies: Fülle der Befriedigung ohne Mahnung an irgend

eine Bedürftigkeit.« Und ſpäter erzählt ſie: »Ein Gewitter hat über dem Meere geſtanden. In aller Frühe weckten mich Blitze. Dann verband der Donner ſeine tiefe Orgelſtimme mit den großen Glocken des Meeres. Eine Windsbraut kam herauf, trieb die Wolken zuſammen, die ſich in einen Regenſturz ergoſſen. So verging der Tag. Ich ſchrieb, ich lag im Fenſter. Nun ſinkt die Sonne . . . wie ſchön! Der lichtblaue Himmel Syriens iſt über dem tiefblauen Meere ausgeſpannt und am Horizont durch einen goldenen Streifen von ihm getrennt. In der Mitte dieſes Streifens hängt, wie ein Rubin im goldenen Halsband, der Sonnenfeuerball und ſinkt und ſinkt, langſam, immer noch ſtrahlend, erdenmüde, wie ein großes, göttliches Auge — ganz langſam in die unbekannte Welt der Tiefe hinein. Jetzt iſt ſie untergegangen, und wie ſanftſchirmende Augenlider ſchließen ſich Meer und Himmel über ihr.« Vom Carmel aus giebt uns die Verf. eine Beſchreibung von Nazareth und dieſe Beſchreibung iſt würdig, ſchön, natürlich: wir meinen, frei von

jeder erkünstelten Entzückung oder vorgegebener Zerknirschung, voll ernster Andacht, mit dem Hinblick auf die Vergangenheit. Und das ist so achtungswerth an der Gräfin Hahn, daß sie sie ist durch und durch. Sie prunkt nicht mit erlernten Ansichten; sie dichtet sich nicht Anschauungen an, die sie nicht hat. Sie ist einfach und wahr. Um dieser innern Wahrheit willen lieben wir die Verf. selbst in Jerusalem, vor dem die Pilger jauchzend auf die Knie sinken und in dem sie so viel, zu geistreich reflectirt hat. Sie will sich nun einmal nicht überstürzen lassen! Sie will die Eindrücke willkommen heißen, sie sollen sie nicht, wie der Feind, überwältigen. Ob sie Recht thut? Es ist ihre Ueberzeugung . . . sie thut Recht. Sie ist nicht wie Châteaubriand, der dem Sonnenlicht zufliegt und um sich die Wirklichkeit verklärt; sie ist nicht wie Lamartine, dessen Geist Schwärmerei ist, »sie sucht die Wahrheit, den Ernst, die Kraft,« und so kommt's, daß sie keine begeisterte Briefe aus dem Oriente schreibt. Der Leser muß recht tapfer mit ihr durch Dick und

Dünn und endlich ſogar durch die Wüſte nach Cairo. Hu, wie wir uns eilig mit ihr in das ſchöne große Hôtel drängen und von allen Kameelſtößen und Sandwolken im weichen Sopha ruhen! Cairo iſt ja die ächte orientaliſche Stadt, mit der arabiſchen Architektur, eine Schweſter der Alhambra. In der läßt ſich die poeſieloſe Wüſte leicht vergeſſen, in der bewegt ſich die Verf., als hätte ſie ihr Lebtage keine Kameelſtöße bekommen, frei und leicht wie eine Gazelle. Und mit dieſen Gazellenſprüngen hat ſie auch die Pyramide des Cheops erſtiegen.

Weniger anſprechend iſt die Nilreiſe, deren Stoff nicht ausreichend war, die die Verf. nicht anregte und durch die ſie auf den Gedanken kam, uns eine endloſe Tempelſchau als Schutthaufen vorzuführen. Das war keine glückliche Idee. Bedauerlich auch iſt es, daß die Verf. in Griechenland ſo wenig zum Geben und Empfangen aufgelegt war. Es ruht eine ſchwermüthige Stimmung auf dieſen letzten Seiten. Man empfindet es der Gräfin Hahn nach, daß ſie im Orient in

ihrem Element war, daß ſie in der Vergangenheit, im Schattenreich, neben den ſtillen Königsgräbern, den ſtillen Pyramiden und Sphynxen ſich wohler als in dem zerrütteten Griechenland gefühlt hat. Daher dieſe Traurigkeit, die wie eine Elegie ſich über europäiſche Zuſtände ergießt.

Die Verfasserin von Schloss Goczyn.

Fünf verſchiedene Bücher liegen vor uns auf dem Tiſche. Alle aus einer Feder gefloſſen. Alle in dem Zeitraum von wenig Jahren von der Verf., deren Namen wir nicht kennen, in die Welt geſchickt. Oft vortheilhaft recenſirt, zuweilen mit Bitterkeit getadelt. Wir geſtehen von vornherein, daß, wenn wir nicht unbedingt loben können, wir doch weit entfernt ſind, ungerecht tadeln zu wollen. Im Gegentheil haben wir mit großer Theilnahme Schritt für Schritt das ſchöne, junge Talent verfolgt und uns an den kühnen Flugverſuchen, die es gewagt, erfreut. Nur ſind dieſe Flugübungen mehr Verſuche als wirkliche Wolkenfahrten geweſen. Die Verf. hat ſich hier und da erhoben, hat hier und da einen Berg, einen Fluß, ja wohl ein Gebirg überſchritten, aber ſie hat nicht mit kräftigem Tritt die Erde zurückgeſtoßen, um

in den Lüften zu thronen; sie ist wie jene Schwalben gewesen, die den Regen ankündigen, mit ihren Federn Blumen und Kornfelder streifen und den französischen Ausdruck: raser la terre, wahr machen. Sonderbar, daß ihr erstes Buch als Roman das beste von denen, das sie geschrieben hat, ist, und daß sie statt auf-, niederwärts stieg. »Schloß Goczyn« versprach in der Anlage und Ausführung Blüthen, die nicht in Einem Buch zu Früchten werden konnten. »Schloß Goczyn« ist ein Werk, das alle Nerven zittern, alle Pulse schlagen macht. Es ist ein Griff in das zarteste Gewebe der Seele oder vielmehr: es ist selbst ein unendlich zartes, durchsichtiges Gewebe, unter dem die Herzen jauchzen und weinen, beben und stille stehen. Alle Charaktere sind scharf und richtig gezeichnet. Da ist Alles so sicher, so logisch, so nothwendig und doch so unwillkürlich und so überraschend, daß der Leser sich selbst aufgiebt und nur in dieser Geschichte durch sie lebt. Im ersten Capitel lernen wir »Schloß Goczyn« kennen. Es steht in den aufdampfenden Nebeln. Aieran-

der und Edgar von Aarhauſen, Brüder, ſitzen ſich im ſtillen Zimmer gegenüber. Alexander will ſich ohne Neigung verheirathen, und Edgar nennt das eine Thorheit. Im zweiten Capitel kommen zu dieſen zwei Perſonen: Mathilde, Alexander's Braut, ſpäter ſeine Frau, und Heinrich, Alexander's dritter Bruder. Nach der Trauung ſagt der Prediger zu dem jungen Ehemann: »Mathilde iſt bis jetzt nicht nur von jedem Flecken, ſelbſt von jedem Hauche rein geblieben. Sie iſt im ſchönſten Sinne ein Kind. Machen Sie, daß ſie es bleibe! Laſſen Sie ihr die Unwiſſenheit in tauſend Dingen. Geben Sie ihr keine Erfahrung. Es iſt ein zweifelhaftes Gut. Der Frieden iſt ein ſicheres, und Frieden hat ſie bisher gehabt, mit ſich, mit Gott und der Welt. Vor Allem bitte ich Sie herzlich, ſpotten Sie nie über ihren Glauben. Er iſt das Beſte, das ich dem lieben Kinde gegeben habe; ich wäre ſehr unglücklich, wenn er ihr genommen würde.« Darauf denkt Mathilde, als ſie in dem Schloßgarten wandelt, wo einige Nachtigallen ſchlagen und eine große Gruppe weißer Roſen

im dunkeln Schatten steht: »Ich werde hier zu glücklich sein!« Zu glücklich sein? Heißt das nicht etwas erlangen, das unglücklich macht? Das Verhältniß zu Heinrich und zu Alexander stellt sich in den folgenden Capiteln heraus. Alexander ist ein in sich verschlossener, aber geläuterter, Heinrich ein feuriger, zu läuternder Charakter. Beide hängen mit jener Liebe aneinander, die die Naturbande wecken und die Sympathie nährt. Heinrich ist jung, Alexander ist reif. Der Eine ist ein Werdendes, der Andere ein Gewordenes. Deswegen auch begreift Heinrich nicht, daß Alexander in dem Besitze Mathildens so ruhig sein kann. Das giebt Veranlassung zu einer Scene, worin ihm Alexander sagt, daß er geliebt habe und von seiner Braut für seinen Bruder Edgar verlassen wurde, daß dann die Treulose sich von Edgar's Kälte überzeugt, diesen aufgegeben, einen Russen geheirathet und gestorben sei. »Was sagte da Edgar?« fragt Heinrich. »Er bedauerte sie.« »Und Du?« ruft Heinrich. »Es ist vorüber,« antwortet Alexander. »Der Mensch über-

windet viel.« In dieser Antwort ruht Alexander's Charakter. Männlichste Stärke und männlichste Resignation. Sie besiegen Heinrich's Unmuth, und eine aufkeimende Leidenschaft unterdrückend, beschließt er erst zu reisen und dann auf eine Forstschule zu gehen. Nun rollt ein neuer Vorhang auf. Wir sehen Edgar im Verhältniß mit einer Frau, die er kalt behandelt und die ihn liebt. Edgar gehört zu Denen, die sich lieben lassen. Es ist eine berechnende, schroffe Natur, halb Eigendünkel, halb Egoismus, keineswegs von der reinen Güte durchglüht, nur sich denkend, nur für sich schaffend, ein Mann, der eine schneidende Logik in's Leben getragen und der Liebe unzugänglich scheint; einer von Denen, die, indem sie das Dasein einer Frau brechen, nicht schuldiger als das Gewitter zu sein glauben, das die Blumen zerreißt. Wundervolles System, das dem Egoismus und der Undankbarkeit dient! Ist es doch, als wenn solche Gemüther die Liebe für ein Gefühl halten, das Alles niedertritt: die Moral und das Gesetz. Sie betragen sich in ihr wie in

Kriegszeiten, sie schlagen, verwunden, tödten, ohne deswegen Missethäter zu sein. Ueberall anders ist man menschlich. Hier auf diesem Terrain kann man zum Scharfrichter werden. So ungefähr ist Edgar, und Edgar kommt mit Hortense, der Frau seiner Liebe (?), nach Goczyn. Hier schürzt sich der Knoten. Mathilde wird plötzlich durch den Anblick einer andern Liebe auf Das aufmerksam gemacht, was ihr in Alexander fehlt. Sie blickt umher. Ihre Augen treffen auf Edgar's. Es ist der Sylvesterabend. Die Mitternacht ist nahe. »Der Zukunft,« sagt Alexander ernst. Die Gläser tönen leise. Edgar steht bei Mathilden. »Der Zukunft,« wiederholt er. Das ist die Exposition, die ungefähr die ersten hundert Seiten füllt. Der Leser erräth, daß Mathilde Edgar lieben muß. »Keiner konnte sich solche Reinheit mit einer Leidenschaft zusammendenken, und Alle vergaßen, daß Nichts reiner als das glühende Sonnenlicht ist,« heißt es von Mathilden. Und wirklich gebt sie auch sich selbst unbewußt am Abgrunde hin und schreibt Heinrich, wie Unrecht er

Edgar thue, wenn er ihn kalt nenne. In diesem Briefe hat die Verf. den ganzen Duft einer jungfräulichen Seele niedergelegt. Die Worte glühen in Liebe und sprechen doch nicht von ihr. Auf Heinrich wirkt das fürchterlich. Er hat in der Wuth über Mathildens Brief alle Verbindungen aufgegeben, lebt wie ein Einsiedler und läßt in Boczyn nichts von sich sehen und hören. »Gut,« sagt Alexander, »so wollen wir ihn durch Ueberfall fangen.« Und ohne daß einer ihrer Freunde es ahnt (Edgar ist natürlich längst vom Schlosse fort), kommt das Ehepaar zum Wollmarkt in der Residenz an. Alexander's erster Gang ist zu Heinrich. Er findet ihn äußerlich so verwildert, daß er ihn hart anfährt. »Was habe ich gethan?« fragt Heinrich. »Ganz und gar Deine Stellung vergessen,« antwortet Alexander. »Du hast alle Deine gesellschaftlichen Pflichten mit Willkür verletzt. Und warum? weil Deine Eitelkeit das Lob Deines Bruders nicht ertragen konnte.« Heinrich zieht den Mund zusammen, um die Thränen zu verschlucken, die ihm glühend in die Augen dringen. Alexander

ſieht es, fragt aber noch immer gleich ſtrenge: »Weißt Du, daß das kleinlich iſt?« »Ich konnte es ja nur von ihr nicht ertragen,« ſagt Heinrich, »und wenn Du wüßteſt, wie ſie von ihm geſchrieben hat!« Zugleich ſucht er unter den Papieren Mathildens Brief hervor und bietet ihn dem Bruder. »Was ſoll das wieder?« fragt Alexander. »Iſt der Brief etwa an mich geſchrieben?« In dieſem feinen Zuge charakteriſirt die Verf. mit unendlich zartem Sinne jene Bildung des Gemüths, das jede Individualität zu ehren weiß. Sie macht hier unwillkürlich auf die groben Mißbräuche in der Ehe aufmerkſam, die jeden Athemzug zum Gemeingut werden laſſen. »O Alexander,« ruft nun Heinrich, »Edgar hat dich ſchon einmal betrogen; es wird zum zweiten Mal geſchehen. Dein blindes Vertrauen wird dich unglücklich machen wie ich es jetzt ſchon grenzenlos bin.« Aber Alexander bleibt ruhig. Er ſchickt Heinrich zu Mathilden. Auch Edgar ſieht ſie anſcheinend gefaßt wieder. Alles iſt roſenroth, bis plötzlich Alexander die Nachricht von einem Brande auf

einem seiner Güter bekommt, was ihm zur Abreise bestimmt und die Gemüther wach rüttelt. Mathilde fühlt wieder, daß sie liebt, und Edgar gesteht sich, daß ihm zwar bei diesem Kinde wohl sei, daß er es aber nicht liebe. Am Tage der Abreise, wo Alexander mit der nun blassen Mathilde fort nach der Brandstatte rollt, schickt Heinrich sich an, eine heftige Scene mit Edgar zu haben, aber dieser sagt ihm, daß er nach Paris gehe. Dieser Entschluß gießt augenblickliche Ruhe in Heinrich's Adern. Alexander und Mathilde sind indeß am Orte ihrer Bestimmung angelangt. Das abgebrannte Vorwerk wirkt eben so trübe auf sie als die Entdeckung, daß Alexander's Vermögensumstände sich sehr verwickelt haben. Muthig kämpft sie gegen ihre Liebe. Sie liest weder in den Büchern, die Edgar ihr gegeben hat, noch treibt sie Musik, die an ihn erinnert hätte. Der Sommer vergehet. Edgar kehrt heim. Er hat sich in Paris nicht ganz von Mathildens Bild los machen können. »Ich möchte an Alexander's Stelle sein — um auszuruhen — weiter nichts.

Ich liebe sie nicht,« sagt er und tritt bei Hortense ein, die er in Witwenkleidern, also frei findet. Heinrich ist indeß in Goczyn angelangt. Alexander ist vielfach beschäftigt. Mathilde ist fast immer allein. »Weißt Du, daß Hortense Witwe ist?« fragt Heinrich nachdrücklich. Mathilde wird todtenbleich. »Du liebst ihn!« murmelt er. »Du liebst ihn!« »Ja,« antwortet sie mit schmerzlichem Lächeln. »Ich kann nicht anders!« Die Scene, die nun folgt, ist ein Meisterwerk. Mathilde zeigt sich in ihrer ganzen Seelenreinheit. Sie liebt, aber sie ist nicht schuldig. Heinrich wird auf's Neue der Hausgenosse der beiden Menschen, die er mit gleicher Heftigkeit liebt. Auch scheint die Schwüle sich zu legen, da Edgar Hortense heirathen will. Mitten in diesen für ihn gleichgültigen Verschlingungen trifft ihn ein Brief Alexander's, der ihn nach Goczyn entbietet. Er geht ungern. Aber als er auf den Hof rollt, schlägt sein Herz und er eilt in's Schloß. Der Erste, den er sieht, ist Alexander, mit dem er über die zerrütteten Güterverhältnisse spricht. Sie bedürfen [illegible],000 Thaler,

um die Adminiſtration in Fluß zu erhalten. Wie ſie ſchaffen? Edgar hofft ſie auftreiben zu können und ſieht nun Mathilden wieder. Jetzt umfaßt er ſie mit Liebe, das heißt mit jener egoiſtiſchen, an ſich reißenden Liebe, die ihn charakteriſirt. Er will aber als Ehrenmann (!!) handeln, will erſt Mathildens Mutter und dann Alexander durch ſie zu einer Scheidung vermögen und hält mit der Erklärung ſeiner Liebe gegen Mathilde noch zurück. Daß er an Hortenſe gebunden iſt, kümmert ihn wenig. Auch quälen ihn die 100,000 Thaler, die er nicht auftreiben kann. So kommt das Frühjahr. Es treibt ihn nach Boczyn. Er denkt nun ſcharf über die Art nach, mit der er Alexander das Geſtändniß ſeiner Liebe machen kann. Wie er anlangt, iſt Niemand im Schloß. Er findet Mathilde im Garten. Als ſie ihn ſieht, ſchweigt ſie, aber ihre Hände ſchließen ſich krampfhaft aneinander. »Mathilde,« ruft er, »dachten Sie an mich? Sie müſſen mein werden.« »Das kann niemals geſchehen,« antwortet ſie weinend. Heinrich endet dieſe verletzende Scene,

und Alexander ſpricht die Nothwendigkeit, Goczyn zu verkaufen, aus. Die drei Gebrüder Narbauſen rüſten ſich, den Siz ihrer Ahnen zu verlaſſen. Das führt eine rührende Unterredung zwiſchen Alexander und Mathilde herbei, worin er ihr ſagt: »Ich habe Dich nicht glücklich gemacht,« und ſie antwortet: »Du haſt mich nicht geliebt.« Plözlich und ganz unerwartet tritt nun ein Ereigniß ein, das dem Leſer mit Geierkrallen in das Herz faßt. Alexander kann es nicht ertragen, Goczyn zu verlaſſen; man iſt zur Abreiſe gerüſtet, der Kutſcher zieht ſchon die Pferde aus dem Stalle, da geht Alexander auf ſein Zimmer und erſchießt ſich. Er iſt lebensſatt, herzensmatt; das Daſein hat ihn gedrückt, jezt wird es ihm zu ſchwer. Ein Zettelchen, das auf dem Schreibtiſche liegt, ſagt das mit einfachen Worten, die wie Grabesgeläute klingen. Mathilden vermacht er Heinrich. Sie iſt nun frei. Aber ſie iſt es auf eine ſo erſchütternde Weiſe geworden, es hat ſich plözlich ſo viel Reue in dies reine Gemüth geſenkt, daß ſie ſich zur Einſamkeit verdammt und auch dann

nicht wankt, als Edgar ſie nochmals um ihre Hand bittet. Dieſer entſcheidende Augenblick charakteriſirt vollends den kalten, egoiſtiſchen, herzloſen Mann, der Nichts über ſich kennt und der ſogleich feindlich wird, als Mathilde ganz gebrochen nochmals ſagt: »Ich kann nicht die Ihre werden.« Statt Mathilden in ihrem Schmerze zu ehren, geht er von der flehendſten Leidenſchaft in die feindlichſte Kälte über, verbeugt ſich, ſagt: »Ich habe die Ehre mich zu empfehlen,« und verlobt ſich auf der Stelle zum zweiten Mal mit Hortenſe, mit der er ſich dann auch verheirathet. Damit iſt denn eigentlich der Roman geſchloſſen; was nachkommt, iſt wenig. Mathilde verlangt nach Italien, reiſt, nachdem ſie Edgar abgewieſen, auch ſogleich ab, iſt ſo erſchüttert in ihrem Weſen, daß ſie am Nervenſchlage ſtirbt, als ſie Edgar's Verlobungskarte bekommt, und giebt Heinrich kurz vor ihrem Tode Papiere, die er Edgar überbringt und die dieſen von ihrer Liebe überzeugen und ihn von ſeiner Selbſtſucht heilen. Das iſt der einzige Fehler in dieſem lebensvollen Bilde, daß

es zuletzt doch zerfließt. Die Verf. will durchaus, daß ſich Alles in einen Mollaccord auflöſe. Heinrich muß ſeinen Haß gegen Edgar aufgeben und Edgar muß ſagen: »Für Andere hatte mein Herz nichts — es ſoll nicht länger wahr ſein.« Weibliche Autoren verfallen leicht in dieſen Irrthum. Indem ſie ihrem weichen Gefühl, dem Mitleid für ihre Geſchöpfe folgen, wollen ſie, nachdem ſie ſie ſo zu ſagen eine Zeit lang gemartert haben, beſtmöglichſt glücklich und gut machen. Aber man frage ſich, die Hand auf das Herz, ob das wahr, ob das logiſch iſt, daß ein Menſch wie Edgar, der in ſeinem ungeheuerſten Egoismus ſich nicht ſcheute, die Ehe ſeines Bruders zerſtören zu wollen, der nicht durch den tragiſchen Tod des Bruders abſteht von ſeinem Beginnen, daß der endlich auf Mathildens Grabe zur Beſinnung kommt und ſeine Selbſtſucht abwirft? Nein, Menſchen, denen Nichts heilig iſt und denen Alles dienen muß, ſind mit eiſernen Klammern um's Herz geboren. Das Leben kann ſie feſter, aber nicht weicher machen; es ſind Napoleonsnaturen, Naturen,

die durch den Kopf leben, die Alles berechnen, die die Liebe wie eine Mora betrachten, die ſie auf kranke Theile legen, außergewöhnliche, meiſt erſchreckende Erſcheinungen, Erſcheinungen, vor denen man ſich hüten und wahren muß, eine Nebenbranche der Vampyre, die dann am beſten leben, wenn ſie ſich am Herzblut Anderer ſättigen können. Edgar, der ſich beſſert, der weich wird, der gute Entſchlüſſe faßt und ausführt, iſt ein gutmüthiger, ſehr unlogiſcher Irrthum der Verf. Ein zweiter iſt der, daß ſie die Ehe in ihrem Buche nicht aufrecht, nicht heilig genug hält, daß ſie über dies Verhältniß, das ernſteſte in der Welt, ſo leicht hinwegſpielt, als könne man es wie ein Kleid ab- und anlegen, daß ſie nicht durchdrungen genug von der wahrhaft teufliſchen That eines Bruders ſcheint, der, nachdem er ſchon Alexander's Geliebte ihm geraubt, ihm nun auch die Frau ſtehlen will. Aber neben dieſem Irrthume ſchießen wunderbare Blumen aus der Aſche dieſes Vulcans auf, denn dieſes Buch iſt ein Vulcan. Da iſt ſo viel naiver Enthuſiasmus,

so viel Glauben, das ganze Gefolge der blühenden Jugendträume, daß das Gehämmer dieser Leidenschaften unzählige Gedanken gleich Sylphen aus leichtem Schlaf weckt. Wie viel Natur und Wahrheit ist an Heinrich verschwendet; wie viel Duft und Zartsinn an Mathilde! Wir haben mit Willen eine vielleicht Manchem zu genau scheinende Analyse des Buchs gegeben, weil die Erfindung den Charakteren entspringt und wir von dem Einen nicht reden konnten, ohne des Andern Erwähnung zu thun. Wir wenden uns jetzt zu dem zweiten Werke der Verf., zu »Marie«.

»Marie« hat lange nicht die dichterischen Farben des »Schloß Boczyn«. Ist das Eine ein Heldengedicht, so ist das Andere eine Idylle. »Marie« entnüchtert den Enthusiasmus, den »Schloß Boczyn« geweckt hat. Es ist ein Buch wie viele Bücher: eine schlanke vom Winde leicht bewegte Pappel, ohne Schatten und ohne weitreichende Zweige, eine Erzählung, bei der man weder gerührt noch gelangweilt, weder erhoben noch zerschmettert wird, ein Gemälde, das das Innere

einer Familie am Frühstücks- oder Theetische zeigt, recht hübsch, recht sinnig, recht geistreich, aber auch eins von denen, die keinen tiefen, unauslöschlichen Eindruck zurücklassen. Dazu kommt, daß die Verf. in »Marie« eine große Masse Gedichte mit hineingeflochten hat, die der Entwickelung und dem Gange der Geschichte hinderlich sind. Wo man Thaten möchte, findet man Verse; wo man in Fluß geräth, legt sich plötzlich ein Gedicht als Schleuse mitten in den Weg. Den Charakter der Marie fanden wir hier und da geistreich erfunden, aber manierirt durchgeführt. Offenbar ist die Verf. hier nicht von ihrem Stoffe wie bei »Schloß Goczyn« durchglüht gewesen. Sie ist nicht gewaltsam an den Schreibtisch getrieben, die Muse hat sich nicht ungerufen über sie gebeugt und sie mit ihrem Zauberstabe berührt. Sie hat ein Buch schreiben **wollen**. Goethe aber sagt: »Man merkt die Absicht und man ist verstimmt.« Mit dem Verstande, mit der Berechnung, ja mit dem kältesten Bewußtsein ist diese Geschichte entstanden, sie ist nichts Willkürliches, Nothwendiges.

Anders iſt das mit dem Werke »In der Heimath«. Hier iſt wieder Urſprüngliches, Unwillkürliches. Hier lodern wieder die Flammen des Gemüths. Ueber dies Buch könnte man ein Buch ſchreiben. Ueber hundert dieſer Gedanken könnte man tauſend bekommen. Da iſt Fülle, Ueberfülle. Samen zu Himmelsblumen. Blüthen und Früchte. Ein unendlich liebliches Auf- und Abſchwärmen und eine heilige Sabbathsſtille. Was wir nicht lieben, iſt die Vorrede. Die Verf. ſollte ſich nicht ſelbſt eine Dichterin nennen. Sie ſollte das Anderen überlaſſen. Wer ſetzt ſich denn gleich den Kranz in die Locken? Es giebt viele Hände, die ſich glücklich ſchätzen werden, für ſie das Geſchäft zu übernehmen. »In der Heimath« begegnen wir plötzlich der Verf. ſelbſt, mit ihren Freuden, ihrer Sehnſucht, mit ihrem Ich, mit ihren Sympathien, mit ihren Freundſchaften, mit ihren Verhältniſſen. Die Anonymität iſt nicht aufgehoben, aber der Schleier iſt gelüftet. Wir geſtehen, daß wir uns in der Verf. des »Schloß Goczyn« eine gereifte Matrone dachten, die ihr Leben hinter ſich hat,

vom Baume der Erkenntniß koſtete, müde iſt, am einſamen Tiſche, im weichen Sorgenſtuhl ſitzt, das Feuer im Kamin aus der Aſche hervorſtöbert, träumt, ſeufzt und ſchreibt . . . Statt deſſen finden wir »In der Heimath« ein junges, vielleicht ein blondes Mädchen, den ganzen Zauber der Jugend, die kleinen muthwilligen Capriolen einer Landbewohnerin und die enthuſiaſtiſchen Aeußerungen einer Prieſterin der Natur; ein ſüßes Gemiſch von Ernſt und Scherz, von Sehnſucht und Reſignation, ein erſt in das Leben hineinſchlüpfendes, nicht ein aus dem Daſein herausſchleichendes Weſen. Sonderbares Räthſel, dieſe Schriftſtellerin! Jugend und Alter in Einer Perſon. Kaum hat ſie angefangen zu athmen und ſchon kennt ſie das Leben. Wodurch? Sollte ſie es errathen haben? Sollte ſie wie jene Somnambulen ſein, die im Schlafe Dinge wiſſen, die im Wachen ihnen unbekannt ſind? Wir ſind geneigt, hier an eine Uebergabe, an eine ungewöhnliche Begeiſterung, an einen Inſtinct zu glauben. Das Lernen, das Können, das Wiſſen iſt überflüſſig

geworden. Wie könnte sich auch anders so viel Reife neben so viel Jugend, so viel Stärke neben so viel Schwäche finden? Es sei jedoch mit dieser psychologischen Merkwürdigkeit wie dem wolle, so bleibt sie immer eine Merkwürdigkeit, eine sehr beachtens-, eine sehr liebenswerthe Erscheinung, die unsere Aufmerksamkeit verdient, die uns anzieht und fesselt. Wie lieblich bewegt sie sich bald in den gesellschaftlichen Kreisen, bald auf den Wiesen, unter dem Ahorn oder unter ihren Freunden, den Dichtern. Auch hat sie wieder Gedichte geschrieben, und diesmal stehen sie auf ihrem Platze. In diesen Briefen, auf diesen Tagbuchblättern liegen sie wie frischer, glänzender Thau. Da ist nichts zu viel, nichts überflüssig. Da spricht die Verf. bald in gebundener, bald in ungebundener Rede. Da erzählt sie keine Geschichten, schildert keinen Roman, da malt sie sich selbst, sich bald allein, sich bald mit Freunden, ohne Schleier und doch verhüllt, wahr und doch geheimnißvoll.

Warum mußte sie nach diesen Blättern eine „Haraldsburg", eine Novelle schreiben, die einem

Glas Zuckerwasser in ihrem Mangel an Spirit nicht unähnlich sieht? Warum hielt sie sich nicht hoch genug, um nur Das zu geben, was sie selbst für gut erkannte? Warum mußte plötzlich die Vielschreiberei über sie kommen und sie wie eine Whilly nicht tanzen, aber schreiben, immer schreiben, sich athemlos schreiben lassen? Wir hatten so schöne Hoffnung von dieser jungen Saat. Sie war so herrlich in »Schloß Goczyn« aufgeschossen, sie keimte und trieb auch noch in »Marie«, sie duftete bezaubernd »In der Heimath«, . . . aber ein Hagelwetter kam und Alles liegt darnieder. Das schmerzt, reizt wohl auf, macht ungeduldig und vielleicht ungerecht. Nein! diese »Haraldsburg« mit der gezierten Eugenie an der Spitze und dem mysteriösen Lucian am Ende, der nichts Geringeres als eine Copie des Tremmor in der »Lelia« von Georges Sand ist, diese verschrobenen Menschen, mit ihren verzuckerten Schmerzen und verzuckerten Redensarten, diese Billets doux auf rosenfarbenem Papier mit Goldschnitt geschrieben und mit Versen durchschossen, wo Gefühl Spiel

und Spiel Gefühl ist, diese »Haraldsburg« ist nur deswegen entstanden, weil die Verf. Seiten füllen wollte. Umsonst haben wir in ihr nach jenen geistessprühenden Gedanken, nach jenen hehren Bildern gesucht, die »In der Heimath« wie Geisterzüge auf- und abwallen. Wir fanden Nichts, aber auch gar Nichts, an das wir uns lehnen, für das wir glühen, hoffen oder zagen durften.

»Magdalene« enthält unendlich mehr als das, aber »Magdalene« ist dennoch der Verf. des »Schloß Boczyn« nicht ganz werth. Sie wird uns zürnen, daß wir das sagen, sie wird uns für ungerecht halten, daß wir einen zweitheiligen Roman so schnell verurtheilen: sie wird sich auf die Mühe, die er ihr gekostet, auf ihren Zeit- und Gedankenaufwand berufen. Wir geben ihr das Alles zu, wir sagen sogar, daß »Magdalene« viele glückliche Momente, Augenblicke voll ergreifender Wahrheit hat, aber wir dürfen auch nicht verhehlen, daß die ganze Erfindung unglücklich und, was schlimmer, verfehlt ist. Der Charakter Magdalenens, der zuerst in einzelnen Zügen liebens-

und achtungswerth erſcheint, ſchlägt plötzlich ohne hinlänglichen Grund ſo durchaus um, daß aus dem ſinnigen Engel ein brütender Dämon wird. Haben wir im »Schloß Goczyn« die richtige, klare, beſonnene Behandlungsweiſe der Charaktere und Situationen bewundert, ſo dürfen wir nicht leichtſinnig über »Magdalenens« Fehler hinwegſchlüpfen. Wir ſehnten uns nach unbedingtem Lobe — und ſind unglücklich genug, tadeln zu müſſen. Als wir »Haraldsburg« geleſen hatten, griffen wir ſchnell nach »Magdalene«. Wir trugen ihr einen reinen wohlwollenden Willen entgegen. Wir lechzten nach einem Labetrunk. Auch ließ ſich Alles recht ſchön an. Magdalene am Fenſter, im kühlen, ſtillen Hauſe, umgeben von Sonnenſchein und Nachtigallentönen nimmt ſich in ihrer verſchloſſenen Natur, Victor gegenüber, zwar ſchroff, aber rein und ehrlich aus. Sie kann Victor nicht lieben, und weil ihr Gemüth wahr iſt, ſagt ſie es ihm. Das hat etwas Wehmüthiges, nichts Verletzendes. Jeder von uns iſt in Lagen wie dieſe geweſen. Wir Alle haben Liebe zurückwei-

ſen müſſen, eben weil wir ſie nicht ganz erwidern konnten. Wer wäre auch rechtſchaffen, der für einen Goldklumpen ein Stück Blei böte? Es giebt Trauerſpiele, deren Schauplatz unſer Herz iſt. Lautloſe Trauerſpiele, worin kein Wort gewechſelt wird, wo aber der Blick Alles gewährt oder Alles verſagt. Ein ſolches Trauerſpiel beginnt in Magdalenens Herzen, als Armand auftritt. Armand liebt Margaret. Die iſt ein liebes, durch und durch liebes, jungfräuliches, frauliches Weſen, eine wahre Libelle, die mit goldenen, durchſichtigen Flügeln über den Lebensſtrom flattert, Magdalenens entſchiedener Gegenſatz, verfolgt von ihr und endlich elend gemacht — weil Armand dies Kind und nicht ſie liebt. Wie das ſchmerzt! Wie es in uns nach Gerechtigkeit ſchreit! Wie ſich unſer Theilnahme ſo raſch ab von Magdalene wendet und der unſchuldigen Margaret zufliegt. Und doch iſt das nicht der Verf. Abſicht. Sie will, daß wir Magdalenens majeſtätiſche Geſtalt erſt lieben, dann fürchten ſollen, und wir verachten ſie, verachten ſie mit Allem, was an

Nerv und Gesinnung in uns ist. Und was Armand betrifft, so ist sein Charakter ebenso verzeichnet als der der Magdalene. Man ist ordentlich froh, wenn man von dieser Unnatur zu Margaret und Aurel, zu den lieblichen Kindern kommt, die wie Schmetterlingsjäger über sammetne Wiesen fliegen und plötzlich in einen Abgrund von Elend stürzen. In denen ist der ungekünstelte Herzschlag des Einfachen und Wahren. Da fallen keine Lavaströme von der Höhe, da ist keine Schwefelatmosphäre, kein ungeheurer Aufwand von Gefühlen, die alle Asche werden, da keimen nur Veilchen und Schneeglocken, oder es erhebt sich der gesunde Stamm, um den sich der Epheu schlingt. Und diese Welt voll Unschuld und Grazie zerstört Magdalene. Und auf diese Menschen fällt der Fluch ihrer und Armand's beleidigter Eitelkeit. Das ist ein verbrecherisches Bild, voll Blutflecken, voll Gemüthsconvulsionen, um so betrübender, als die Verf. bis an's Ende eine gewisse Vorliebe für Magdalene zeigt und keineswegs unsern Abscheu für sie zu theilen scheint. Wie sollen wir das

erklären? Da fällt uns ein, daß Magdalene wohl gar die Trägerin einer Idee ist. Sie sündigt aus Liebe. Hofft nun die Verf. aus diesem Grunde auf Vergebung? Oder hat sie uns nur zeigen wollen, daß ein Weib, von Eifersucht getrieben, zu den ungeheuersten Schlechtigkeiten fähig sein und doch im Herzensgrunde edel bleiben kann? In »Magdalene« schwimmen schöne Elemente. Die Schilderungen sind lebendig. Der Styl ist kräftig. Je mehr Ruhe die Verf. gewinnen wird, desto besser werden ihre Productionen sein. Sie wird nicht Alles unbedingt dem Drucke überliefern. Sie wird zu wählen und zu unterscheiden wissen.

Georges Sand.

Im Jahre 1830, an einem jener Tage, wo Paris in Nebel und Regen gehüllt iſt, ſah ein Fremder eine junge Dame in einen Laden treten, worin Papparbeiten verkauft wurden. Sie war ſchwarz gekleidet; ihr großes dunkeles Auge drückte Schwermuth und Sorge aus. Nachdem ſie dem Ladenherrn eine ganze Maſſe kleiner zierlich gefertigter Käſtchen übergeben und von ihm eine neue Beſtellung empfangen hatte, entfernte ſie ſich. Die Erſcheinung der jungen Dame war dem Fremden ſo auffallend, daß er mit einiger Haſt fragte, wer ſie ſei. »Das kann ich Ihnen nicht ſagen,« war die Antwort, »eben aus dem Grunde, weil ich es ſelbſt nicht weiß. Sie kam vor einiger Zeit und bat um Arbeit. Ich machte eine kleine Beſtellung, die, als ſie ſie zurückbrachte, ſo vollendet und geſchmackvoll ausgeführt war, daß ich leicht

in dieser neuen Arbeiterin eine sehr geschickte Hand entdeckte. Seitdem kommt sie oft und ich kann nur wünschen, viele so gewissenhafte und thätige Arbeiterinnen zu bekommen.«

Der Fremde ging. Tags darauf in einem Buchladen Bücher durchblätternd, sah er die Dame, die seine Neugierde rege gemacht hatte, wiederum eintreten, diesmal mit noch mehr Schüchternheit als gestern, da sie sich an den ersten Commis wendend, nach einem ihm überlieferten Manuscript fragte, und mit einiger Furcht die Antwort zu erwarten schien. Sie lautete befriedigend. »Wir wollen Ihr Manuscript verlegen« hieß es, »wir wollen den Versuch wagen. Natürlich aber können wir Ihnen kein hohes Honorar bieten. Sie sind kein Balzac.« Die Dame schlug wie beschämt die Augen nieder. Der Commis hatte das Manuscript in die Hand genommen. Er durchflog es noch einmal. »Im Druck giebt das etwa zwei Bände; wollen Sie für jeden zehn Napoleon, zwanzig im Ganzen?« — Die Dame besann sich einen Augenblick, dann sagte sie doch

erröthend: »Ich nehme den Vorschlag an,« strich die Goldstücke mit einer zarten weißen Hand ein, verbeugte sich und ging. — Kaum daß die Thür zugefallen war, so stürmte der Fremde auf den Commis ein. »Wer ist diese wunderbare Dame, die gestern selbstgefertigte Pappkasten in einen Laden bringt und heute hier ein Manuscript verkauft?« — »Sie will sich nicht nennen,« antwortete der Commis, »ich glaube, sie ist aus der Provinz und unglücklich genug, um Interesse zu verdienen. Ihr Manuscript taugt nicht viel, indeß kann es immerhin mit auf den Büchermarkt geschickt werden. Es wird eben doch nicht schlechter als so viele andere Romane sein.«

Das Manuscript war auf dem Tische liegen geblieben. Der Fremde konnte sich nicht enthalten, einen Blick darauf zu werfen, die Handschrift war schön und geübt. Sie trug einen aristokratischen Stempel. An den breiten Rändern des Papiers waren hie und da Bemerkungen gemacht, aber die wenigen Correcturen im Manuscript selbst bewiesen, daß es wie aus einem Guß

entſtanden war. Der Name Indiana prangte auf dem Titelblatt und weiter unten ganz fein, ganz verſteckt, ſtand der Name Georges Sand.

Indiana war Sand's erſter Roman. Einige Capitel von Roſe und Blanche waren früher angefangen, aber vor Indiana nicht vollendet worden. Unglückliche Verhältniſſe hatten Sand in die Nothwendigkeit geſetzt, für Geld zu arbeiten. Mit ihrem Gatten zerfallen, hatte ſie dieſen verlaſſen und war mit zwei kleinen Kindern, einem Sohn und einer Tochter, nach Paris eines Proceſſes weges gekommen, der ihr einen Theil ihres Vermögens, bis dahin in den Händen des Gatten, wieder gewinnen ſollte. Die Entſcheidung des Proceſſes verzögerte ſich. Sand kannte faſt Niemand in Paris, oder war zu ſtolz, um von Jemand gekannt zu ſein. So ſchritt ſie heldenmüthig zu dem Entſchluß, für ihren Unterhalt und für den der Kinder Sorge zu tragen. Sie machte Papyrkäſtchen und ſchrieb Romane. In der Fülle der Jugend, kaum ſechsundzwanzig Jahr alt,

einer altadeligen Familie angehörend, scheuete sie weder Mühen noch Demüthigungen, um unabhängig zu bleiben. In dieser Zeit sagte ihr ihre Tochter Solange: »Wenn ich Königin sein werde, werde ich Dir den Mont Blanc schenken,« und ihr Sohn, der eine zarte anschmiegende Natur war, fügte hinzu: »Wenn Solange Dich stolz machen wird, werde ich Dich glücklich machen.«

Sand fand also in ihren Kindern und später in ihren Freunden einen reichen Ersatz für das, was ihr das Schicksal geraubt hatte; weniger in ihrer Muse, denn diese gab ihr statt Ruhe, Unersättlichkeit, und ließ sie oft an den fieberhaften Erregungen der Production wie erkranken, so daß sie sich wie in ein Meer voll glühender Wolken stürzte; aber sie gab ihr auch Genüsse, die sie bis jetzt nur geahnt, Erscheinungen, vor denen alle Wolken der Wirklichkeit in die Tiefe sanken. Bewunderungswürdig ist ihre Bescheidenheit, die wir eine Bewußtlosigkeit ihres Verdienstes nennen möchten. Aber diese Bescheidenheit ist auch der stärkste Beweis ihres Talents, da sie das Ideal,

dem Sand nachſtrebte, in ſeiner Vollendung zeigt. In einem Briefe an einen ihrer Freunde ſagt ſie: »Das Talent iſt faſt immer unentwickelter als der Gedanke. Dreiviertel der Künſtler verzehrt ſich unſtreitig, die verſchiedenen Theile eines Ganzen, das in dem Heiligthum ihrer Seele lebt und ſtirbt, würdig auszudrücken.« Und an einer andern Stelle heißt es in Bezug auf die Beſchuldigungen, die ſie zu ertragen hat: »Wahr iſt es, daß ich nicht klar, logiſch, correct genug bin. Ach, ich werfe mir täglich vor, kein Boſſuet oder Montesquieu zu ſein. Es iſt meine Schuld, daß man mich nicht verſteht.«

Indiana's Erſcheinen machte in der Literatur und der Jugend nicht wenig Aufſehen. Dies Werk war plötzlich gleich einer ſtark duftenden Blume der neuen Schule, dem Publikum zugeworfen worden, ohne daß man das Woher erfahren hätte. Zugleich zeigte es eine Pracht der Farben, eine Einfachheit und einen Zauber, der es alsbald in den Vordergrund drängte. Und doch wußte Niemand, wer Sand war. Niemand

hatte sich um sie bekümmert. Sie stand in keiner literarischen Verbindung, hatte Niemand, der sie loben, sie in Schutz nehmen, sie vertheidigen konnte. Einzig auf ihr Talent gestützt, schöpfte sie aus ihm, was sie an Kraft und Trost bedurfte. Aber gerade diese augenblickliche Isolirung erhob sie. Valentine folgte Indiana auf dem Fuß. Dann erschien Lelia. Hatten Indiana und Valentine einen vollendeten Schriftsteller neben der Frische der schönsten Jugendlichkeit, einen Geschmack und eine Natürlichkeit gezeigt, die überraschen mußte, so durfte Lelia, ihrer Originalität und ihrer Ausschließlichkeit wegen wohl auf eine günstige Aufnahme rechnen. Aber wenn sie einerseits der Unsicherheit in der Form angeklagt wurde, so schleuderte man anderseits den Fluch des Skepticismus auf sie. Sand hatte viel, Lelia's wegen, zu leiden. Im Jahre 1834 schrieb sie ihren Freunden: »Es thut mir leid, dies schlechte Buch, das man Lelia nennt, geschrieben zu haben. Nicht daß ich seinen Inhalt bereue; es ist die kühnste und zugleich die

loyalſte Handlung meines Lebens, obwohl es auch die thörichtſte und gerade die iſt, die mich am meiſten von der Welt entfernen könnte, eben der Reſultate wegen, die es gehabt hat. Aber wie viele Dinge, über die man den Verſtand verlieren und über die man doch ſpotten möchte! Wenn es mir leid thut, Lelia geſchrieben zu haben, ſo iſt es darum, weil ich ſie nicht mehr ſchreiben kann. Ich fühle mich gerade in der Stimmung, die ich in dem Buch geſchildert habe, und es wäre mir Balſam, es nochmals anzufangen. Unglücklicher Weiſe kann man nicht in zwei Werken dieſelbe Idee reproduciren, ohne ſie bedeutend zu modificiren. Wie? Wird die Zeit eines Entſchluſſes (parti pris) niemals kommen? O wenn ſie kommen wird, werden ſich tiefe Philoſophen, antike Stoiker, weißbärtige Eremiten in meinen Romanen bewegen! Schwerfällige Diſſertationen glänzende Reden, vortreffliche Verdammungs-Urtheile, fromme Predigten werden meiner Feder entfließen! Wie ich um Vergebung bitten werde, jung und unglücklich geweſen zu ſein! Wie ich

die heilige Weisheit der Greise rühmen werde! — Man hat mich gefragt, ob Lelia eine Komödie sei? Ja und nein, je nachdem. Ich hatte gedankenvolle Nächte, heilige Schmerzen, enthusiastische Hingebungen, unter deren Einfluß ich schöne Phrasen schrieb. Ihnen folgten Tage voll Ermüdung, voll Ironie, voll Zorn, wo ich das Gestern verspottete und wo alle Blasphemien, die ich schrieb, mein Ernst waren. Dies schlechte und gute Buch, so wahr und so falsch, so ernsthaft und so spöttisch, ist gewiß das, was mit bitterster Wahrhaftigkeit dem Wahnsinne entquollen ist. Deswegen auch ist es mißrathen, in der Unmöglichkeit zu gefallen .... Die, die an denselben Schmerzen leiden, haben Lelia wie einer Klage gelauscht, die vom Fieber, vom Schluchzen, vom schauerlichen Lachen und Fluchen unterbrochen bemitleidet zu werden verdient, selbst wenn sie nicht geliebt werden kann. Sie denken vollkommen über das Buch, was ich von ihm denke, daß es ein fürchterliches, sehr gut disselirtes Krokodil ist, ein durchaus blutendes und entblößtes Herz,

das ein Gegenſtand des Entſetzens und des Mitleids iſt.«

Lelia war theilweiſe unter dem venetianiſchen Himmel entſtanden, denn Sand reiste viel und das, was ſie unter den Einwirkungen der italieniſchen Sonne ſchrieb, iſt ohnſtreitig das, was am farbreichſten, glühendſten und leidenſchaftlichſten ihrer Feder entfloſſen iſt. Sand iſt eine Prieſterin der Natur, eine jener bewunderungswürdigen Organiſationen, die den Stimmen der Bäume und Blumen lauſchen, und ihre Sprache verſtehen. War ſie ſchon in der Provinz öfters in die heilige Stille der Nacht oder in den Jubel des erwachenden Tages verſenkt, vergaß ſie den Schlaf, um den Sternen zu folgen, ſo ward ſie noch ganz anders durch die Gebirge, die Lichteffekte und die blauen Tinten des ſüdlichen Meeres begeiſtert. »Der Geheimſchreiber« »Metella«, »die Marquiſe«, »Leone Leoni«, ſind unter dieſen Eindrücken entſtanden. Zwiſchen den Jahren 1833 — 1837 ſchrieb Sand: — »André« »Jacques« und »Simon.«

Als Sand im Jahre 1837 aus Italien und der Schweiz heimkehrte, war sie unter dem Druck einer Schwermuth, die sie den Tod wünschen ließ. Häusliche Zwistigkeiten und ihr noch immer nicht beendigter Proceß stürzten sie von einem Kampf in den andern. Sie hatte sich einen großen Ruf als Schriftsteller, eine unbestrittene Achtung für ihr Talent errungen, aber das Weib litt und weinte, litt um so mehr, als sie dem Gesetz, nicht ihrer Ueberzeugung unterlag. »Ich habe den Spleen,« schrieb sie, »ich habe die Verzweiflung in der Seele. Ich habe mir Alles, was ich mir sagen konnte und durfte, vorgehalten; ich habe versucht mich festzuklammern, es geht nicht, ich kann nicht leben, kann durchaus nicht leben. Ich sage meiner Heimath Lebewohl. Die Welt wird nicht erfahren, was ich gelitten habe, ehe ich dahin gelangte. Möglich, daß ich ein müdes Herz, einen enttäuschten Sinn durch ein abenteuerliches Leben und falsche Begriffe bekommen habe, aber ich sterbe daran. Das, was sich in meinem Gehirne seit zehn Jahren und darüber

zuträgt, dieſe Ueberſättigung, die meinen Freuden folgt, und die immer mehr über mich kommt und mich zerdrückt, iſt es eine Gehirnkrankheit oder eine Folge meines Geſchicks? Habe ich fürchterlich Recht, das Leben zu haſſen? Verbrecheriſch Unrecht, es nicht hinzunehmen? . . . Ich ſchäme mich dieſer Feigheit, die mich hindert, dem Dinge ein Ende zu machen. Kann ich mich zu Nichts entſchließen? Kann ich weder leben, noch ſterben? Es giebt Augenblicke, wo ich mir einbilde, von der Arbeit aufgerieben zu ſein. Aber bei der geringſten Gelegenheit merke ich wohl, daß das nicht wahr iſt, und daß ich in der ganzen Kraft und der ganzen Fülle meiner Seele ſterben werde. O nein, die Kraft zu leben, fehlt mir nicht: mir fehlt der Glaube und der Wille. Sonderbar, daß mir eine Stimme in der Natur, aus dem Graſe und den Blättern, aus dem Echo, aus dem Horizonte, dem Himmel und der Erde, aus den Sternen, aus den Blumen, der Sonne, der Finſterniß, dem Monde, der Morgenröthe und bis aus dem Blick meiner Freunde zuruft: »Gehe

von hinnen, Du haſt hier nichts mehr zu thun!

Indeß konnte eine ſo kräftige Organiſation, wie Sand, nicht lange an ſolchen Gedanken krank bleiben. Sehr bald nach dieſer Kriſis ſchrieb ſie »Mauprat«, eine ihrer geſundeſten Productionen, ſchrieb ſie »die Lette der Aldini«, den »Uskoke« und endlich »Spiridion«, der einen neuen Gedankengang durchbricht, zu ernſt, um populair zu werden, aber in dem Sand ſich zu einer merkwürdigen philoſophiſchen Höhe erhebt. Es folgten dann »die ſieben Saiten der Lyra«, »Gabriel«, »le compagnon du tour de France«, »Horace«, »lettres à Marcie« und endlich »Consuelo und Jeanne«.

Im Laufe einer vierzehnjährigen literariſchen Carrière hat Sand viele Gedankenphaſen, viele Glaubensmeinungen, viele politiſche Anſichten durchſtrichen. Von Geburt Ariſtokratin, iſt ſie ihrem Herzen nach demokratiſch geworden. In der katholiſchen Religion erzogen, hat ſie ſich aus der Sphäre des blinden Glaubens in die des Unglau-

bens, von der des Zweifels in die einer faſt proteſtantiſchen Ueberzeugung geſtürzt. Sie hat oft geirrt, ſie hat ſich oft Uebertreibungen zu Schulden kommen laſſen, ſie iſt aber immer wahr, ſelbſt im Irrthum geblieben. Was ihre Schriften charakteriſirt, iſt der Wunſch, in ihnen ihre religiöſen und politiſchen Anſichten niederzulegen. Es iſt ihr nicht immer gegeben, klar und logiſch zu ſein, aber da ſie den Muth ihrer Ueberzeugung hat, ſo hat ſie auch deren Sprachfertigkeit. Es iſt unmöglich, einfacher, naiver, erhabener als Sand es in ihren Schriften iſt, zu ſein.

In der Vorrede zu Indiana, die an ſich ein Meiſterſtück iſt, ſagt Sand, daß ſie hoffe, daß man die Moral ihrer Erzählung, wenn man ſie bis zum Ende geleſen, nicht verkennen werde. Sie ſchmeichele ſich, ohne böſe Laune das ſociale Elend, ohne zu große Leidenſchaftlichkeit die menſchlichen Leiden geſchildert zu haben. »Vielleicht,« fügt ſie hinzu, »wird das Publikum gerecht ſein, wenn es einſehen wird, mit welchen traurigen Farben ich das Weſen, das ſeine legitime Kette zerbricht,

geſchildert habe, wie ſehr es mir daran gelegen war, das Herz, das ſich gegen ſein Schickſal auflehnt, unglücklich zu zeigen. Habe ich nicht die ſchönſte Rolle Denen gegeben, die das Geſetz repräſentiren, iſt es mir unmöglich geweſen, Die, die die Meinung vorſtellen, mit beſſeren Federſtrichen zu ſchildern, ſo habe ich wenigſtens bewieſen, wie ſehr die Enttäuſchung: die vergeblichen Hoffnungen, die tollen Unternehmungen der Leidenſchaft zu zerſtören weiß. Indiana iſt das ſchwache Weib, das Weſen, das die unterdrückten von den Geſetzen zurückgewieſenen Neigungen darſtellt. Sie iſt der perſonificirte Wille, der gegen die Nothwendigkeit anſtößt, die Liebe, die mit blinden Augen die Hinderniſſe der Civiliſation zu überſpringen ſucht.«

Indiana wird uns in ihrem neunzehnten Jahre als ſchwach und gedrückt vorgeführt. Sie iſt im Schloſſe Lagny, umgeben von einer melancholiſchen Atmoſphäre, neben einem flackernden Kamin, zart, blaß, traurig, den Elbogen auf's Knie geſtützt. Wer ſie ſo jung in dieſer alten

Haushaltung, neben einem alternden Mann, gleich einer Blume geſehen hätte, die geſtern Knospe, heute in einem gothiſchen Gefäß ſich entfalten ſoll, der hätte die Gattin des Oberſten Delmare bemitleidet. Welche Sympathie konnte zwiſchen dieſen beiden Weſen herrſchen? Beide fühlten das und litten. Delmare's Schmerz gab ſich nach Männerart durch Rohheit kund, indeß Indiana daran ſchweigend ſtarb. Despotiſch und kränkelnd, ward die Reizbarkeit ſeines Charakters durch die Traurigkeit ſeiner Frau erhöht. Statt ſein Unrecht einzugeſtehen, ward er durch daſſelbe nur ungerechter, nur gereizter. Indiana bedurfte eines Schutzes gegen die Brutalitäten ihres Mannes und dieſer Schutz ward ihr durch ihren Vetter Rudolph Brown, der mit ihr in den Colonien erzogen, ſie nach Frankreich begleitet hatte. Delmare war zwar eiferſüchtig, aber Sir Ralph, wie Indiana ihn nannte, war ſo einfach, ſo leidenſchaftslos, ſo kalt, daß er bald in ihm nur den Bruder ſah. Ralph war Indiana's guter Engel, aber Indiana war ſo an

seine Hingebung gewöhnt, daß sie sie kaum zu bemerken schien. Eines Abends sitzt Indiana Ralph am Kamin gegenüber.. Es ist ein trüber Abend; ihr fröstelt, da fällt ein Schuß. Delmare hat auf einen Menschen, der über die Mauer des Parks zu steigen versuchte, geschossen. Der Verwundete wird in's Schloß gebracht. An seinen Kleidern, an dem Geld in seiner Tasche erkennt man, daß er kein Dieb ist. Das entflammt Delmare zur blinden Eifersucht. Schnaufend fordert er von Indiana, daß sie ihm den Namen des Unbekannten nenne. Mit einer Kälte, die den Stolz birgt, antwortet sie, daß er ihr unbekannt sei. Indeß ist Raymon von Ramière zu sich gekommen und hat seinen nächtlichen Spaziergang erklärt. Bald ist er so weit hergestellt, daß er das Schloß verlassen kann. Für ihn ist das Abenteuer leicht vergessen. In der Seele der träumerischen Creolin läßt es tiefe Spuren. Einige Monate darauf treffen sie sich auf einem Ball. Diesmal ist Indiana zauberhaft schön. Sie zieht alle Blicke und auch die von Raymon

auf ſich. Er nähert ſich, er ruft ihr die kurzen Augenblicke ihrer Bekanntſchaft zurück, er erhitzt ſich durch ſeine eigene Sprechfertigkeit und Indiana hört zum erſtenmal Worte, die ſie mit Wonne erfüllen. Sie hat noch nicht geliebt und weil ſie noch nicht geliebt hat, ſtrömt ihre Wärme aus ihrem Herzen hinüber in Raymon's, ſo daß er am Ende des Balles ſie zu lieben glaubt, ihr angehört, ſie zu beſitzen beſchließt. Zuerſt war's in Indiana's Seele wie fieberhaftes Glück, dann kam die Furcht, nicht für ſie, ſondern für Raymon, weil ſie den blinden Zorn ihres Gatten kannte. Wie ſie über die Liebe denkt, erfahren wir in einem Geſpräche mit Raymon. „Ich habe noch nicht geliebt,“ ſagt ſie, „ich werde dieſes friſche, unentweihte Herz nicht gegen ein entblättertes, meine enthuſiaſtiſche Neigung nicht für eine laue, mein ganzes Leben nicht für einen verüberrauſchenden Abend hingeben. Ich habe keine Schmeicheleien, aber Liebe nöthig: ich will ohne Theilung, ohne Zwang geliebt ſein. Ich will, daß man mir Alles zu opfern wiſſe. Ver-

mögen, Ruf, Pflicht, Geſchäfte, Meinungen, Alles, denn ich habe eine gleiche Hingebung in mir.« Die arme Indiana iſt ſich nicht bewußt, daß ſie bereits ihr Herz dem egoiſtiſchen, verlebten Manne geſchenkt hat, ihm, der ihr ſo viel verſpricht und der ſo wenig hält! Sechs Monate ſind verſtrichen. Delmare hat ſein Vermögen verloren und iſt gezwungen, nach der Inſel Bourbon zurückzukehren. Indiana erklärt mit eiſernem Willen, daß ſie ihm nicht folgen wird. Dieſer Entſchluß zieht eine ſo heftige Scene nach ſich, daß Indiana das Haus ihres Gatten verläßt und zu Raymon flüchtet, der auf einem Balle iſt. Sie erwartet ihn die ganze Nacht. Als er endlich in ſein Zimmer tritt, erkennt er mit Schrecken, daß er mehr geliebt wird, als er wünſcht. Er iſt wie verſteinert, als Indiana ihm mit der ganzen Begeiſterung der Liebe die Worte entgegenwirft: »Ich bin entſchloſſen, mich zu verbergen, bis Delmare fort iſt. Der Augenblick iſt gekommen, wo Sie mir Ihre Liebe zeigen können. Sagen Sie mir, ob Sie mein Opfer annehmen?«

Die Krise ist so heftig, daß Raymon nicht mehr den Muth, Komödie zu spielen, hat. Athemlos sich auf einen Lehnstuhl werfend, ruft er: »In welchem Roman, der für Kammerjungfern geschrieben ist, haben Sie die Gesellschaft studirt?« Und nun stellt er ihr Trockenheit und Ironie, einem grenzenlosen Vertrauen das feigste Verlassen entgegen. Als Indiana sieht, daß ihr das letzte Hülfsbrett fehlt, wickelt sie sich in ihren Mantel und verläßt das Zimmer. Aber kaum auf der Straße zittern ihr die Füße; in jedem Augenblick glaubt sie die wüthende Hand ihres Gatten zu fühlen. Sie hatte sich früher vom Selbstmord eine lockende Vorstellung gemacht. Ein Gedanke, ein einziger religiöser Gedanke hatte sie gehindert, sich daran festzuklammern. Jetzt plötzlich macht der Anblick der Seine einen unwiderstehlichen Eindruck auf sie. Sie ist am Ufer. Die fortwährende Bewegung des Wassers und die Unbeweglichkeit der Erde verschwimmen in ihrer Phantasie. Der Schwindel ergreift sie. Da stürzt ein Mann auf sie zu, faßt und trägt sie an's Ufer. Es ist

Ralph. Melancholiſch ſagt ihm Indiana, verwirrt in ihrem innerſten Weſen: »Gehen wir, aber zuvor müſſen wir meine Füße ſuchen, die ich hier verloren habe.« Ruhig läßt ſie ſich von Ralph nach Hauſe bringen, ruhiger noch nach der Inſel Bourbon von Delmare führen. Eine fürchterliche Erſtarrung iſt über ſie gekommen. Sie verachtet Raymon und liebt ihn noch. Ralph begleitet ſie. Indeß ſie Alles aufgiebt, ſchließt er ſich feſter an ſie. »Du verläßt mich alſo nicht,« ruft ſie in Thränen gebadet. »Nie!« antwortet er ihr ſanft, indem er ſie herzlichſt an ſich drückt. Indiana iſt nun auf der Inſel Bourbon. Was die Reiſe in ihr verloſcht zu haben ſchien, ſteckt die Einſamkeit wieder in Brand. Mit welcher Sehnſucht denkt ſie an Raymon. Ihr ganzes Weſen ſtrebt ihm entgegen, ihr ganzes Weſen iſt ein glühender Athemzug für den, der ſie verlaſſen hat. So vorbereitet im Innern, bekommt ſie einen Brief von Raymon. Er hat ſeine Mutter verloren; ſeine ehrgeizigen Hoffnungen auf eine glänzende Carrière ſind zu Schanden geworden.

Er fühlt sich allein. Da denkt er mit Reue an Indiana, an ihre aufopfernde Liebe, da schreibt er ihr unter dem Einfluß dieses Gedankens, daß er ihren Werth erst jetzt empfinde. Zwar sagt er ihr nicht, daß sie kommen, seine Einsamkeit versüßen soll, aber zwischen den Zeilen, in jedem Worte wiegt sich die Sehnsucht nach ihr. Wie richtig hat Raymon Indiana's großmüthiges Herz beurtheilt; wie genau weiß er, daß sie nach diesem Brief Alles vergessen, Alles vergeben wird. Auch zögert sie keinen Augenblick. Sie entflieht und langt nach einigen Monaten, nachdem sie furchterlich gelitten hat, bei Raymon an. Athemlos stürzt sie in sein Zimmer, der ruhig am Fenster sitzt und liest. »Da bin ich,« ruft sie, »da Du mich riefst, kam ich.« Und hier vergehen ihr die Sinne. Sie preßt ihre Lippen an seine Hände und einen Augenblick darauf stößt sie einen Schrei des Entzückens aus. Aber Raymon ist versteinert; die Reue, das Erstaunen, das Entsetzen, diese Frau zu seinen Füßen zu sehen, haben ihn stumm gemacht. Seit vielen Monaten hat er

Indiana und seinen Brief an sie vergessen; er ist verheirathet! —

Hier hätte billig der bis dahin psychologisch wunderbar schön durchgeführte Roman beendet sein sollen. Zwei Principien standen sich schroff gegenüber. Von der einen Seite das der Hingebung, das, weil es gegen die Gesetze fehlt, untergehen muß, und von der andern das des Egoismus, das fortbesteht, weil es die Gesetze zu umgehen weiß, beide bis in's kleinste Detail auf bewunderungswürdige Weise gezeichnet. Aber Sand widerstrebte ein solches bemitleidungswerthes Ende. Sie hatte Indiana mit allen ihren Schwächen so lieb gewonnen, daß sie sie nicht fallen lassen wollte. Sie läßt sie wieder mit Ralph zusammen kommen. Delmare ist gestorben. Raymon ist verheirathet. Indiana erkrankt aus einem bösartigen Fieber. Sie sieht Ralph an ihrem Lager und ein zugleich ausgesprochener Wunsch heißt beide nach der Insel Bourbon zurückkehren, um sich dort von den Felsen der Vermika in's Meer zu stürzen. Aber auf der Insel angelangt, schon

zum Tode bereit, erzählt Ralph Indiana seine Liebe, seine Leiden, seine stillen inneren Kämpfe. Es ist Abend. Der Mond scheint. Die Landschaft hat etwas Erhebendes. Der Leser ist gewärtig, Ralph und Indiana vernichtet zu sehen — aber o Erstaunen! beide entschließen sich plötzlich zum Leben, zum Heirathen, und sind glücklich!!

Ein solches geschmackloses Ende steht im grellen Contraste mit dem Anfang. An ihm ist deutlich die junge, noch unerfahrene Feder zu erkennen, die der Kunstform keine ihrer Eingebungen aufzuopfern weiß. Zwar hat Sand durch die Naturschilderungen der Insel Bourbon und der Erzählung Ralph's den Leser zu versöhnen gesucht, ihn jedoch nicht schadlos für den Mißgriff gehalten, der plötzlich ein gelungenes Werk zerstört. Wir haben keine der französischen Kritiken über Indiana gelesen, zweifeln aber nicht, daß auch diese Sand's Fehler hervorgehoben und gründlicher als wir zergliedert haben. Raymon bleibt der vollendetste Charakter des Buche, wenn er auch der unwohlthätigste, der herzu-

fordernbste ist. Er ist die personificirte Gesellschaft, ist der Exoterismus, der sich in den Farben der Moral und der Vernunft kleidet. Ralph übersteigt fast die Grenzen der Wahrheit und Indiana vergißt ihre Rolle im Augenblicke, wo sie, statt zu sterben, Ralph's Frau wird.

Valentine ist in dieser Hinsicht Indiana vorzuziehen. Valentine ist nicht die leidenschaftliche Natur, die nur das will, was sie liebt; sie gehört ihrer Pflicht, ihren ihr eingehauchten Principien, der Gesellschaft, der sie bereit ist, sich zu opfern. Sie ist schön, blond, ruhig, frisch. Ihr Wesen athmet sanfte Würde, ihre Bewegungen gleichen denen einer Fürstin. Wenn Louise, die neben ihr steht, zuerst Liebe und dann Achtung einflößt, so flößt Valentine zuerst Achtung und dann Liebe ein. Da sie in ihrer Familie wenig Anklang fand, so hatte sie sich an ernste Beschäftigung und an stille Träumereien gewöhnt. Aber Gemüthsruhe und richtiges Urtheil bewahrten sie vor Irrthümern, die der Einsamkeit erwachsen. Leicht mit dem vertraut, was man ihr als eine

Nothwendigkeit darstellte, erblickte sie in dem Formellen eher eine Wohlthat, als ein Gesetz. Sie lebte auf dem Lande, umgeben von einer Natur, die Sand mit leichten Federstrichen und doch so genau zu schildern weiß. Hier entwickelt sich das Drama, in dem Valentine untergeht. Louise, die schwer geprüfte, durch alle Leidenschaften der Erde hindurchgejagte Louise sagt ihr zwar: »Liebe nie Jemand unter Deinem Stand,« aber als diese Worte an Valentinens Herz schlagen, liebt sie schon, liebt sie Benedict, einen gebildeten Bauer, der hinter dem Pflug begehrend Lieder gelernt und Gedanken zu ergründen gewußt hat.

Also schon in Sand's zweitem Romane zeigte sich die Demokratie ihrer Gesinnungen, jene scharf ausgesprochene Liebe zum Volke, das in seiner Mitte eben so viel Bildung, einen eben so sichtlichen Fortschritt, als in den höheren Classen voraussetzt. So wie der Schiffer Lelio, der später Sänger wird, einer venetianischen Signora eine Leidenschaft einflößt, Geneviéva, die Blumenfabrikantin, in den Marquis André ihre Hoffnung

ſetzt, Fiamma, die ſtolze Italienerin, den aus der Hütte ſeiner Väter hervorgegangenen Simon liebt, Iſault dem Tiſchler Pierre ihre Hand bietet, eben ſo nimmt Sand die Liebe von Valentine für Benedict als naturgemäß an. Wir haben dagegen nur das einzuwenden, daß es eine Ariſtokratie der Geiſter giebt, die die Liebe zum Volke nicht niederzutreten vermag. Die Claſſe der Arbeiter mag edele Geſinnung in Fülle, Tüchtigkeit und innerſte Wahrhaftigkeit enthalten, aber ſie wird dieſe Fähigkeiten nicht eher zur höchſten Blüthe bringen, als bis ſie ihre Keime in das fruchtbare Erdreich der Studien gepflanzt hat. Wir dürfen eine Skizze nicht für eine ausgeführte Zeichnung und Ahnungen nicht für Thatſachen halten. In Valentine ſchildert jedoch Sand ihren Benedict mit ſo ſchönen Farben, daß wir ihn wohl als ihr ebenbürtig betrachten dürfen. Auch hat er eine ſorgfältige Erziehung in Paris durch die Gunſt ſeiner reichen Verwandten erhalten. Indeß iſt dieſe Erziehung durch einen jener Widerſprüche, deren ſich Sand zuweilen ſchuldig

macht, eben die Urſache, daß Benedict ſich unglücklich, ja faſt fieberhaft zeigt. Er weiß zu viel für ſeine und zu wenig für die Sphäre, der er angehören will. Zwiſchen Valentine und Benedict waltet der Genius der Liebe mit ſchüchterner Zartheit. Alles iſt einfach, natürlich, rein, aber auch tragiſch, erſchütternd, fürchterlich. Indem Valentine ſich zu Benedict hinüberbeugt und ihm gehören will, hat das blinde Fatum andere Beſchlüſſe gefaßt, blutige Faden gewebt. Benedict wird erſchlagen und Valentine ſtirbt aus Gram. So einfach nun auch die Geſchichte iſt, ſo iſt ſie doch voll Leben, voll Bewegung, voll poetiſcher Schönheit. Gruppirt ſich meiſt Alles in Sand's Romanen um eine Figur, die bald Indiana, bald Lelia u. ſ. w. iſt, ſo lagern ſich hier drei weibliche Charaktere, mit geiſtreicher Genauigkeit geſchildert, um einen Punkt, der Benedict heißt. Alle drei lieben ihn. Allen dreien entfliehet er. Die ungeheuere Ironie des Geſchickes zeigt ſich auch hier. Wer glücklich ſein kann, ſtirbt, und wer unglücklich iſt, lebt.

Da Sand Lelia ſelbſt mißrathen findet, ſo zögern wir nicht, uns dieſem Urtheil anzuſchließen. Lelia iſt allerdings mißrathen, als Roman in der Form mißrathen, eher eine Reihe klagender Geſänge, denn eine Geſchichte, aber im Inhalt ſo anregend, ſo gedankenreich, daß wer Lelia nicht geleſen, Sand nicht verſtehen kann. Lelia lebt weder in der Zeit, noch im Raume. Sie ſtrebt beſtändig der Unmöglichkeit, dem Unerreichbaren zu. Sie ſpricht das auf allen Seiten in Worten aus, die herzzerreißend ſind. Was ſie beweint, iſt nicht da geweſen, was da iſt, befriedigt ſie nicht. Sie iſt eine fürchterlich ſchöne Ausnahme, einer jener Pflanzen, die alle hundert Jahre einmal blühen. Indem ſie ſich an Stenio, den Dichter, wendet, ſagt ſie: »Die Liebe iſt anders, als Du ſie Dir denkſt. Sie iſt nicht das heftige Ausſtrömen aller unſerer Fähigkeiten einem Geſchöpfe gegenüber, das uns gleich iſt: ſie iſt vielmehr das heilige Aufſliegen des geiſtigſten Theils unſeres Weſens dem Unbekannten zu. Beſchränkt, ſuchen wir ohne Unterlaß unſeren unerſättlichen

Wünſchen Befriedigung durch den Wechſel zu geben. Wir ſuchen nach einem Zwecke für ſie und da wir armſelige Verſchwender ſind, ſchmücken wir unſern zerbrechlichen Götzen mit den geiſtigen Schönheiten, die unſere Träume uns boten. Die Genüſſe der Sinne befriedigen uns nicht. Die Natur hat in dem Schatz ihrer naiven Freuden Nichts, das unſern Glücksdurſt ſtillen könnte. Wir bedürfen des Himmels und beſitzen ihn nicht. Deswegen auch ſuchen wir ihn in einem uns ähnlichen Geſchöpfe. Wir ſtrömen für ihn jene erhabenen Kräfte aus, die uns für einen edlern Zweck gegeben wurden. Wir entziehen Gott unſere Anbetung, Gefühle, die uns für ihn allein verliehen waren. Wir wenden uns einem unvollkommenen und ſchwachen Weſen, das unſer Götze wird, zu. Wenn dann der Schleier fällt und das ſchwache und unvollkommene Geſchöpf ſich hinter den Weihrauchswolken, hinter dieſem Liebesſchein zeigt, erſchrecken wir über unſere Schwäche; errötbend ſtürzen wir den Götzen vom Altare unſeres Herzens und treten ihn mit Füßen.«

Aber Lelia liebt Stenio. Und als ſie in Stenio alle Fehler der Menſchlichkeit wiederfindet, als ſie ihn ſchwach, erbärmlich ſieht, als ſie ſieht, daß auch er der Sinnenluſt erliegt, da ſtampft ſie mit dem Fuße, flucht dem Daſein und ruft in fürchterlicher Zerriſſenheit die Worte aus:

„Ja! die Verzweiflung iſt Herrſcherin und das Leiden und die Klagen ſtrömen aus allen Schöpfungsporen. Dieſe Welle windet ſich ſtöhnend am Ufer, dieſer Wind weint kläglich im Walde. Alle dieſe Bäume, die ſich beugen und wieder aufſtehen, um nochmals den Ruthenſtreichen des Sturmes zu erliegen, erleiden eine fürchterliche Qual. Es giebt ein unglückliches, verfluchtes Weſen, ein unendliches, fürchterliches Weſen, für das die Erde keinen Raum hat. Dies unſichtbare Weſen iſt in Allem; ſeine Stimme erfüllt den Raum mit einem ewigen Schluchzen. In der Unendlichkeit gefangen, bewegt, wehrt es ſich, ſtößt mit dem Kopf und den Schultern an die Grenzen des Himmels und der Erde. Es kann dieſe Grenzen nicht überſpringen. Alles engt es ein, zerſchmettert, baßt

es. Wer iſt dieſes Weſen? Wohin geht es? Iſt es der aufrühreriſche Engel, der aus dem Himmel gejagt wurde und dieſe Erde iſt ſie die Hölle, die ihm zum Gefängniß dient? Biſt du es, Kraft, die wir fühlen und ſehen? Seid ihr es, Zorn und Verzweiflung, die ihr euch unſeren Sinnen offenbart? Biſt du es, ewige Rache, die über unſeren Häupten rollt? Biſt du es, unbekannter aber fühlbarer Geiſt, der Sclave oder Tyrann, Gefängnißwärter oder Märtyrer iſt? Wie oft habe ich deinen glühenden Flug über meinem Haupte gefühlt! Wie oft hat deine Stimme ſympathetiſche Thränen mir aus den Eingeweiden geriſſen und ſie, wie Bergſtröme oder Himmelsregen, fließen machen! Wenn du in mir biſt, höre ich deine Stimme, die mir zuruft: Du leideſt, du leideſt .... Ich möchte dich umarmen, an deiner mächtigen Bruſt weinen; es iſt mir, als ſei mein Schmerz unendlich wie der deine, als bedürfeſt du zu deiner beredten Klage meiner Klagen. Auch ich rufe: Du leideſt, du leideſt .... Aber du entfliehſt, du verrinnſt, du beruhigſt dich oder

ſchläfſt. Ein Mondesſtrahl ſcheucht deine Wolken, der kleinſte Stern, der hinter deinem Leichentuche blitzt, ſcheint deines Elends zu ſpotten und dich zum Schweigen zu verweiſen. Die Menſchen haben dir tauſend ſymboliſche Namen gegeben; ſie nennen dich Kühnheit, Verzweiflung, Wahnſinn, Aufruhr, Fluch. Die Einen heißen dich Satan, die Anderen Verbrechen. Ich nenne dich Sehnſucht!«

Und in dieſer Sehnſucht concentrirt ſich Lelia's Weſen; ſie zerſchmilzt oft in unendlicher Wehmuth oder zerarbeitet ſich in Raſerei. Sie verſchmäht die irdiſchen Lebensprincipien und bedarf ihrer dennoch. Sand hat ſich in Lelia allen Einflüſterungen einer düſtern Phantaſie hingegeben. Lelia iſt der Schrei einer in Wünſchen verzehrten Seele, die die groben Genüſſe mit Abſcheu von ſich ſtößt und eine unerfüllbare Sehnſucht gleich einem Fluche in ſich trägt. Wenn die Kritik Lelia unmoraliſch nannte, ſo hatte ſie nur in der Hinſicht Recht, daß hier eine Entſagung vermittels des Stolzes vor ſich geht, indeß die

chriſtliche — Demuth erheiſcht. Immer aber kann Lelia als Muſter jener poetiſchen Krankheit dienen, der Byron in Childe Harold, Göthe in Werther u. ſ. w. erlegen iſt. Wahrhaft bedauerlich iſt, daß Sand ſich 1838 zu einer Umarbeitung Lelia's entſchloß, daß ſie aus dieſem excentionellen Weſen eine Aebtiſſin machte, die in dieſer Form ihre gigantiſche Figur verliert und nichts mehr als eine ungläubige Heilige iſt. Lelia's Briefwechſel mit dem Prälaten könnte faſt als ein Briefwechſel Sand's mit dem Abbé Lamenais angenommen werden. Als ſolcher iſt er nicht allein intereſſant, ſondern er beweiſ't auch, daß Sand eifrig einen Glauben ſucht. Nur kann ſie ihn nicht blind hinnehmen. Sie will ihn mit ihren eigenen Gedanken durchglühen. Ob ihr das gelingt? Wenn die erſte Lelia ein endloſer Wunſch iſt, ſo iſt die zweite eine erſtickte Verzweiflung. Lelia oder Sand finden nirgends Befriedigung. Die letzten Worte der zweiten Lelia ſind: »Seit zehntauſend Jahren ruft die Menſchheit in die Unendlichkeit hinein: Wahrheit! Wahrheit!

Und ſeit zehntauſend Jahren antwortet die Unendlichkeit: Sehnſucht! Sehnſucht!« — Aus der heidniſchen Göttin mit dem glühenden Blick iſt ein Madonnenbild geworden. Die Nachwelt wird einige ſchöne Seiten mehr in dem Sand'ſchen Werke aufweiſen, aber die Poeſie hat, ſtatt gewonnen, verloren.

Im »Geheimſchreiber« haben wir nie etwas Anderes, als eine Laune, ein neckendes Bild, ohne tieferen Sinn erblicken können. »Metella« ſteht höher. Metella iſt die Geſchichte einer Frau, die nicht mit den Geſetzen, aber mit den Runzeln des Alters, mit dem ewigen Naturgeſetze, nachdem die Liebe nur der Jugend gehört, zu kämpfen hat. Metella war ſchön, war jung und ward geliebt. Aber Metella wird unſchön, wird alt und iſt nicht mehr geliebt. Dies kleine Genrebild, eingerahmt in die Form einer hundertſeitigen Novelle, verräth einen tüchtigen Beobachtungsſinn, ein friſches, allen Illuſionen entwachſenes Urtheil, eine Zartheit in den Nüancen, die in der That oft überraſchend ſind. Metella iſt

mit den Farben der Wahrheit geſchildert, iſt eine Geſchichte, die ſich täglich wiederholt, eine aus den Verhältniſſen der Geſellſchaft ſich entwickelnde Erfahrung, an der die Herzen bluten und ſterben.

»Die Marquiſe« iſt ein Seitenſtück Metellens und iſt zugleich ein hiſtoriſcher Ableger des achtzehnten Jahrhunderts mit ſeinem Puder, ſeinen Schönheitspflästerchen, ſeiner Schminke, ſeinen Reifröcken, ſeinem leichten Sinn, ſeiner Sittenloſigkeit. Im achtzehnten Jahrhundert war man entweder ſchön und bigott, oder ſchön und galant. Unſere Marquiſe erzählt uns das ſelbſt, geiſtreich genug, um ihr nicht zu glauben, wenn ſie uns verſichert, daß ſie nicht geiſtreich iſt. Die äußere Schaale ihres Lebens iſt leichtfertig, ohne poetiſchen Glanz, ohne irgend einen Aufflug zum Himmel. Aber der innere Kern iſt einmal, ein einzigesmal von einem Sonnenſtrahl beſchienen worden. Dieſer Sonnenſtrahl iſt die eigentliche Geſchichte der Marquiſe, iſt der Punkt, der ihr eine unauslöſchliche Erinnerung gelaſſen hat, der Duft, der bis in das Mark ihres Lebens gedrungen iſt. Witwe

im ſiebenzehnten Jahr, iſt ſie gezwungen, im zwanzigſten den Vicomte Varrieur zum Liebhaber anzunehmen. Aber nach drei Tagen empfindet die Marquiſe einen Widerwillen gegen ihn, den ſie nicht mehr überwinden kann, dennoch behält ſie ihn, weil ſie nicht Kraft genug hat, ſich von ihm zu befreien. So bleibt Varrieur ihr Liebhaber während ſechszig Jahre, der geduldigſte, der ausdauerndſte, der langweiligſte Liebhaber von der Welt. Das iſt die äußere Geſchichte der Marquiſe. Die innere iſt intereſſanter. Im franzöſiſchen Theater ſpielte zu jener Zeit ein Schauſpieler, der weder ſchön, jung, noch ausgezeichnet ſchien. Das Publikum ſprach ihm einiges Talent zu, die Marquiſe glaubte ein Genie zu erkennen und liebte ihn. Eine tiefe Andacht ergriff ſie, wenn ſie Lelio ſpielen ſah. Sie hörte ihn mit auf dem Knie gefalteten Händen, das Kinn auf den Utrechter Sammet ihrer Loge geſtützt, in Thränen gebadet zu. In den Zwiſchenacten fiel ſie wie aufgelöst in den Seſſel zurück. Die Marquiſe hatte Lelio außer dem Theater nie geſehen.

Eines Tages folgt ſie ihm verkleidet, und ſieht ihn in der Nähe. Welche Verwandlung! Er iſt gelb, verwelkt, ſchlecht gekleidet, ſieht gemein aus, ſpricht mit heiſerer Stimme, giebt Jedermann die Hand, trinkt Branntewein . . . . . Die Marquiſe war wie erſtarrt. Sie glaubte zu träumen. Als ſie am andern Morgen erwacht, ſcheint ſie vollkommen von ihrer Leidenſchaft für Lelio geheilt. Allein wenige Tage darauf ſieht ſie ihn in Cinna und liebt ihn wieder. Das dauert fünf Jahre. Dann ſcheidet Lelio, nachdem die Marquiſe ihn einmal geſprochen! Diesmal im Don Juan's-Coſtüme, voll Leidenſchaft, aber auch voll Ehrfurcht.

Ein ſolches allerliebſtes Genrebild, voll Grazie, Natur, Gefühl und Heiterkeit kann nur aus einer franzöſiſchen Feder fließen. Was wir Deutſchen in der Art aufzuweiſen haben, iſt entweder zu kalt oder zu warm, zu breit oder zu lang. Um richtige Proportionen zu haben, muß man nicht allein Talent, ſondern auch Geſchmack beſitzen. Man hat Georges Sand Geſchmackloſig-

keit vorgeworfen; wir haben dieſen Vorwurf nie begreifen können, denn wer Sinn für das Große oder Schöne hat, wer es beſchreiben und, was beſſer iſt, ſchaffen kann, der muß auch Geſchmack haben. Aber was höher als der Geſchmack ſteht, iſt der Flug ihrer Phantaſie, neben der Tiefe ihres Gefühls. Das beweiſen die vielſeitigen Erzeugniſſe ihrer Feder. Wie erſtaunenswerth iſt es in der That, wenn wir neben der Marquiſe, Spiridion, und neben Spiridion den Uskoko oder den Compagnon du tour de France ſtellen! Und doch haben Sand's Kritiker ihr zuweilen Mangel an Erfindungsgabe vorgeworfen. Reflectirte ſie, ſo ſollte ſie erzählen, und erzählte ſie, ſo forderte man philoſophiſche Diſſertationen. Auf das Alles antwortete ſie nur das Eine: »ich bin weder das, was ihr wollt, noch das, was ihr denkt, ich bin nichts, als eine Dichterin.« Und in dieſem Wort offenbart ſich ihr Weſen. Sie iſt Dichterin, das heißt, ſie hat ohne Syſtem alle Syſteme inne, die Liebe zum Guten, den Glauben an das Erhabene.

Unter den größeren Werken nimmt »Spiridion« eine bedeutende Stelle ein. Hier zeigt sich der Dichterin Seele im vollen Lichte; hier ist Durst nach dem Höchsten, innigstes Anschmiegen an das Unsichtbare. Dieser alte Mönch neben dem jugendlichen Neophiten Angel, der Eine Repräsentant des achtzehnten, der Andere Repräsentant des neunzehnten Jahrhunderts, sind Meisterwerke, hervorgegangen aus der Werkstatt eines Wesens, das Poesie und Philosophie, Gefühl und Intelligenz zugleich ist.

Die Grundidee in dem Roman: »Die Mauprat«, ist unstreitig die, daß der Einfluß der Frau auf den Mann der Art sei, daß aus dem gröbsten Thon ein feines Modell, aus dem rohsten Charakter ein gesitteter hervorgehen kann. Wir gestehen, daß bei aller Achtung für Sand's Talent diese Edmée uns zuweilen neben der glühenden Liebe Bernhard's äußerst kalt und pedantisch vorgekommen ist. Nur in der Scene, wo sie vor Gericht Bernhard als ihren vermeintlichen Mörder wiedersieht, bricht die Flamme

unwiderſtehlicher Liebe hervor, da wirft ſie nach langem Widerſtande die Arme um Bernhard's Hals und geſteht, was ſie ihm ſieben Jahr verſchwiegen hat.

Ein Roman ganz anderer Art iſt »Leone Leoni«. Nie iſt tiefer im Herzen gewühlt, nie mit glühenderen Farben die Liebe, die Alles trägt, Alles duldet, Alles verſteht, Alles entſchuldigt, geſchildert worden. Juliette liebt Leoni und weil ſie ihn liebt, iſt er für ſie nicht der Entführer, der Verführer, der Spieler, der Abenteurer, den ſie in ihm hat kennen lernen, ſondern Leoni, der zu ihren Füßen liegt, ſie beſeligt oder tödtet. Juliette iſt furchtbar ſtark in ihrer Schwäche, eine erſchreckend ſchöne Ausnahme von der gewöhnlichen Frauenliebe, die Alles will und Nichts kann, ein Seelengemälde, das ſtatt mit Farben, mit Feuer gemalt iſt. Aber hier hat auch Sand bewieſen, daß ſie mehr Enthuſiasmus als Ueberlegung hat. Alles in dieſem Roman überſtürzt ſich.

»Jacques« iſt ein Ideal. Zugleich iſt es das Werk, das am meiſten, als der Ehe entgegen,

verſchrieen worden iſt. Wir finden das nicht. Wir finden einen ganz andern Irrthum als dieſen darin ausgedrückt, den nämlich: daß der Mann mit eben den Kräften als das Weib zu lieben vermag. Jean Paul ſagte: »wenn eine Frau liebt, ſo liebt ſie in einem fort, der Mann hat dazwiſchen zu thun.« Ein anderer Schriftſteller äußert ſich: »der Mann denkt und liebt. Das Weib liebt und denkt.« Das heißt: für das Weib iſt die Liebe das ganze Leben, die höchſte Angelegenheit, Alles ... für den Mann iſt ſie auch wichtig, aber ſo wichtig wie für das Weib, iſt ſie nicht. Gegenſeitiger Austauſch gleicher Gefühle iſt nicht möglich. Immer wird das Weib mehr an Zärtlichkeit geben, als es empfängt. Deswegen gehört auch Jacques zu den Unmöglichkeiten, das heißt: zu den Unwahrheiten. Als Charakter unwahr iſt er als Idee eine von jenen, woran man alle verborgenen Schmerzen des Autors erräth. Jacques drückt jene Periode in Sand's Gemüthgängen aus, wo ſie ſich als eine Ausnahme erkennen lernt. Obwohl ihr Ideal im Herzen, ſteht ſie an der

Schwelle der Enttäuschung. Eine unaussprechliche Traurigkeit hat sie befallen. Sie webschreit nicht mehr, wie in Lelia, sie ringt nach Ergebung, ja sie ist im Begriff, sich zu unterwerfen und zu sterben. Dieselbe Verzweiflung ist in den Lettres d'un voyajeur ausgesprochen. Sand's edler Geist rang nach Wahrheit, nach besseren Gesetzen, nach wärmeren Pulsschlägen. Ehe die Unterwerfung und der innere Friede kam, wie litt sie; doch mußte sich endlich dieser Geist ein neues Bette wühlen. Es mußten neue Kreise gezogen, andere Saiten angeschlagen werden. Hatte in Jacques, Lelia, Lettres d'un voyajeur und in so manchen anderen das lyrische Element obgewaltet, so kam jetzt die Zeit der Objectivität. Sociale Fragen folgten den Klagen des Herzens. Der »Compagnon du tour de France« sollte den Streit zwischen Arbeiter und Herrn in Anregung bringen. Ist es Recht, daß die eine Seite Alles besitzt und die andere Alles entbehrt? Das ist, was Sand in diesem Romane ausdrücken wollte. Hat sie in Pierre Huguenin einen idealisirten Tischler,

in Amaury einen durch und durch künſtleriſchen Arbeiter geſchildert, ſo iſt in ihnen die Idee von der Form zu unterſcheiden. Die ſchönſte Figur iſt ohnſtreitig Iſeult, dieſe in ruhigen Athemzügen ſich aushauchende Seele, die durch die Abſtraction ihrer Denkweiſe ſich die Abſolution edler Herzen für ihre Liebe zum Tiſchler Huguenin ſchafft. Neben dieſer Figur lebt eine andere, eine naturgemäße, die Savinienne, dieſe Repräſentantin der einfachen, fraulichen Würde, dieſe durch und durch mütterliche Geſtalt. Abſtoßend iſt dagegen Joſephine. Die Anfeindungen, die Sand dieſes Charakters wegen erduldete, ſind nicht unverdient.

Wir wenden uns nun zu »Conſuelo«.

»Conſuelo« iſt ein wunderliches Gemiſch von Abſtraction und Poeſie, von Schwermuth und Heiterkeit. »Conſuelo« iſt eine Beethoven'ſche Sonate, vorgetragen von dem Muſard'ſchen Orcheſter. In der erſten Abtheilung des Buches gluhen italieniſche Farben. Da iſt der Himmel blau, die Luft mit Orangendüften und Melodien

vollgefüllt. Der Anfang ist lieblich. Die Staffage ist Venedig. Consuelo ist in Ungewißheit, ob sie schön oder häßlich sei. Die Figur des Anzoleto ist wahrhaft geistreich. Alle Unschuld der Jugend, alle Zaghaftigkeit erwachender Naturen sind mit einer Wahrheit geschildert, die überraschend ist. Anzoleto, der Consuelo zu lieben glaubt, indeß er sie nur für seine Zwecke braucht, erschrickt, als der Graf Giustiniani ihm sagt, Consuelo sei häßlich. Athemlos kommt er zu seiner Geliebten.

»Ich habe einen großen schwarzen Fleck im Gehirn,« ruft er, »ich sehe Dich nicht.«

»Du bist krank?« fragt Consuelo.

»Du bist häßlich! Consuelo, antworte, bist Du häßlich?«

»Man hat es mir gesagt! Bemerkst Du es nicht selbst?«

»Nein.«

»Dann bin ich es nicht.«

So geben diese allerliebsten Plaudereien fort. Und dazwischen ranken sich die lebensfrischen Be-

ſchreibungen einer Stadt, die wir Alle geſehen oder von der wir Alle geträumt haben, taucht Venedigs Bild, das ſtolze, große, arme Venedig mit ſeinen Paläſten, ſeinen ſchwarzen Gondeln, ſeiner erhabenen Vergangenheit und ſeiner kleinen Gegenwart hervor. Conſuelo entwickelt ſich in dieſer Umgebung zu einer durchaus muſikaliſchen Natur. Sie iſt in ihren Studien ausdauernd, vom eiſernſten Willen getrieben, Schwierigkeiten zu überwinden und tief in die Myſterien der Kunſt zu dringen, eine Organiſation, der die Arbeit Genuß, Anlehnung, Normalzuſtand iſt und der Unthätigkeit Ermüdung wäre. Ihr erſter Schmerz iſt verrathene Liebe. Sobald dieſer ſie berührt, wächſt ſie plötzlich, tritt aus ſich heraus und mißt ihre Kräfte. Was ſie ahnt, ſpricht ihr Lehrer Porpora aus. Sie hat Einſamkeit und Freiheit nöthig. Sie darf weder Geliebte noch Gattin ſein. Sie muß der Kunſt, dieſer höchſten Lebensidee, gehören. Sie muß ſich von weiblicher Neugierde, von menſchlicher Unruhe losreißen, muß die Krone, die nie vom Haupte fällt, ergreifen,

die Krone des Genie's. So kommt ſie in die Rieſenburg nach dem Böhmerwald. Wie Georges Sand ein ihr bekanntes Land, Italien, verläßt und Deutſchland betritt, fällt ſie aus dem Ton der Poeſie in den der Träume. Verworrene Fäden durchkreuzen ſich. Der Graf Albert, ein Viſionnair, ſteht Conſuelo, von der er Erlöſung hofft, gegenüber. Nicht ſelbſt begangenes Verbrechen ſtürzt ihn auf Augenblicke in Wahnſinn, nein! nur die Erinnerung des Vergangenen, nur der Schmerz, daß ſeine Vorfahren Sünder waren. Unter den Schlangenbiſſen der Erbſünde windet ſich Albert, indeß Conſuelo, eine auf die Spitze getriebene Verklärung weiblicher Reinheit, ihre ſanften Himmelströſtungen gleich Balſamtropfen in's Herz gießt. Ehe er ſie noch geſehen hat, empfindet er ihre Nähe. »Statt der Gerippe, die an den Zweigen hingen, erblicke ich Blüthen und Früchte,« ruft er. »Ich erblicke eine weiße Seele, die über meinem Haupte ſchwebt. Das Wetter zieht abwärts. Die Zeit der Buße endet. Mein Gemüth findet Frieden.« Von dieſem Augenblicke

an bis zu dem, wo Conſuelo die Rieſenburg verläßt, iſt zwar Alles geiſtſprühend, aber fieberig. Eine ungeheure Beklemmung laſtet auf dem Leſer. Phantaſtiſche, unverſtändliche, ſinnloſe Stellen wachſen neben unverdauten Studien des Huſſitenthums wie Unkraut am Boden. Ueberall ſtoßen wir auf Abgeriſſenes, auf Myſtiſches, das verwirrt. Dann und wann tröſtet Amelie's neckiſche Erſcheinung oder die alte Tante Wenceslawa nimmt uns mit vor den Brotſchrank oder in die Vorrathskammer. Im Ganzen wird uns aber erſt dann wieder wohl, wenn wir mit Conſuelo der Rieſenburg entfliehen. Albert iſt ein Kranker, mithin keine männlich ſtarke Figur. Er bedarf eines Weibes, einer Verſöhnung. Er muß ſich auflöſen in ihr, muß ihr Diener werden. »Du wirſt despotiſch über mich gebieten können,« ſagt Albert zu Conſuelo. Das unſichtbare Band, das dieſe Seelen umſchlingt, iſt Muſik und zwar die einfache, die wahre Muſik. Was über ſie geſagt wird, iſt meiſterhaft. Es weht ein erhabener, ein originaller Geiſt über die Seiten, die von Muſik

reden. Für Georges Sand iſt dieſe Kunſt Glaube, Gebet, Liebe. Ihr öffnet ſie jede Seelenpore. Ihr iſt ſie die begeiſterte Engelſprache. Und ſie redet nicht von der gekünſtelten, von der modernen Muſik, ſondern von der, die das Volk berührt, die der Regel und der Uebereinkunft entflieht. Die iſt unerſchöpflich, ſchafft und ermüdet nicht. Der Zweck dieſer Muſik iſt Rührung. Keine Kunſt der Welt weckt ſo viel Menſchliches; keine malt ſo den Glanz der Natur, ſo das Entzücken der Betrachtung. Leidenſchaft, Schmerz und Freude fließen in ihr wunderbar zuſammen. Weil Georges Sand von dieſer Wahrheit durchdrungen iſt, läßt ſie Conſuelo in einen magnetiſchen Zuſtand bei Albert's Violinſpielen verfallen. In ihm erſcheinen ihr die böhmiſchen Helden. Die Religionskriege entflammen ſich. Sie ſieht Kirchen zuſammenſtürzen, Mönche entfliehen, bis der Kelch der Verſöhnung, der Wiedereinſetzung, der Gleichheit von Mund zu Mund geht.

„Conſuelo“ iſt der längſte Roman, den die Verfaſſerin geſchrieben hat. Ein franzöſiſcher Kritiker

nannte ihn eine Improviſation. Das iſt um ſo wahrer, als kein beſtimmter Plan vorhanden iſt. Georges Sand hat ſich allen Einflüſterungen ihrer gewaltigen Phantaſie überlaſſen. Conſuelo erlebt ſo viel, daß es faſt zu viel iſt. Sie kommt ſogar mit Haydn in Berührung. Auch ihm kühlt ſie die brennende Stirn: auch für ihn iſt ſie der Engel mit dem Palmenzweige. Dieſe Epiſode iſt ſo ſchön, daß ſie wie der Trunk Waſſer nach einem heißen Tage erfriſcht. Sie iſt faſt ſo naiv wie der Anfang des Buches, wie die Liebe Conſuelo's zu Anzoleto. Auch der gute Stiftsherr mit ſeinen botaniſchen und gaſtronomiſchen Freuden iſt mit Geiſt und Grazie geſchildert. Weniger loben können wir die Schilderungen von Maria Thereſia und Kaunitz; noch weniger die von Friedrich dem Großen, den Georges Sand eine ebenſo phantaſtiſche als unwahre Rolle in der Fortſetzung Conſuelo's, in der »Gräfin Rudolſtadt« ſpielen läßt. Ihre Quellen ſind nicht allein durch franzöſiſchen Klatſch getrübt, ſie hat ſogar eine gewiſſe perſönliche Rancune mit hineinfließen laſſen. Da

ſich der Roman hauptſächlich um Muſik dreht, ſo hat Georges Sand jede Gelegenheit, Reflexionen über ſie einzuſtreuen, ergriffen. Das Zuſammenleben Conſuelo's mit ihrem alten Lehrer Porpora iſt ein Glanzpunkt des Buches.

An der Erfindung, an dem Bau und der Idee der »Conſuelo« läßt ſich viel ausſetzen, aber über das Ganze iſt der Hauch eines unbeſtrittenen Talentes geglitten. Eine gewaltige, eine überwältigende Sprache iſt darin vorherrſchend; eine Sprache, die das Maß zu halten und das Ueberſchwängliche zu ſchildern weiß, denn trotz aller inneren, fieberhaften, abſpannenden Vorgänge iſt Georges Sand geſund. Wir leugnen nicht, etwas auf die Geſundheit zu halten, wir glauben, daß nur Der Tüchtiges leiſtet, der geſund iſt. Georges Sand beſitzt neben der Geſundheit die Natürlichkeit, neben der Natürlichkeit den Humor und die Grazie. Sie iſt tief tragiſch; ſie zittert vor Leidenſchaft und einen Augenblick darauf fliegt ihr das Lächeln reinſter Heiterkeit über das Antlitz. Das iſt es, was ſie ſo liebenswür-

dig macht. Conſuelo moraliſirt zwar viel, aber man vergiebt ihr das, da man zu der Ueberzeugung gelangt, daß ſie die Trägerin religiöſer Ideen iſt.

Die Gräfin Gasparin.

Die Ehe vom chriſtlichen Geſichtspunkt aus betrachtet.

(Le mariage sous le point de vue chrétien.)

Von der Gräfin Gasparin.

Die Verfaſſerin dieſes Buches, das in dieſem Augenblick in Paris die wunderlichſten Urtheile weckt, hat gefühlt, daß ſie in ihren Grundſätzen nur dann ſtark ſein würde, wenn ſie die ganze Verantwortlichkeit, die ganze Laſt ihrer Grund-Ideen auf ſich nähme und die Wahrheit ganz erſchöpfe. Wenn in der Moral Nichts ſchwerer drückt, als die Pflicht, die man leicht machen wollte, ſo ſetzt in philoſophiſcher Hinſicht die Wahrheit, die man vermindern möchte, in noch größere Verlegenheit. Es iſt gut, hat man eine Anſicht, den Muth dieſer Anſicht zu haben. Die Verfaſſerin hatte ihn. Die Gefahr lauerte auf halbem Wege. Sie hat

ſich bei der Gefahr nicht aufgehalten; die ſchlagende Wahrheit des Princips konnte nur durch die ganze Anwendung deſſelben hervortreten; ſie hat das Princip angewandt. Das iſt ſo wahr, daß, je weiter man in dieſem Werke vorrückt, je mehr das Vertrauen des Leſers und die Autorität der Verfaſſerin wächſt. Der Muth des Denkens, der immer ehrenwerth iſt, iſt es beſonders bei einem Stoffe wie dieſer. Es giebt vielleicht keinen gefährlicheren. Wir ſprechen hier nicht von gewiſſen Gefahren, denen man ſich entzieht, indem man ſie unberührt läßt. Eine große Reinheit kann den Muth erſetzen, und dieſe Reinheit eben iſt es, die man in der Aufrichtigkeit, mit der die Verfaſſerin gewiſſe Fragen berührt hat, anerkennen muß, aber wir wollen auch nicht leugnen, daß eben dieſe Reinheit Nachtheile bringt, beſonders wenn ſie Ideen herausſtellt, die, ohne dem Zwecke zu ſchaden, mit Stillſchweigen hätten übergangen werden müſſen. Ein Buch über die Ehe, von einer Frau geſchrieben, wird immer unvollkommen ſein. Das Wunderbare dieſes Buches iſt: daß es nicht unvollkommener ausfiel.

Wir ſprechen hier aber von Gefahren, deren ſich die Verfaſſerin bewußt war, die tauſend Umſtände, tauſend Betrachtungen ihr zurückriefen, und die ſie ſchmerzlich berühren mußten. Wir ſuchen vergebens, welcher Stoff mehr Herzen zittern machen, welcher mehr alte Wunden aufbrechen, welcher tiefere ſchlagen würde? In ſeinem Ganzen genommen, durch ſeine erſten Eindrücke beurtheilt, bringt dies Werk, wie alle evangeliſchen Werke, nicht den Frieden, aber das Schwert. Wir wundern uns nicht, daß bis jetzt Niemand dieſen Stoff mit Weitſchweifigkeit behandelt hatte. Wer hätte es gewagt? Selbſt die Verfaſſerin dieſes Buches hätte es einige Jahre ſpäter nicht vermocht, was zu der Betrachtung führt, daß es gut iſt, daß ſie nicht anſtand, es jetzt zu ſchreiben. Das Buch hätte vielleicht in gewiſſer Hinſicht gewonnen, im Ganzen aber verloren, denn es wäre weniger vollſtändig und weniger kräftig geworden. Die Jugend beſitzt Kühnheiten, die ſchöne und nützliche Dinge hervorbringen, Kühnheiten, die in ihren Reſultaten nicht da wären, wenn ſie die Jugend nicht

beſäße. Das reiſe Alter kann eine Umwälzung ſehr gut fortführen, aber es wird ſie nicht ſo leicht anfangen. Wir nehmen mithin das Buch an, wie es iſt, aber wir fügen hinzu, daß, ſo conſervativ es ſcheint, es dennoch den ſchneidenden, den aufwühlenden Charakter eines revolutionairen Werkes hat. Jeder Verſuch, das chriſtliche Dogma conſequent und ſtreng in Anwendung zu bringen, wird immer zu Verheerungen führen, dieſer Verſuch ſei dem Staate, der Kirche oder der Familie geweiht. Unter allen Verſuchen iſt der der Verf. der kühnſte, der reichſte an Widerſprüchen. Sie nennt ihn: »Die chriſtliche Ehe«. Sie hat ſich nicht das Anſehen gegeben, als wolle ſie ein Studium unternehmen, ſie iſt ſofort mit der unmittelbaren That hervorgetreten. Alle falſche Schaam iſt von vornenherein aufgegeben. Sie hat weder den Zweck, noch ihren Eifer, nicht einmal ihre Beklemmung verborgen. Sie hat gelehrt, bewieſen, ſogar gepredigt. Wir wiſſen nicht, ob dieſer Weg Gnade bei dem weltlichen Publikum finden wird, dennoch iſt dieſe demüthige und doch

muthige Aufrichtigkeit, dieſer heilige Ernſt bei einem jungen und noch dazu weiblichen Autor eine faſt ſtachelnde Neuigkeit.

Die Frauen-Emancipation macht, wie man weiß, jetzt manchen Verſtand gähren, manches Herz ſchlagen. Aber der Paroxismus iſt nahe daran, ſich zu beruhigen. Dennoch iſt in den Gemüthern ein Zweifel, eine Unruhe über den wahren weiblichen Beruf zurückgeblieben. Die Verf. ſchlägt ſich in dieſem Punkte einfach zu Paulus. Sie iſt ſelbſt Frau, ſie weiß, was die moraliſche Würde und was die Freiheit werth iſt: dennoch macht ſie aus dem Weibe die untergeordnete und gehorſame Gefährtin des Mannes. Nicht daß in ihren Augen die Frau hinter dem Manne durchaus zurückſtehe. »Es giebt,« ſagt ſie, »weder Superiorität noch Untergeordnetſein, es giebt nur eine Verſchiedenheit.« Dieſe Verſchiedenheit, wohl erwogen, genügt, um Paulus zu rechtfertigen. Zwei Weſen, beide gleich vor Gott verantwortlich, beide gleich im Heil und gleich in der Verdammniß, ſtehen zu einander auf gleichem

Fuße, und die Religion, die dieſe Gleichheit bezeugt, hat nicht die Sclaverei des einen heiligen können. Nach dem Evangelium kann es weder Sclaven in, noch außer der Ehe geben. Die Abhängigkeit der Gattin iſt nicht entwürdigender, als die zeitliche des Sohnes der Mutter gegenüber. Das Weib iſt berufen, in einer untergeordneten Stellung ebenſo wie der Mann in der gebietenden zu nützen, der Gehorſam und der Befehl ſind zwei Formen, die demſelben Dienſt gehören. Von der Seite des Mannes die Gewalt, von der Seite der Frau der Einfluß. Welche Frau würde ſich über ihren Antheil in der Schöpfung, ſo genommen, beklagen? Die gewöhnlichen Gemüther mögen die Gewalt lieben; ein ausgezeichnetes, das ſich in ſeinem Werthe fühlt, wird den Einfluß vorziehen. Unſtreitig verdienen die barbariſchen Inſtitutionen Haß und Verachtung, aber man muß auch nicht unmögliche Umwälzungen verlangen. Niemand hat, ſcheint uns, dieſe Frage beſſer als die Verf. verſtanden. Niemand hat klarer das definirt, was ſie den i.diſchen

Beruf der Frauen nennt. Niemand hat endlich mehr die Entsagung mit dem moraliſchen Gewicht zu vereinigen gewußt. Wäre es möglich, daß das Kapitel der Entſagung Frauen nicht befriedigen könnte? Wir müßten ſie beklagen. Ihre Unzufriedenheit bewieſe, daß ſie Nichts von dem Erhebenden in ihrem Schickſale, Nichts von den Vortheilen ihres Standpunktes wiſſen, denn, belehrte ſie dieſes Buch nicht, ſo könnte vielleicht das Unglück für ſie allein noch belehrend ſein.

Nachdem die Verf. ſich weitläufig über den irdiſchen Beruf der Frauen ausgelaſſen hat, zeigt ſie uns, daß die Idee deſſelben nicht allein in der Praxis, ſondern auch in der Theorie verloren gegangen iſt. »Die Ehe habe großnöthig, wieder geboren zu werden, mithin müſſe man ſie auf einen andern Standpunkt pflanzen.« Eine doppelte Aufgabe, die dem Chriſtenthum gehört. Die Verf. berührt nun die Anfänge in der Ehe, die ihr von der größten Wichtigkeit ſcheinen, indem gerade dieſe Anfänge allen Zufälligkeiten und allen Betäubungen der Geſellſchaft ausgeſetzt ſind. Nach

dieſen Präliminarſtudien geht Madame Gasparin auf die Bedingungen des ehelichen Glückes über. Dieſe ſind: der chriſtliche Glaube, die Religionsgleichheit, die eheliche Liebe, die moraliſche Einigkeit, die Entſagung. Iſt auch nicht Alles in dieſen Erſtlingen enthalten, ſo reiht ſich doch Alles an ſie an. Von dieſer Höhe beurtheilt man das Folgende: Die Schwierigkeiten des ehelichen Lebens, das Reich der Einbildungskraft, die liebenswerthen Tugenden, die Erfüllung einzelner Pflichten, endlich die Gewohnheiten.

Der Plan iſt reich. Er hat den Vortheil, Nichts auszulaſſen und Alles an ſeinen Platz zu ſtellen. Das Buch trägt offenbar den Stempel einer gewaltigen Ueberzeugung und einer außergewöhnlichen Denkkraft. Das Bild, das die Verf. von der Unverſtandenen entwirft: (la femme incomprise) das Kapitel: vom Reich der Einbildungskraft, von den liebenswerthen Tugenden, von den Gefahren der Handarbeiten, von den Gattinnen, die ſich einbil-

den, daß es sich nicht der Mühe verlohne, dem Manne zu gefallen, die sehr ernste Auseinandersetzung von den Nachtheilen, die das Zusammenwohnen mit Eltern nach sich zieht, ihr Urtheil über die Mutter, die, nachdem sie ihre Tochter verheirathet hat, sie so zu sagen wieder zurücknimmt und durch Ansprüche und Einmischungen eine Verbindung stört, die sie selbst schließen half: alle diese Fragen sind mit großem Geiste erschöpft. Wir wünschen diesem Buche Zugang in Deutschland, wir hoffen, daß es von Frauen gelesen wird. Es enthält Vieles, das bekämpft werden muß; sein Grundcharakter ist eine Exclusivität, die ihm schadet, die es zu einem einseitigen Werke macht, aber seine Einzelnheiten sind vortrefflich. Daß es einzig für die Ehefrau geschrieben ist, ist zu beklagen. Es stand allerdings der Verf. frei, ihren Stoff zu beschränken und ihr Werk ist eben so belehrend für den einen, als für den andern Theil, indeß ist es erlaubt zu wünschen, daß dieselbe Feder, die die Pflichten

der Frau ſo weitläufig auseinandergeſetzt hat, auch die Pflichten des Mannes berührt hätte. Vielleicht hätte ihr Thema dadurch gewonnen. Die Ehe erſcheint nur dann in ihrer ideellen Schönheit, wenn ſie von allen Seiten beleuchtet iſt. Kennte indeß die Verf. die Pflichten des Mannes übergehen und nur von denen des Weibes, ohne Hinblick auf Lohn, reden, ſo dürfte ſie wenigſtens nicht ſagen, daß eine Frau, die ſich nicht verheirathet, den Zweck ihres Daſeins verfehlt hat. »Das Cölibat iſt eine Krankheit, eine alte Jungfer wäre eine Art Ungeheuer, wenn ſie nicht ein Opfer wäre, die Ehe macht erſt aus ihr ein normales und ein rationelles Weſen.« — Wir geben zu, daß die Ehe die Regel iſt, das Cölibat die Ausnahme, aber ſelbſt die Ausnahme iſt Regel. Nach der Anſicht der Verf. darf die Eheloſigkeit nicht ſtattfinden, und findet ſie ſtatt, iſt's ein Auswuchs, eine Unordnung, ein Unglück. Wir glauben, daß die Verf., die immer ſich müht, im Evangelium ihre Wahrheiten zu finden, einige Schwierigkeit haben würde, ihm Zeugniß für dieſen abſoluten

Satz abzuzwingen. Alles, was die Bibel ſie darüber finden läßt, iſt: Gott ſchuf das Weib für den Mann.

Das Weib iſt für den Mann geſchaffen! Wir nehmen dieſe Theſe an. Aber iſt das Individuum für das Individuum geſchaffen, oder das eine Geſchlecht für das andere? Wir halten das Letztere für wahr. Eine Frau iſt in der Ehe ihrem Schickſale, ihrem Berufe am nächſten gerückt, aber wir können nicht zugeben, daß ſie dieſen Beruf, außer der Ehe, nicht erfüllt. Wie viele Wege zum Heil giebt es! Iſt es nicht beſſer, daß ein weibliches Weſen ſich überzeugt, daß ſie auch ehelos beglücken kann, als daß ſie von vornenher ſich ſagt, daß ſie unverheirathet ihre Beſtimmung verfehlt? Man drücke ſich vorſichtiger aus, man ſage nicht abſolut, daß das Weib für den Mann geſchaffen ſei. Beſchränken wir uns auf eine andere Wahrheit, ſagen wir, daß beide Geſchlechter zwei Formen, zwei Functionen der Menſchheit ſind, die Gott dienen ſoll; die eine Function als Mann, die andere als Weib. Gott ſchuf das Weib für den Mann in dem Sinne, daß er den Menſch theilte, denn es

iſt nicht gut allein ſein, beſonders nicht im moraliſchen Sinne. Als Gegengewicht für den Satz: Das Weib iſt für den Mann geſchaffen, wollen wir ſagen, das Weib ward für ſich, oder beſſer: Mann und Weib wurden zur Ehre Gottes geſchaffen. Das Evangelium ſagt, daß, wenn die Ehe ehrenwerth ſei, das Cölibat heilig iſt; die Ehe hat ihre Vollkommenheit, das Cölibat iſt eine Vollkommenheit. Nicht der Apoſtel allein, auch der Meiſter ſagte das, was doch wohl ſo viel bedeuten will, als daß die Ehe für Niemand eine unumgängliche Obliegenheit und das Cölibat mithin nicht außer dem Bereiche des Glückes iſt.

Wir berühren den Punkt, den die Verf. die moraliſche Einigkeit nennt. Wer ſollte glauben, daß ein ſo kleines, ſchmeichelndes Wort faſt ſchreckhafte Gedanken wecken könnte? Es liegt ein groſſer Unterſchied darin, die Einigkeit wie eine That, ſogar wie ein Ideal, wie eine Vollkommenheit des ehelichen Lebens zu ſchildern oder ſie uns wie eine Bedingung, wie ein Geſetz aufzudringen. Die Verf. begnügt ſich nicht mit einer ſubjectiven Ei-

nigkeit, mit dem Willen, mit einander auf dem zärtlichſten Fuße zu leben, mit ſeiner »Hälfte« ein Herz und eine Seele zu machen, ſie will eine objective Einigkeit, eine Gemeinſchaft aller Gedanken, aller Geheimniſſe, aller Anſichten, aller Arbeiten, was mit anderen Worten ſagt, daß ſie das Unmögliche will. Man ſollte glauben, daß ein exceptionelles Glück die Verf. zur Fanatikerin gemacht hat. Allerdings iſt es ſüß, in der Ehe Alles zu theilen, es iſt ſogar erlaubt, dies Glück zu erſehnen, aber nicht es an ſich zu reißen, nicht es zu erzwingen. Dieſe Sehnſucht nach Einigkeit, im höchſten Sinne des Wortes genommen, muß Grenzen haben, um ſo mehr, da innerhalb dieſer Grenzen viel Genuß wohnt. Zwar giebt es kein Glück ohne geiſtige Verſchwiſterung, allein ſie kann nicht die Frucht einer Gewaltthat ſein. Eine gewiſſe Harmonie in der Bildung, eine gewiſſe Gleichheit der Verſtandeskräfte iſt nicht allein eine Quelle großer Freuden, aber ſie iſt auch ein wirkliches Gut oder ſogar eine Nothwendigkeit, aber fehlt die Einigkeit immer da, wo dieſe Bildung nicht

iſt? Iſt die ungelehrte Frau eines gelehrten Mannes ſeine erſte Magd, oder weniger als das? Racine war, wenn wir nicht irren, nicht unglücklich mit einer Frau, die kaum leſen konnte. Es mag dies ſtark ausgedrückt ſein, aber es iſt auch ſtark, daß die Frau eines Gelehrten die Erſtlinge ſeines Geiſtes ſich aneignen und in jedem Fall ſein erſtes Publikum ſein ſoll. Zwei Weſen berühren ſich weniger durch den Verſtand, als durch das Herz. Die eheliche Einigkeit erheiſcht nicht, daß die Frau ihren Gatten überall hin verfolge. Nie iſt mit größerer Strenge ein ſtetes Beiſammenſein gepredigt worden, als jenes, das die Verf. als nothwendiges Element zum Glück herausſtellt. Wäre das Buch nicht ſo ernſt, es würde hier zu Scherzen Anlaß geben. Wie, ein Mann ſoll beſtändig bei ſeiner Frau ſein, ſie ſoll ihn nicht aus den Augen laſſen? Welche Ehe würde dann glücklich, welcher Mann dann nicht rebelliſch werden? Im Gegentheil ſind wir der Meinung, daß nirgends mehr als in der Ehe das Maß beobachtet werden muß und eine Frau gerade in ihr Vor-

ſicht, Großmuth, Gerechtigkeit, die Welt würde ſagen: den guten Geſchmack zu üben hat. Auch würde dies moraliſche Beiſammenſein für die Geſellſchaft gefährlich werden, es würde ein Abgeſchloſſenſein erfordern, das den Mann zum unnützen Mitgliede machte. Weder die Geheimniſſe Anderer, noch ſelbſt Einzelnheiten dürfen zum Gemeingut werden. Es giebt tauſend Dinge, die verſchwiegen werden müſſen. Iſt der Mann in Wahrheit der Erzieher ſeiner Frau, wie könnte er ihr jenes Geſchwirre von Gedanken mittheilen, deren Gewirre allein ſchon ein Uebel iſt? Solche Vertraulichkeiten und viele andere dürften nicht ſtattfinden. Wir können die Großmuth, die ihnen zum Grunde liegt, ehren, aber wir müſſen die Unvorſichtigkeit, die ſie begehen ließ, verdammen. Unſere Vertraulichkeiten dürfen nie ſtörend in die Herzen Derer eingreifen, die wir lieben; unſere Demuth ſoll nicht grauſam, unſere edeln Geſinnungen nicht auf Koſten Anderer geübt werden.

Wir empfehlen vorzugsweiſe das ſchöne Kapitel von den Prüfungen in der Ehe. Sollen wir Nichts

vom Style der Verf. ſagen? Man wünſcht ihm mehr Ruhe. Er iſt zu angreifend. Sie predigt zu oft, ſie ſpricht zu wenig. Ihr Stoff erzeugt eine nervöſe Reizbarkeit, und nach ihr eine krankhafte Ermüdung. Ein eindringlicher Ton kann ſich nicht während dreier Theile gleichmäßig erhalten; eine ruhigere Diction würde weniger aufregen und mehr wirken. Am Ende dieſer Anzeige fühlen wir das Bedürfniß, dem Werke volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen; es iſt ein ſchönes Buch, ein Buch des Glaubens und der Wahrheit. Es wird ſich ſeinen Weg in der Welt und in die Herzen bahnen und nachhaltig auf Die wirken, die es einer tieferen Prüfung würdigen.

Ueberſicht der neuern deutſchen Literatur.

(Alexander Jung.)

Das ſo nothwendige Talent, Publikum zu ſein, geht immer mehr in unſerm Jahrhundert unter. Es bilden ſich Parteien, es bilden ſich Intereſſen, es bilden ſich kein Publikum. Die Maſſe iſt Publikum geworden, ein wildes, unverſtändiges, ſtreitendes Publikum, das kein Urtheil haben, von keiner gediegenen Ueberzeugung geleitet werden kann. Der Dichter, der in dem Weh ſeiner Zeit das Tageslicht begrüßt, will verſtanden, ermuntert, getragen werden; wie aber, wenn er ſtatt Duldſamkeit Anmaßung, ſtatt Liebe Haß findet? Wer könnte wohl den Schmerz des Verkanntſeins, des Zweifels an ſich ſelbſt ſchildern, wenn das Keimende, rein Geiſtige, Emporſtrebende mit roher Hand erfaßt, wenn es in das Nichts zurückgeſchleudert wird, aus dem es erſt eben leicht und luſtig ſich zur Geſtalt emporzuringen ſuchte? Viele

Kräfte sind auf diese Weise untergegangen, viele sind nicht zur Blüthe gelangt. Das Bedürfniß eines verstehenden, wir möchten sagen eines verklärenden Publikums stellt sich immer mehr heraus. Was soll der Dichter in der That mit einer Masse beginnen, die unter einander wüthet, die an dem Heiligen wie an dem Profanen zerrt und die keinen Sinn für das Lächeln oder das Weinen, das Suchen oder das Finden, für das Anziehen oder Abstoßen der poetischen Naturen hat? Des Dichters Persönlichkeit will nicht allein spenden, sie will auch empfangen: sie will befruchtet, sie will unsterblich werden. Diese Unsterblichkeit geht nicht unmittelbar von ihm selbst aus, sie muß aus dem Publikum ihm entgegenstrahlen, sie muß von außen in ihn eindringen. Durch dieses eindringende, erwärmende, beleuchtende, schaffende Princip erhält der Dichter seine Ergänzung; sie schmiegt sich an ihn, sie offenbart ihm die Zukunft. Daß wir ein solches Publikum nicht haben, ist um so beklagenswerther, als wir es bereits gehabt haben; man denke nur an die reichen Goldadern des vorigen

Jahrhunderts, an die Bildungsgänge, durch die Dichter und Publikum ſich zur Hingebung und zum Verſtändniß hindurchſchlugen. Eben in dieſer Elite der Gebildeten ward es dem Dichter leicht, eine ihm angemeſſene Form zu finden; ſie wurde ihm nicht von conſtitutionellen Verfaſſungen, vom Kölner Dombau, oder dem Hamburger Brandaltar, auf dem mit Enthuſiasmus die Welt opferte, von der unſeligen Popularität aufgedrungen, die die Bergſpitzen mit der ebenen Erde gleichtreten möchte, ſondern er durfte ſie frei wählen. Früher bot z. B. Hamburg Häuſer, die dem Dichter das ſchützende Aſyl ſeiner erſten Flugverſuche wurden. Wohin aber iſt Reimarus' Geiſt, wohin ſind jene Kreiſe, welche die Bildung mit goldenem Griffel beſchrieb, in denen die Muſe, von weichen Händen getragen, ſich frei bewegte, wohin endlich iſt jene Zeit der Productivität geſchwunden, die trotz dem Reichthum ihrer Fluthen ſicher war, das ſchützende Bette der Receptivität zu finden? Jetzt wälzen ſich Dichterſtröme in Ebenen, reißen mit ſich fremde unſchöne Gegenſtände fort und verſan-

den jämmerlich, weil keine Tiefen mehr vorhanden, keine ſchützende Ufer ſie mehr aufzunehmen wiſſen.

Leſſing und Klopſtock ſchöpften ihren Muth, ihr Schaffungsvermögen, ihre Begeiſterung aus der Liebe, die ihnen im Norden, im ſonſt ſterilen Dänemark durch die Namen Schimmelmann und Bernſtorff wurde. Das war ein Publikum, wie es Dichtern ziemt, das führte die Vermittelung herbei, das ſchuf den bindenden Mittelpunkt, ohne die der Humor, die gutmüthige Ironie, der Ernſt und die Ausdauer nicht beſtehen können. Zu dieſem Publikum gehörten auch die zahlreichen Gönner des Hainbundes in Göttingen, der empfängliche Brennſpiegel, der alle Strahlen aufnahm, der ſich nach Pempelfort bei Düſſeldorf erſtreckte und ſelbſt auf Goethe wirkte. Das Haus der Madame la Roche in Offenbach, der Großmutter Bettinens, war wohl geeignet, einen unſerer größten Geiſter, wenn auch den kälteſten, trotz des Kindes ſtürmender Liebe in ſeinen Nuancen zu entwickeln und ihm jene Weltform zu geben, die neben dem Gelehrten den Hof- und Staatsmann merkwürdig mo-

dellirten. Dazu der Großherzog von Weimar, der ſich tief in Dichternaturen einwühlte und trotz der glatten, marmorkalten Converſation Goethe's in ihm den Herrſcher der Literatur, den Sieger über die Sprache anerkannte und würdigte. Wie vollſtändig, wie zwanglos bildeten ſich Schiller, Goethe, Wieland und Herder; wie ungetrübt konnte ſich der Genius in ihnen entfalten, wie lauſchte die Nation, wie ermunternd wirkte das Publikum! Das Halbe, das Verſchrobene war ſchnell hinweggeräumt; das Combinationsvermögen, die innere Gluth, die das reine Jünglingsherz beben macht, die Schönheit, die Wahrheit öffneten ihre Schätze, ſie kamen dem Dichter entgegen, ſie opferten ihm, der ſie verſtand. Wer denkt hier nicht an ſolche Verehrer, wie Herbert in Steyermark, wie Merck in Darmſtadt? (Sonderbar, daß beide durch Selbſtmord endeten!)

Die Stimmung des vorigen Jahrhunderts war eine durchaus empfängliche. Sie ſteigerte die Begeiſterung, ſie zog die Dichter in die Maſſe, ſie machte ſie der Nation zu eigen.

Zwar trauten sie sich selbst viel zu, aber aus dem Grunde verschmolzen sie sich mit dem Publikum, das ihnen würdig entgegentrat. Vielleicht wohnte ihnen auch ein Egoismus, namentlich Goethe'n inne, der nicht mehr zeitgemäß ist. Goethe konnte sich z. B. so vollkommen isoliren, daß er seine »Farbenlehre« in dem entscheidendsten Augenblick für Deutschland schrieb. Unbekümmert um das Todesröcheln um ihn, bauete er Schrift auf Schrift, Dichtung auf Dichtung, Forschung auf Forschung. Ihm lag das Gedachte im Sinne, nicht das Geschehende; er stand auf der Zinne der Burg und über das Thal hinaus schweifte das Auge im Aether, der keine Begrenzung kennt, schweifte hinaus mit dem Styl, der sich selber Meister ist und der so großen Zauber übt, daß er das Wort zur Musik werden läßt.

Unsere jetzige Literatur ist aus den blutigen Zeitkämpfen, aus den ihnen folgenden Reflexionen über die Geschichte, aus dem Leben hervorgegangen; sie hat einen andern, ja einen strengern Maßstab mitgebracht, ist aber zugleich eingeschüch-

tert worden durch die Zumuthungen, die über ihre Kräfte gingen. Das Journalgeſchwätz, die politiſche Lyrik, die Schmeichelreden, die die Maſſe verlangt und die ſie alltäglich durch tauſend Organe honigſüß in ſich ſaugt, haben ein Zerwürfniß hervorgebracht, das endlich gelöst werden muß. Wie Gervinus im Einzelnen, ſo ſtemmen ſich die Profeſſoren im Allgemeinen gegen das Neue oder ignoriren es gänzlich. Unſer Publikum iſt ſchroff; es begreift nichts Werdendes; daher die dringend gewordene Aufgabe, eine ſtrenge Sonderung einzuführen zwiſchen den Genießenden und Producirenden und dann ſie vermittelnd wieder einander zuzuführen.

A. Jung ſagt in der Vorrede zu ſeinen »Vorleſungen über die moderne Literatur*)«, daß ſein Standpunkt weder ein bloß hiſtoriſcher noch ein bloß philoſophiſcher iſt. Wir können mit der feſteſten Ueberzeugung hinzuſetzen: Jung's Standpunkt in der Beurtheilung unſerer neuen Literatur-

*) Danzig 1842.

zustände ist der, der aus der Reinheit des Gemüths hervorgeht, wenn dieses in schöner Harmonie mit dem Verstande auf selbst gewähltem Wege dem Idealen zustrebt.

Wenn wir ein Buch, gleichviel welchen Inhalts, in die Hand nehmen, so drängt sich uns unwillkürlich der Wunsch auf, aus den Blättern heraus die Individualität des Verf. zu finden. Mit Jung zuerst durch die »Briefe über die neueste Literatur« (Hamburg 1837) bekannt, sprang uns seine Idealität in wunderbar sich kreuzenden Blitzen entgegen. Es ist in unserm tadelnden, Alles in den Staub tretenden, in unserm kalt anatomisirenden Zeitalter nichts Kleines, das Reis des Enthusiasmus um junge Dichterschläfen zu schlingen; es ist nichts Geringes, sich eine selbständige Bahn zu brechen und da lobend aufzutreten, wo Andere das Verdienst unbarmherzig zerpflückt haben, wo die Leistungen wie verlorene Waffen auf dem Felde liegen, wo nichts mehr beachtungswerth wird, weil Alles achtungslos ist. Zeigten die »Briefe über die neueste Literatur« die volle, zu-

weilen enthuſiaſtiſche Anerkennung des Genie's, ſprach Jung auf eine faſt weibliche Art ſeine Liebe aus, ließ er ſich in ſeiner Bewunderung dahin beſtimmen, vermittelnd zwiſchen Dichter und Nation aufzutreten, ſo finden wir denſelben edeln, geläuterten Geiſt in ſeinen Vorleſungen wieder. Im Vorwort deutet er mit einigen ſcharfen Umriſſen die Nothwendigkeit an, von dem Blendenden, Pikanten, ſogenannten plaſtiſch Schönen der Darſtellung zum Einfachen zurückzukehren, durch das die Literatur zum Gemeingut, zum Nationalbeſitz, ihrem nächſten Beruf, werde. Er entwirft alsdann ein Gemälde der modernen Literatur, indem er ſchnell die Stufenleitern der verſchiedenen Epochen durchläuft, an Gleim, Uz, Kleiſt, Hölty, Ramler einige Lichter vorüberſtreifen läßt und ſich ausruhend bei Klopſtock niederläßt, dem er Goethe und Schiller anreiht. Schwindelnd blickt er zu Goethe hinauf, deſſen Geiſt ſich ein eigen Denkmal ſetzte, unverwüſtlicher als jene von Marmor, welche die via Appia zieren: entzückt lehnt er ſich an Schiller, deſſen Dichterteſtament den

Aufruf enthielt: unermüdet vorwärts jenem goldenen Zeitalter der Production entgegenzustreben, zu dem die Jahrhunderte das Fundament legen und das in der klassischen Literaturperiode seine Ahnen erblicken und ihnen wie dem, mit breiten Aesten himmelanstrebenden Stamm huldigen wird. Lustig führt alsdann Jung die Romantik als Festgeber vorüber, in denen, wie er sich ausdrückt, die Herren von Schlegel die Chapeaux d'honneur abgäben. Ritter, Undinen und Lucinden hätten getaumelt, ja sogar Genoveva's schmerzensreiche, heilige stille Wildniß sei nicht unbesucht geblieben. So wäre der Festzug durch märchenhafte Gegenden unter Gesängen gezogen, bis endlich das Ganze in einem prächtigen Feuerwerke zu Ehren des deutschen Katholicismus in Görres und Friedrich von Schlegel in die Luft geflogen sei. Da trat, wie Jung sagt, ein bitterer Nachtfrost ein. Ein bedeutender Cyklus der Zeit war zu Ende: das kleine Gesträuch unterlag, nur Goethe ruhte wieder mit behaglicher Selbstzufriedenheit auf immergrünen Lorbeern. Der literarischen Periode

läßt Jung eine politiſche folgen. Körner, Schenkendorf und Arndt erhoben ſich im Franzoſenhaß, ohne zu bedenken, daß die Verfolgung Frevel wird, wenn das Unrecht geſühnt iſt. Menzel und Andere führten eine demokratiſche Reaction ein, von der allerdings nicht zu erwarten ſtand, daß ſie bei Erſterm in patriotiſch-pietiſtiſche Bigotterie ſich verwandeln würde. In unſerer Zeit ſpüre man den politiſchen Papieren des Tages, den Zeitungen, mehr noch als dem verborgenen Wirken der Ideen in ihrer Totalität nach, ſagt Jung. Daß der Gährungsproceß früher im Auslande als in Deutſchland vorgegangen ſei, wäre überſehen worden, und doch ſeien die zwei Sterne Byron und Sand von äußerſter Wichtigkeit für Deutſchland, da ſie zuerſt dem Inhalte nach in das tiefe Bedürfniß der auch äußerlich darzuſtellenden Freiheit des Individuums, in die Unabhängigkeit deſſelben von jeder bloß äußern Autorität eingedrungen wären. Jung ſtellt Hegel an die Spitze der neuern Literatur. Ein noch nie vernommener Ausdruck, ſagt er, eine aus der Ur-

tiefe des Genie's plötzlich herausgeborene Wendung eröffnete uns die Ausſicht in einen Himmel voll neuer Ideen, nie geſehener Geſtirne und gab uns die Verheißung, das noch dem Geiſte unerreichbare Jenſeits zu einem durchaus Gegenwärtigen werden zu laſſen. Man braucht wahrlich nicht Hegelianer zu ſein, fährt Jung in ſeiner erſten Vorleſung fort, ſondern nur mit unbefangener Einſicht der Gedankenarbeit jenes Denkers aufmerkſam zu folgen, von da ab, wo er aus dem Hochgebirg der Schelling'ſchen Weltanſchauung herkommt, wo er aus den Quellen der Naturphiloſophie ſtattlich hervorgeht und bald auf ſtolzer, mächtig anbrandender Woge ſeine Differenz des Fichte'ſchen und Schelling'ſchen Syſtems einberträgt, bis dahin, wo er ſich in ſich zuſammenceint und ſich wieder aus ſich ausläßt, ohne ſich doch je zu verlieren, und ſein eigener Ocean wird — um Hegel als einen der originellſten und umfaſſendſten, aus eigenſter Kraft ſchaffenden und damit die Welt umgeſtaltenden Denker zu bezeichnen. Dasjenige Werk, durch welches Hegel ſich gleich in ſeiner

grandiosen Individualität zu erkennen gab, war nach Jung's Ansicht die »Phänomenologie des Geistes«. Es sollte dieser Bau zu nichts Geringerem als zur Spitze der Vernunft, zum Absoluten führen. Hegel hob daher die bisherige Sage von einer organischen Entwickelung alles Geisteslebens aus dem Gebiete der Fabel in das Reich der Wirklichkeit; es hätte ihm daran gelegen, sagt Jung, zu beweisen, daß die Wissenschaft dahin strebe, den Menschen von seinem Ich unabhängig zu machen. Dann hebt Jung Hegel's Unmittelbarkeit hervor, eine Unmittelbarkeit, die Natur in der stärksten Bedeutung des Wortes wäre. Hegel's Einfluß auf Deutschland habe sich zunächst von der »Phänomenologie« aus bis zur Julirevolution erstreckt, wo mit dieser ein zweites Stadium für das Moderne eingetreten sei. Repräsentanten der modernen Richtung der Hegel'schen Schule sind nach Jung's Ansicht: Strauß, Feuerbach, Vatke, Michelet, Frauenstädt, Bruno Bauer, Ruge und die »Deutschen Jahrbücher«: die klassische Periode: Varnhagen von Ense, Rahel und Immermann.

Jung nennt Varnhagen entſchieden vornehm und erklärt durch dieſen Ariſtokratismus die Angriffe, die dieſer Schriftſteller erfuhr. Rahel gäbe eine Ueberſchau von der Fülle deutſchen Ideenlebens: Immermann hätte ſich dermaßen von der neuen Zeit überraſcht gefühlt, daß er mit der Jugend eine neue Jugend begonnen habe. Jung räumt ihm ſo viel natürliche Energie und Schärfe des Verſtandes ein, daß er meint, Immermann zeige nicht allein für das Leben eine außerordentliche Thatkraft, ſondern auch für das dichteriſche Schaffen eine ſtets geſchäftige Phantaſie. Indeſſen habe Immermann nicht ungeſtraft unter Palmen gewandelt. Shakſpeare, Goethe und Tieck hätten auf ihn einen ſo gewaltigen Zauber ausgeübt, daß ſie ſein eigenes Schaffen von vornher vielfach geſtört hätten. Er habe ſich z. B. den Kothurn des Britten untergeſchubt, aber es ſei daraus nicht ſelten eine völlige Beſchränkung und Verrenkung ſeiner eigenen Haltung, eine Künſtlichkeit der Form entſtanden, welche die deutſche Nation hätte kalt laſſen müſſen. Dazu die Erinnerung an Goethe's

wunderbare Einfachheit und Klarheit, welche die wiederſprechendſten Ingredienzien in ſeine dramatiſchen Schöpfungen brachte. Immermann habe offenbar an einer krankhaften Schwärmerei für Goethe und an einer zu hohen Meinung von ſich ſelbſt gelitten; ſeine energiſche Natur hätte ihn dem Leben zugedrängt, die dann zuletzt eine ſchöpferiſche Reaction gegen Goethe hervorgebracht. Immermann ward erſt ſpät ſein eigenes Weſen inne, doch hatte er ſich nun einmal die Gleichgültigkeit der Nation zugezogen, was ihn zum nachhaltigen Zürnen reizte, bis endlich nach längerem Zürnen »Die Epigonen« erſchienen. In der zweiten Abtheilung des »Münchhauſen«, im »Dorfſchulzen«, gewann Immermann die Liebe der Nation, ſie nannte ihn mit Stolz einen Dichter. Immermann ſchien durchdrungen von der Nothwendigkeit, eine Vermittelung zwiſchen der alten und jungen Literatur einzuführen, als der Tod ſeine Beſtrebungen ſtörte.

Die romantiſche Schule, fährt Jung in ſeiner zweiten Vorleſung fort, hat ihre Abſenker in Bettina, in Sternberg, in Menzel. Bettina gehört,

nach Jung, in die große Geiſterfamilie der Novalis. Sie drücke neben Goethe faſt allegoriſch aus, wie wenig dieſer mit all' ſeinem Maß und ſeiner antiken Haltung es würde hindern können, daß die Romantiker vor ſeinen Augen ihre tolle Ausgelaſſenheit übten. In ihren Briefen habe ſich Bettina und Goethe darin einen Tempel gebaut, wie wir ſolchen unter keinem andern Volke mehr fänden. Die Günderode ſei jedoch die wahre Ergänzung Bettina's, die einzige, die ſie je gefunden. Bettina ſei nur aus der Natur ſelbſt zu verſtehen, ſie ſei der perſonificirte Inſtinct des Genie's; ſie durchliefe mit geiſterhafter Blitzesſchnelle die ganze Scala der Dinge; ſie ſtürze ſich in geheimnißvoller Nacht hinab in die weſenloſe Tiefe und ſei ſchon wieder hochoben und beſpräche ſich mit den Sternen. Eine andere Bewandtniß, als mit Bettina, habe es mit der modernen Stellung des Hrn. v. Sternberg, fährt Jung zu berichten fort. Hr. v. Sternberg verdanke ſie, wie Jung ſagt, dem modernen Ariſtokratismus, den Pückler, Rumohr, Baerſt und Frau v. Paalzow

fortſetzen. Hr. v. Sternberg weiſe auf das Tiefſte, Entfernteſte hin, aber er tippe offenbar weltmännisch an Alles nur an. Seine »Fragmente aus dem Tagebuche eines Weltmannes«, die eine Hamburger Zeitſchrift abdruckte, ſeien mit einer graziös-klugen Ironie ausgeſtattet, ſeine Novelle »Leſſing« hingegen dürfe wohl kaum mehr genießbar ſein. Eine nähere Beachtung verdiene der Fürſt Pückler dadurch, weil er nach Jung's Anſicht die wahre Vornehmheit, nämlich die des Geiſtes beſäße. Gleich ſein erſtes Werk leuchte im Brillantfeuer feinſter Geſelligkeit. Indem nun Jung in den weitern Verlauf des literariſchen Lebens eindringt, geht er auf Menzel über. Menzel's kritiſche Ueberſchätzung des Romantiſchen auf Koſten Goethe's und Hegel's habe ihn zuletzt um alle Freiſinnigkeit, um alles höhere Motiv des Urtheils gebracht und ihn aus dem burſchikoſen Demokratismus in einen pietiſtiſchen Abſolutismus geworfen. Daran reiht Jung Hauff, den Redacteur des »Morgenblatt«. Er nennt ihn den Proſaiker des modernen Stilllebens: er gäbe, ſagt

Jung, in ſchöner mäßiger Begrenzung ebenſo belehrende als unterhaltende Darſtellungen.

Wie es im vorigen Jahrhunderte Männer gab, wie Georg Forſter, Vollmann u. ſ. w., welche um den Krater der Revolution ſtanden, alſo ſind es in neueſter Zeit Börne, Heine u. ſ. w., welche Paris anlockte. Jene Erſcheinung, daß ſich deutſche Schriftſteller bei den Franzoſen ſo eingebürgert haben, daß ſie ihre Schriften von dort verbreiteten, bewieſe, meint Jung, ein tieferes Verſtändniß, eine Ausſöhnung beider Nationalcharaktere. Börne wäre offenbar am wirkſamſten da geweſen, wo er noch allein geſtanden hatte. Ueberall entwickele ſich bei ihm unwandelbarer Charakter, draſtiſche Komik. Jung reiht nun Heine an Börne, wie er früher verſucht war, Heine mit Hegel zuſammenzuſtellen. Jung ſetzt jedoch hinzu, Heine habe keine Ahnung von dem Univerſalismus des Chriſtenthums, von der Macht ſeiner Ideen. Man könnte indeß Heine das Verdienſt zugeſtehen, in neueſter Zeit die große Bedeutung des Sinnlichen, des Realen herausgekehrt, ja, ſo zu ſagen, entdeckt

zu haben. In Jung's Augen bleibt Heine der groſse lyriſche Dichter, der vortreffliche Proſaiker, indeſs wären ſeine Productionen meiſt Engelsköpfe, die in Teufelsfratzen ausliefen. In ſeiner Schrift „Heine über Börne“ habe er ſich vor der Nation geſchadet. Heine hätte die bedeutendſten Anlagen gehabt, gerade im Modernen ein Dichter und Proſaiker erſten Ranges zu werden, er hätte aber nichts davon in Anwendung gebracht. Es war traurig, daſs man ſo Heine- und Hegeltrunken war, ſagt Jung, man taumelte von einem Extrem in's andere; jedoch ſtellte ſich der modernen Tendenz, die von Heine ausging, eine geſunde Richtung, wie ſie Jung nennt, entgegen, oder diejenigen Schriftſteller, welche die modernen Ideen der Literatur zur weitern Entwickelung brachten.

Mit dieſen Schriftſtellern beginnt Jung ſeine dritte und letzte Vorleſung. Es iſt ſchade um Laube, ſagt er, ſchade, daſs Laube ſo früh in Heine's Geſellſchaft kommen muſste; er hätte viel durch ſeine Hingebung an Heine eingebüſst.

Jung nennt alsdann Mundt und Kühne zu-

ſammen als ſolche, die liebenswürdige Reflexionsgaben und jenen Ernſt für die Vertiefung beſitzen, die ſie unabhängig von Heine machen. Mundt's und Kühne's, beſonders von der Partei freigehaltene Kritiken ſcheinen Jung ihre Individualitäten am ſchönſten und vollendetſten wiederzugeben. Sie beweiſen, ſagt er, daß die moderne Kritik in's Sociale übergeht und eine Nationalliteratur vermittelt. Wenn Mundt ſich auf die Erfindung einließe, ſo ſchweife er manchmal in's Unnatürliche, ſo wie Kühne aus der beabſichtigten Erfindung in ein wahrhaftes Labyrinth allerdings geiſtreichen Philoſophirens und Abſtrahirens fiele. Sollen wir nun, fragt Jung, auch Wienbarg und Gutzkow zuſammen aufführen? Wir glauben nicht, daß dieſes in ihrem Sinne geſchähe. Jung iſt in Hinſicht auf Wienbarg faſt ſchwankend, was er hervorheben ſoll, ſeine antidemokratiſche Natur oder ſeine ſchön ausgearbeitete Männlichkeit. Wienbarg habe wenig geſchrieben, aber was er ſchriebe, ſei gediegen, es ſei die ſchöne Sinnlichkeit der Heine'ſchen Form. Seine Studien in Wiſſenſchaft, in

Kunſt und Leben, ſein Drang nach Volkserziehung hätten die »Aeſthetiſchen Feldzüge« hervorgerufen.

Die beiden Hauptrichtungen unſerer literariſchen Entwickelung, die romantiſche und die moderne, fährt Jung fort zu berichten, lege ſich auf's Erfreulichſte in Ludwig Tieck und in Karl Gutzkow dar. Es müſſe der Kritik freigelaſſen werden, über einen außerordentlichen Schriftſteller ihre Geſammtanſicht zu erkennen zu geben. Jung that dies bereits 1837, wo er zur Ueberzeugung gelangt war, daß Gutzkow ganz beſonders Beruf habe, Angeſichts der Nation das Moderne ſelbſtändig durchzuführen. Es gruppiren ſich Gutzkow's Werke, wie das Jung geiſtreich herausſtellt, in drei Abtheilungen. Die erſte Periode iſt die der leidenſchaftlichen Oppoſition gegen die beſtehende Gewöhnlichkeit; ſie iſt dem Inhalt nach die kritiſch-ſarkaſtiſche. Das zweite Stadium iſt dasjenige, in welchem der Dichter, nach tragiſchem Leiden, jene poetiſche Schwermuth blicken läßt, die eine Folge ungerechter Anklagen iſt. Die dritte Periode

iſt endlich die, in der er jetzt noch ſteht, in welcher er ſich durch ſeine dramatiſche Production der Nation zugewendet hat. Niemand hätte weniger Beruf gehabt, das kühne Product des Zweifels, die »Wally«, auch nur entfernt zu ahnen als viele ihrer Ankläger. Daß man den tiefſten Zug und Drang, den religiöſeſten haben könne, daß Wally, die verrufene, die gedichtete, die wirkliche, Gott wohlgefälliger ſein könne, als Tauſende von Denen, die vor lauter Genuß der Welt nie dazu kommen, nach dem Urgrund der Welt liebend zu bangen und zu eifern, ſo weit, ruft Jung, reichte bei dieſen Anklägern weder die Erfahrung, noch die Speculation, noch die Poeſie. In der zweiten Periode Gutzkow's ſpräche »Seraphine« für das tiefe Gemüthsleben des Verf.; die dritte wende ihn den Brettern zu. Die Grundidee ſeines Drama's »Savage« ſei die Unendlichkeit des Bedürfniſſes der Mutterliebe. Wenn der Dichter ſein eigenes Erleben bald in Savage, bald in Steele verlege, wenn er uns vor Augen brächte, wie er, oft verkannt, oft verfolgt, immer wieder verſuchend

aufträte — wer wolle das nicht liebenswürdig finden, wer nicht die religiöſe Seite der Poeſie erkennen, die an das Mutterherz der Nation ſtrebe! Gerade in Dem, was Wohlwollende mit Bedauern bemerkten, daß Gutzkow ſich von ſeinen literariſchen Genoſſen abſondere, folge er der Nothwendigkeit ſeiner Individualität. Er bedürfe bei ſeiner Productionskraft eines unbekümmerten Bodens. Wenn man dieſem Schriftſteller eine Stellung gäbe, mit dieſen Worten ſchließt Jung ſeinen Bericht über Gutzkow, die eigentlich ſein für die Darſtellung der Oeffentlichkeit des Völkerlebens eminenter Geiſt fordere, ſo würde man nur Vortheile daraus ziehen.

Seiner Verdienſte um die deutſche Publiciſtik wegen hebt Jung Ruge hervor. Bei Ruge ſei alles Folge der Begeiſterung, die nichts bezweckt als den Fortſchritt des Geiſtes; man müſſe ihn als einen der tüchtigſten Geiſter des Zeitalters preiſen, welcher der deutſchen Freiheit und ſocialen Tendenz ein bleibendes Denkmal in ſeinen »Jahrbüchern« geſetzt habe. Jung ſtreift nun

leicht über Lewald's Erscheinung hinweg, dem er die Poesie der Conversation zugesteht, und wendet sich zu David Strauß als Demjenigen, der auf eine Katastrophe hinweise, die zugleich eine große positive Geburt sein würde, eine Geburt, die in Dem, was sie brächte, ganz entgegengesetzte Resultate als die von Strauß abwerfen würde. Wer aber wird der Heber dieses Schatzes sein, fragt Jung, ob Schelling? Er setzt große Hoffnungen auf Schelling, eben weil er sich so lange den Wirren der Parteien entzogen hat.

Jung schließt seine dritte und letzte Vorlesung mit der Betrachtung über den Verf. der »Transatlantischen Reiseskizzen«, des »Kajütenbuchs« u. s. w., dessen Name noch unbekannt ist, den man aber einstweilen Seatsfield nennt. Jung giebt seinen Werken den Namen »Weltepen« (!), erstaunt über ihn, über seine Allwissenheit. Was er uns vorführe, das führe er uns so vor, daß wir es in jeder Lebensfaser hätten, gleichviel, ob entsetzlich oder anmuthig. Die Religion sei dabei immer in einer so grandiosen Weltglorie gehalten, daß ge-

gen dieſe Sonne kein pietiſtiſch katholiſirendes Kloſterlicht mehr aufkomme.

Wir haben geſucht, im Vorſtehenden eine Ueberſicht der Jung'ſchen »Vorleſungen« zu geben; wir haben verſucht, ihm nichts von ſeinem idealiſirenden Standpunkte zu rauben. Nun aber ſei es uns auch vergönnt, einige Irrthümer nachzuweiſen, deren ſich Jung durch jene Zerfloſſenheit ſchuldig macht, die wir bis jetzt nur an Frauen bemerkten, die aber ſein Weſen iſt. Jung hat im reichen Maße die Empfindung des Schönen, ſie wird bei ihm durch eine genaue Kenntniß einheimiſcher und fremder Literatur auf's Höchſte geſteigert. Wir ſind verſucht, Jung einen äſthetiſchen, aber keinen philoſophiſchen Geiſt zu nennen. Die Phrenologen würden unſtreitig bei ihm bald eine große Idealität, aber keinen Bekämpfungstrieb, ein ſtarkes Empfindungsvermögen, aber wenig Abſtraction finden. Seine Gemüthlichkeit iſt durchgehends durch Thatenſchönheit bedingt, er ſelbſt aber ſchwingt ſich nur dann zu endloſen Räumen empor, wenn er von ſeinem Gegenſtande durchdrungen, wenn er

nachhaltig von ihm getragen wird. Daher iſt eine gewiſſe Ermattung in ſeinem Styl, trotz aller Begeiſterung, daher ein gewiſſer mangelnder Imperativ, trotz aller Wahl. Dem Buche fehlt die eigentliche Grundbeſtimmung der Literatur. So viele Mühe Jung ſich giebt, den Ausdruck moderne Literatur zu erklären, ſo iſt dieſer doch kein anderer Begriff, als Etwas, das der Mode unterworfen iſt. Kann aber das Streben, dies Geſetz, dieſe vollſte Herzader der Natur, kann das Streben modern ſein? Wir müſſen bei dieſem Wort unwillkürlich an: modernes Kleid, moderner Kopfputz u. ſ. w. denken. Wie dies mit einer Literatur in Uebereinſtimmung bringen, in der ſich die edelſten Kräfte der Nation regen? Was Jung modern nennt, iſt nur neu; es wird Gehalt gewinnen, weil es Inhalt hat; es wird ſich mit der Geſchichte einigen, es wird den Kampf des Weſentlichen mit dem Unweſentlichen beurkunden. Modern iſt vorübergehend, wird veralten, modern iſt Rococo, modern liegt endlich als Staub in den Schubfächern unſerer Großenkel. Ein ſich

aus dem Samen entwickelnder Strauch kann Baum werden, Niemand aber wird ihn mit dem frivolen Wort modern bezeichnen, Niemand in ihm das Rococo von Künftig ſehen.

Jung geht offenbar zu ſehr von dem Intereſſe zur Philoſophie, von einer zu enthuſiaſtiſchen Vorliebe für Hegel aus. Die Poeſie hat keinen oder doch nur einen geringen Zuſammenhang mit der Philoſophie. Die Philoſophie ſtellt nicht unbedingt den Begriff der Schönheit dar, ſie iſt nicht der Duft, der zur Blüthe gehört, ſie iſt höchſtens der Nachtvogel, der ſie umſchwebt; Jung aber nimmt Hegel als den Stamm an, aus dem ſich die blätter- und blüthenreiche neue Literatur entwickelt hat. Dieſe Einſeitigkeit iſt ſeinen »Vorleſungen« um ſo nachtheiliger, als ſie einen Widerſpruch erweckt, der die freie Entfaltung des Gedankens hindert. Wir möchten ihm wohl dringend wünſchen, ſtatt von dem philoſophiſchen Boden aus ſich in die Wolken zu ſchwingen, ſtatt durch willkürliche Raiſonnements ſich und ſeine Zuhörer irre zu leiten, lieber an irgend einen Dichter die Literatur

anzuknüpfen, als an Hegel, der wenigſtens nicht zur ſchönen gehört.

Daß Jung nur Die in ſeinen »Vorleſungen« berückſichtigt, deren Erſcheinung ſich mit der philoſophiſchen Doctrin und mit Hegel in Verbindung ſetzen laſſen, beweiſ't, daß er ſich als Hegelianer zu ſehr begeiſtert. Die Poeſie beruht mehr auf Lebensfriſche, auf Behaglichkeit, als auf Philoſophie; Jung zerſplittert ſich, indem er ſich concentrirt; er ſetzt den zerſtörenden Wurm des Zweifels in die Blüthen des Geiſtes, er wird ungerecht gegen faſt ſämmtliche Gattungen der Poeſie, insbeſondere gegen die Dramatiker, die er kaum erwähnt, gegen die Romanliteratur und insbeſondere gegen die lyriſchen Dichter, die einen unleugbaren Fortſchritt gethan haben, iſt auch dieſer Fortſchritt von Vielen überſchätzt worden. Alles, was auf Deutſchland mit zerſtörender Hand einſtürzte, was ſeinen mittelalterlichen Bau zerſtörte, was ſtatt Leben nur Schutt gab, hat doch nicht vermocht, die neue Generation zurückzudrängen, die ſich mit lieblichen Klängen an's Tages-

licht wagt. Zwar haben wir eine Modepoeſie, eine moderne Poeſie, bei der das Wort angewendet iſt, zwar liegen Freiligrath, A. Grün, Herwegh noch immer im Kampfe mit einer ſich entwickelnden, innerlichen Natur, zwar ſind ſie, ſtatt erwärmt, nur erhitzt, geben Lichteffecte, weniger Licht, produciren in fünf bis zehn Jahren ein oder zwei ſtattliche Bände, offenbaren aber doch in ſich die Myſterien der Muſe, ein Drängen nach dem Ungeſtalteten, Ungemeſſenen, das Geſtalt und Maß erhalten ſoll, üben ſich am Geklirr, nicht am Klang, nicht an der Uneigennützigkeit. Indeſſen ſie ſind da; keimend, andeutend, hindeutend, lagern ſie am nationalen Strome, trinken an den Freiheitswaſſern, zeigen Kraft im Schaffen. Hält Jung nichts von ihnen, warum ſprach er es nicht aus; legt er Werth auf ſie, weshalb entwickelt er nicht ſeine uns wichtige Anſicht?

Wir ſtellen Rahel mit Jung ſehr hoch, wir bewundern die Unendlichkeit ihres Gedankenſtoffs, die conſequente Ausführung der Umriſſe, die die Muſe vor ihr in den Sand zeichnet, aber wir

haben uns dennoch zuweilen von ihr wie von einem kalten Hauche angeweht gefühlt. Sie iſt nicht die unmittelbare Offenbarung der Gottheit, wie ſolche Bettina zeigt, ſie iſt die mittelbare Denkerin, die abſtracte, ſich bewußte Grüblerin. Ihre Ideen ſind ein goldenes Netz, in dem ſie ſich wohlgefällig bewegt; ſie ſind nicht die Himmelsleiter, auf der Bettina hinauf und hinunter ſchwebt.

In ſeinem Urtheil über Mundt zeigt Jung von Neuem die weiche Anlage ſeiner Kritik, das Beſtreben, den Tadel durch das Lob, den Schlag durch das Streicheln wieder gut zu machen.

Die Kürze, in welche die drei Vorleſungen ſich gezwängt haben, ſo viel Stoff bei ſo vielem Zeitdrange, müſſen Jung als Entſchuldigung dienen, daß er in der Literatur noch keine Perſpective in die Zukunft gezeigt hat. Wird eine neue Kunſtperiode kommen, wird ſich eine ſelbſtändige deutſche Literatur aus den vorliegenden Samenkörnern ziehen laſſen? Die ſcharfe Fixirung der jetzigen Leiſtungen, namentlich die Kunſt, zum Publikum zu gehören, die ausgebildet zu Reſultaten führen

könnte, wie das jetzige Zeitalter ſie noch nicht leiſtet, wären Fragen, mit denen ſich zuvörderſt Deutſchlands Literaturhiſtoriker beſchäftigen ſollten; aus ihrer möglichen Beantwortung würde ſich der Folgeſchluß auf eine Epoche herausſtellen, die das Individuelle mit dem Idealen, das Vaterländiſche mit dem Allgemeinen verbinden könnte. Jung's »Vorleſungen« haben keinen Schluß, oder haben ſie einen, ſo iſt er nicht ganz richtig. Er endet mit einer enthuſiaſtiſchen Lobrede auf den Verf. der »Transatlantiſchen Reiſeſkizzen«. Er bringt ihn gleichſam als Culminationspunkt auf die Höhen ſeiner Begeiſterung, und dennoch iſt dieſer Schriftſteller, bei allem Talent eines gebildeten Dilettantismus, nichts als Dilettant. Er hat keinen Beruf für die Literatur, er iſt weder neu noch originell; er iſt breit, formlos, kann weder anfangen noch enden, weder ſich an das Eine noch an das Andere halten. Er kommt nicht über die Staffage hinaus, ſie iſt ihm wichtiger als die Idee. Eine Zeitfärbung konnte er gewinnen, aber keine Selbſtändigkeit. Er iſt nicht ſchöpferiſch, nicht

genial, er iſt nur kunſtreich, nur nachahmend. Wollte Jung von Seatsfield reden, warum redet er nicht auch von der Frederike Bremer, von den holländiſchen Romanen?

Schließlich fühlen wir uns gedrungen, in Jung die vorherrſchende chriſtliche Idee anzuerkennen. Jung iſt dem Geſetze der Moral hingegeben; er hat ſich durch ſie zum Adel der Seele, zu jener Ariſtokratie emporgeſchwungen, die das Unreine von ſich weiſ't, die nur im Gewande des Schönen das Schöne findet. Das Reizende der Form wirkt unwiderſtehlich auf ihn, er giebt ſich harmlos dem ſüßeſten Vertrauen, den ſchönſten Hoffnungen hin. Er hat mit einem übergroßen Reichthum, mit einer Phantaſiefülle zu kämpfen, die der Concentration bedarf. Er entzieht ſich zwar nicht dem Schmerze der Gegenwart, aber er täuſcht ſich über ihn, indem er über ihn hinausſtrebt. Unbedingt kindlich, hat er ſich an die großartige Idee des Chriſtenthums geſchmiegt; ſie iſt die geiſtige Subſtanz, die ihn zu einem organiſchen Cultus drängt. Er ſucht in der Philoſophie, wo er in

der Poeſie, in der Poeſie, wo er in der Philoſophie finden ſollte. Darin liegt ſein Irrthum, der auf ſo viel Edles gebaut iſt, daß er faſt aufhört, Irrthum zu ſein, da er der Umweg zur Wahrheit iſt.

Portraits und Silhouetten.

(F. Gustav Kühne.)

Ueber Portraits und Silhouetten.

Von F. Gustav Kühne.

Der Cyclus eines Werkes, welches in zufällig gegebener Form die Haupterscheinungen der Literatur an uns vorüberführt, beginnt mit »Schleiermacher«. Der Verfasser kannte Schleiermacher; der gewaltige Geist des Mannes war dem sich regenden des Jünglings gegenübergetreten; er hatte ihn auf der Kanzel gesehen, wenn er im Rausche des Entzückens vom Zauber des Kreuzes sprach und die kleine weiße Hand über den greisen Kopf schwang; er hatte im stillen häuslichen Kreise an seinen Lippen gehangen und durch ihn Aufschlüsse über die innerlichen Vorgänge seines Lebens erhalten. »Sein ganzes Christenthum war eine dialektische Erziehung zum Selbstbewußtsein des Individuums,« sagt Kühne. Es ist nicht zu

leugnen, daß neben dem Streben nach objectivem Urtheil der Verfaſſer ſich ſelbſt unbewußt den Pinſel in die enthuſiaſtiſchen Farben der Pietät taucht und von Schleiermacher ein Bild entwirft, das mit dem verklärenden Lichte der Liebe überhaucht iſt, aber iſt dies ein Fehler? Wollte Gott, daß alle Schriftſteller eines reinen Enthuſiasmus fähig wären.

Von »der Kant'ſchen Philoſophie und dem Kant'ſchen Jahrhundert« behauptet der Verfaſſer, daß eine Philoſophie, wenn ſie eine rechte ſei, nicht die That eines Einzelnen, ſondern das Reſultat eines Jahrhunderts iſt. Er geht dann über auf den Einfluß, den Kant ausgeübt und noch ausübt, und verweiſ't auf Schubert's Biographie und Roſenkranz's Geſchichte der Kant'ſchen Philoſophie. Er nennt dieſe beiden Männer dazu berufen, der deutſchen Nation ihren großen Philoſophen nicht allein zu überliefern, ſondern auch zu deuten.

Die Monologe und Reden (Bade-Leiden und Freuden) enthalten Scherz und Ernſt, Bitteres

und Süßes. Die kritische Rede — »Und die Wahrheit wird Euch — nicht frei machen«, drückt mit ihren Schneidezähnen den Punkt wund, der schon krank war. Die Rede: »Wie die Kunst bei den Deutschen nach Brot geht«, berührt die Vergangenheit gleichzeitig mit der Gegenwart. Was er von Goethe sagt, ist ebenso wahr gedacht als gut gesagt. Goethe hat nie ernstlich an ein Nationelles im Deutschen geglaubt; er ist nie von diesem Glauben, wie durch eine Religion begeistert worden, ja Kühne setzt hinzu: Goethe kenne keinen Staat, habe keinen Sinn, ein öffentliches Leben zu schildern, keinen Muth, offen davon zu sprechen und das fehlende Element einzugestehen. Andere Männer, in dieser Hinsicht, waren Schiller und Jean Paul. Sie hatten großartige Grundzüge und ächtes nationelles Selbstgefühl. Aber der Dichter Goethe überflügelte Beide, denn Schiller hatte sich in abstracten Theorien als Poet geschwächt, und Jean Paul fehlte fast alle sinnliche Gestaltenbildung, die eben gerade Goethe's Hauptverdienst ist.

Der wunde Punkt dieſer intellectuellen Zeit iſt der: daß Goethe eher auf den Salon, als auf das Volk wirkte. Hübſch iſt die Epiſode mit der Brotrinde, die den Schluß der Rede macht. Und in dieſer Epiſode liegt ein tieferer Sinn, eine Lehre, die Viele beherzigen und ein Jeder benutzen ſollte.

In »Eiſenbahnen und Eiſenſtäbe« beurkundet der Verfaſſer eminente Reflexionsgaben. Die Reflexion iſt überhaupt das Terrain, auf dem ſich der Verfaſſer am leichteſten bewegt. Daher ſeine faſt immer vom Parteigeiſt freigehaltenen Kritiken und Charakteriſtiken ſeine Individualität am ſchönſten entfalten.

Wie aber Aufſätze, wie »Europa's Aufgaben in Aſien«, in dieſe Portraits und Silhouetten kommen, iſt ſchwer zu erklären. Beſſer, obwohl noch nicht vollkommen an ſeinem Platze, iſt der Aufſatz »am 9ten Mai 1839«. In »Achim von Arnim« finden wir wieder ein ſchön angelegtes, correct gezeichnetes, künſtleriſch ausgeführtes Bild. »Bettina und die Gün-

derode« stellen den Leser auf einen eigenthümlichen, aber, wie es uns scheint, wahren Standpunkt, von dem aus das nie alternde Kind in seiner überirdischen Befähigung von jenen Anklagen freigesprochen wird, die Uneingeweihte über Außergewöhnliche erheben.

In dem Aufsatze: »Die Geisterseher in unseren Tagen«, sagt der Verfasser, indem er von Justinus Kerner spricht: »Der Geist habe hier eben nicht die Natur bezwungen, vielmehr die Natur den Geist.« Man erinnere sich der Seherin von Prevorst, die in dem katholischen Deutschland Aufsehen machte, und erinnere sich des innerlich träumerischen Charakters Kerner's, und man wird sehen, daß Kühne hier den Nagel auf den Kopf trifft. Das falsche Annehmen des unmittelbaren Hineingreifens einer Geisterwelt in das Erdenleben ist gerade der Grund, der Alles verrückt oder der wenigstens viel Verworrenheit in die Ordnung bringt.

»David Strauß« bespricht der Verfasser als einen Kirchenlehrer unserer Zeit, der das Christen-

thum seiner Historie und seiner Mythen entkleidet habe, damit sein Wesen von seiner Hülle befreit als Kern mit ewiger Machtvollkommenheit herausspringe. Er spricht sich aber nicht deutlich genug in seiner individuellen Meinung aus, sondern ist eher Referent, als er Kritiker ist, was wir hier um so mehr bedauern müssen, da der Gegenstand einer erschöpfenden Besprechung würdig war.

»Karl Rosenkranz« wird mit Unrecht vom Verfasser sehr kurz und feindlich abgefertigt. Es mischt sich in dieses Urtheil eine persönliche, schlecht verdeckte Rancüne, die wir uns dadurch erklären, daß es scharf gezeichnete Sympathien und Antipathien giebt, die aber der Objectivität eines Schriftstellers hinderlich werden.

»Göschel und seine Unsterblichkeit« werden mit Scharfsinn und polemisch zergliedert. »Biernatzki« gehört schon unter die Todten. Wir kannten ihn persönlich. Er war Theolog; kein unterhaltender, wie Kühne glaubt, aber ein von der Wahrheit des Christenthums durchdrungener

Kopf, dessen Kräfte im schönen Ebenmaß gebildet waren, und der, hätte er länger gelebt, die Versprechungen erfüllt hätte, zu denen ein nicht unbedeutendes schriftstellerisches Talent berechtigte. „Leopold Schefer“ wird von Kühne mit Recht als eine träumerische, im Aether schwimmende Dichterseele geschildert, die die Ecken des Lebens nicht sehen, die Dämonen des Gemüthes nicht wecken mag. Dabei wirft er ihm eine zu treue Anlehnung an Jean Paul vor, und erklärt ihn für unfähig, ein geschichtliches Object rein, schlank und sicher hinzustellen. Er muß aber dieses zu scharfe Urtheil zurücknehmen, als er Schefer's „göttliche Komödie in Rom“ gelesen hat, wo dieser einen geschichtlichen Stoff mit allem Feuer der Begeisterung handhabt.

„Varnhagen von Ense“ ist vielfach besprochen worden. Kühne betrachtet ihn als eine versöhnende, nicht als eine exclusive Natur; er nennt ihn den Gegensatz zum Tacitus, und fügt hinzu, daß die Geschichte, unsere Geschichte, von Varnhagen beschrieben, als eine Kette von Festivitäten betrach-

ten würde. Es sei eine grenzenlose Heiterkeit in seinem Styl, er sei wesentlich diplomatisch. Das Ignoriren bei ihm ersetze Widerwillen oder Anfeindung; daß Rahel dieser Natur erst Muth und Schwungkraft gegeben, gesteht auch Kühne ein. Der Hauptreiz dieser zwei Personen war, daß sie sich ergänzten. Das Rücksichtsvolle fand sich mit dem Rücksichtslosen zusammen. Ob aber Varnhagen den Geist der Masse begreift, oder nur geschickt aus ihr einzelne Figuren herausfindet und schildert, bleibt unbestimmt.

Es folgt dem Varnhagen'schen Portrait ein Aufsatz: »Kleine Heimlichkeiten großer Leute«, der sich auf die »Denkschriften und Briefe«, von Hofrath Dorow herausgegeben, bezieht. Er ist nicht ohne Feinheit geschrieben, enthält aber mehr Auszüge und Citate als selbständiges Urtheil.

»Semilasso« ist dagegen desto beißender geschildert. Wir gestehen, von diesem Portrait vorzugsweise befriedigt worden zu sein; nicht weil es beißend ist, sondern weil es die ursprüngliche

Wahrheitsliebe Kühne's beurkundet. Beſonders treffend charakteriſirt er den Fürſten Pückler in den Worten: Sein größtes Glück iſt das Wohlbehagen an den kleinen Zufälligkeiten und zufälligen Kleinigkeiten des Lebens.

»Der deutſche Cavalier« iſt ein Lückenbüßer. Es giebt deren mehrere in dem Buche. Wenn wir etwas an dem Buche auszuſetzen haben, ſo iſt es das, daß es in ſich Sachen, Menſchen und Urtheile birgt, die nicht immer an ihrem Platze ſind. Der Verfaſſer hätte wähleriſcher ſein können.

»Guſtav Schleſier« wird als Doctrinair geſchildert. Er beurtheilte das Werden Deutſchlands nach abgeſchloſſenen Acten. Wir bemerken dagegen, daß wir Schleſier, den wir durch ſein Buch über Humboldt kennen lernten, in ſeiner freien Sprache ehren und ihm ſpeculativere Ideen zutrauen, als der Verfaſſer zugiebt.

In dem Aufſatz: »zwei deutſche Literaturhiſtoriker« ſtellt der Verf. Laube neben Gervinus. Wie ſo oft ſchon, wird auch hier mehr

von Laube's Styl, als von ihm selbst gesprochen. Anders ist das mit Gervinus, dessen ganze Individualität sich in seinen Stoffen kund giebt und der eine gewisse Verstimmung in Urtheile bringt, die über die Verstimmung sind. Wir sind geneigt, Kühne's Ansicht über Laube eine subjective, die über Gervinus eine objective zu nennen. Er sehe darin keinen Vorwurf. Welch ein kaltes Talent müßte das sein, das alle Stoffe, lebendige oder todte, von einer Kirchthumspitze aus beurtheilte und sich nicht einmal frisch und frei an die Brust eines Freundes, mitten in das Getümmel der Gegenwart, von oben hinunter würfe.

„Die Briefe über den deutschen Styl enthalten bemerkenswerthe Urtheile über die moderne Literatur. Kühne ist zwar nicht immer von Einseitigkeit frei, hat sich aber doch zu sehr in die Productionen Anderer vertieft, um hier nicht mit connaissance de cause urtheilen zu können. Hie und da hätten wir uns in dem sonst blühenden Style weniger Nachlässigkeit gewünscht.

„Französische und Düsseldorfer Maler-

beweiſen, daß Kühne nicht allein im Felde der Literatur, ſondern auch auf dem der Malerei zu Hauſe iſt. Seine Parallele zwiſchen Düſſeldorfer und Franzoſen überſchreitet aber hie und da die Grenze der Wahrheit. Es iſt ihm nicht immer möglich, eine geiſtreiche, pikante Wendung der ruhigen Beobachtung aufzuopfern. Wir ziehen den Aufſatz: „deutſche, belgiſche und holländiſche Maler“ ſchon deswegen vor, weil er geſammelter, wir möchten ſagen von beſſerem Geſchmack iſt. „Ruſſiſche Perſonen und Zuſtände“ beruhen wiederum einzig auf Hören-Sagen. Der Verfaſſer hat hier kein eigenes Urtheil und was beſſer iſt: er will keins geben.

Ueber „Goethe in alten und jungen Tagen“ findet ſich im Anfang des zweiten Theiles eine Art Pietät ausgedrückt, deren Wurzeln ſich theils in Kühne's Individualität, theils in den Beobachtungen eingeſogen haben, die er gleich einer Biene aus allen den Blüthen zuſammentrug, die in Goethe's Seelenleben dufteten. Kühne nennt die Idylle zu Seſenheim das ſüßeſte Erlebniß in

Goethe's Autographie, was wir bestreiten möchten, und legt seinen Briefen an Auguste von Stolberg einen zu großen Werth bei. Goethe's ganzes Wesen verräth, daß jene Sehnsucht, sich an ein immer warm erfülltes, weibliches Herz zu flüchten, nicht in ihm athmete.

»Justus Möser« gehört zu den Bildern, die an Ausführung einem van Dyk Ehre machen würden. »Johanna Schoppenhauer und das deutsche Rococo« gewinnt durch Kühne eine größere Bedeutung, als sie in der Literatur sich zu verschaffen wußte. Sie war verarbeitend, nicht produktiv. »Immermann« ist mit wahren, wenn auch nicht mit verklärenden Farben geschildert. Es weht eine Kälte durch diese Blätter, die aus der Impopularität des Ausdrucks, dessen Immermann sich schuldig machte, hervorgeht. »Ludwig Tieck« wird gegeißelt, »Adam Oehlenschläger« vielfach getadelt, »J. E. Hauch« zu sehr gelobt. In dem Aufsatz: »Hermann Marggraff« zeigt sich Kühne wieder mit dem weitschweifenden Blick des Menschenkenners, von seinem Gegenstande

zuweilen mächtig angezogen, zuweilen ſich mühſam zum Geſammturtheil zwingend. »Willkomm« ſcheint anfangs Kühne's Antipathie geweſen zu ſein, doch kommt er am Ende zu einer verſöhnenden Unparteilichkeit, die, die Lichtpunkte über die großen Schattenpartien nicht zu überſehen, ſich mit Gutmüthigkeit vornimmt. »A. von Sternberg« wird als moderner Ariſtokrat hingeſtellt. Talent und Grazie ſind ihm um ſo weniger abzuſprechen, als er ſich in der Romanenliteratur einen feſten Platz angeeignet hat, doch legt Kühne vielleicht zu großen Werth auf Leiſtungen, die zerplatzende Zeitblaſen ſind.

An »Heinrich Koenig« lehnt man ſich mit hingebendem Vertrauen. Er hat eine faſt weibliche Seele. Alles iſt rund an ihm, Alles iſt weich. Das deutet auch Kühne an, indem er ihn wahr und ſchlicht nennt.

»Ludolph Wienbarg« hingegen hat den Verfaſſer zu erfüllen und ihn eine Zeitlang auszufüllen vermocht. Seine erſte Begegnung mit ihm iſt artig ſkizzirt. Er läßt den Fürſten Schwarzen-

berg Dinge ſagen, an die dieſer vielleicht nicht gedacht hat. Indeß iſt die Staffage gut gewählt. Man ſieht, Kühne betrachtet Wienbarg mit den Erwartungen, die Deutſchland von ihm hegte, die ihn in die Reihen der Sterne erſter Größe ſtellt. Wenn der Verfaſſer aber ausruft: »Wienbarg auf Helgoland!« ſo wird ſich ſelbſt der geiſtvolle Wienbarg eines Lächelns nicht erwehren können, weil Apotheoſen in ſolcher Form geſchmacklos ſind.

»Heinrich Laube« wird hie und da ſtreng von Kühne recenſirt. In ſeinen franzöſiſchen Luftſchlöſſern widerfährt ihm Gerechtigkeit. Seine Novellen und Romane werden ſcharf mitgenommen. Wir glauben aber nicht, daß Laube's Figuren »arm an innerem Leben« ſind, wir ſind im Gegentheil von dem Pulsſchlag dieſes Talents, namentlich in den Vandomiren, und von der Gräfin Chateaubriand magnetiſch berührt, ja oft gerührt worden.

Ueber den folgenden Schriftſteller, über »Gutzkow« iſt der Verfaſſer offenbar in Irrthum. Wir leben in einer Zeit, die eine neue Morgenröthe

für unsere Literatur heraufführen wird. Charaktere bilden sich, und andere gehen unter. Ergriffen vom Uebel der Zeit, aber nicht von ihm getödtet, haben einige Schrifrsteller versucht es zu heilen. Sie haben auf Diejenigen gezeigt, die sich der täuschenden Mystik in die Arme geworfen haben. Sie haben Die mit Namen genannt, die mit der Wahrheit im Streite liegen. Der Charlatanismus ist zerstört, aber die Kunst ist noch nicht wiedererlangt worden. Auch Gutzkow's Polemik ist nicht sowohl seine, als die Schuld der neuern Literatur. Er hat sie nicht zu seinem Element gemacht, sie hat sich ihm aufgedrungen. Seine schriftstellerischen Schicksale hängen mit seiner Bedeutendheit zusammen. Er bahnte sich seinen eigenen Weg. Aber im Gedränge des Schaffens, in der Hast des Vollbringens, in dem ewigen Quellen reicher Ideen dachte er nicht an das Bestehende, sondern an das Kommende, nicht an das Hergebrachte, sondern an das Neue. Seine ersten Productionen waren von den ihn beherrschenden Gedanken wie überwältigt. Der Stoff

unterlag, oder er glich dem Cement, der den Bau hält, er war Nebensache. Wer aber diese Ausbrüche des jugendlichen Talents von vorneherein verurtheilen wollte, der würde im Augenblick leben und nichts vom Gährungsproceß wissen, der scheidet und bindet, nichts von der hinanschlagenden Sehnsucht, die die Brust weitet und engt, nichts von dem Rückschritt, der den Fortschritt dient. Die Welt ist grausam. In ihr sind Irrthümer — Fehler. Diese Erfahrung bewährt sich hie und dort an der Meinung über Gutzkow, die in der Vergangenheit gewurzelt, wuchernd über die Gegenwart zieht. Eine glückliche Mischung von Poesie, Verstand und Gemüth machen ihn jedoch zu einer außergewöhnlichen Erscheinung. Seine Schriften werden, wenn sie durch die Zeit Perspective gewonnen haben, sich im rechten Lichte darstellen. Sie werden sich den Bestrebungen, die im Dienst der Musen und der Vaterlandsliebe sind, anschließen und beurkunden, daß Gutzkow die ihm auferlegte Aufgabe schon dadurch erfüllt hat, daß er scharf und doch vermittelnd als Dol-

metſcher innerer Stimmen aus jener nie zu ergründenden Tiefe ſchöpft, wo neben der Energie die Weichheit, neben der Weichheit die Poeſie herrſcht.

Kühne ſchließt ſein Buch mit den deutſchen Dramatikern und deutſchen Schauſpielern und Schauſpielerinnen, die manchen pikanten Zug bieten. Wir haben dieſe Schilderungen mit großem Vergnügen geleſen. Unſtreitig taucht ſeit einiger Zeit ein erhöhtes Intereſſe für das Theater auf, das ſeine Quellen in einem längeren Frieden und in dem allmäligen Erliegen der Oper, die ſich nur durch einige wenige Componiſten erhält, heben mag. Es iſt eine tiefe Nothwendigkeit, ein dringendes Bedürfniß in dieſem Intereſſe, das ſich auf die Entwickelungsgänge der Literatur, die ſich hauptſächlich auf der Bühne kund thun, begründet. Gab es doch Zeiten, die für das Theater beſonders wichtig waren und wo eben dieſe Uebergänge klar hervortraten. Der Uebergang der mittelalterlichen Poeſie in die moderne, durch das Drama, zur Zeit der Meiſterſänger in Nürnberg bewerkſtelligt und ſpäter durch Cronegk, Brave, Elias

Schlegel, Gellert, Weiße und Leſſing praktiſch gemacht, erfreute ſich eines wahren Aufſchwungs und einer reinen Originalität. Die höchſten Entfaltungen des Schiller'ſchen und Goethe'ſchen Genie's ſind Dramen. Die romantiſche Schule ſuchte dieſe Entwickelung, doch ohne Erfolg, da ihr die eigentliche dichteriſche Kraft, die Elaſticität, die dem wahren Dichter inwohnt, fehlte. Was den Dramatiker vor Allem beſeelen muß, iſt poetiſche, ja ſubjective Energie im Charakter, zu der ſich Phantaſie und combinirender Verſtand geſellen muß, die in ſchönem Gleichgewicht zu einander ſich tragen und ergänzen; denn das Drama iſt diejenige Dichtung, wo Gemüth, Phantaſie und Verſtand ſo ſich mit einander verbinden ſollen, daß Eins das Andere aufhebt. Was aber insbeſondere zum Drama nothwendig ſcheint, iſt eine tüchtige Lebenserfahrung neben einer ſcharfen Beobachtung, Ironie neben Witz ſelbſt im tragiſchen Pathos. Schon Voltaire ſagt ſcherzend zu einer Schauſpielerin: »Um gute Tragödien zu ſchreiben, muß man den Teufel im Leibe haben.«

Wenn man die gegenwärtige deutſche Literatur betrachtet, ſo ſcheint es, als müßten ihre verworrenen und zerfloſſenen Elemente ſich recht eigentlich im Drama ſichten und geſtalten. Wie viel Verſtand, wie viel Gefühl, wie viel Witz ſchwimmen in dieſen Productionen, aber auch wie viel Mangel an Harmonie und Anknüpfung an befriedigende Kunſtzwecke ſtellt ſich überall heraus. Der Hauptcharakter dieſer Literatur iſt ein wildes Jagen, bald nach dieſem, bald nach jenem Ziel; ein gewiſſer Grad der Natürlichkeit neben Affectation, eine unverkennbare Kühnheit neben einer großen Nachläſſigkeit in der Ausführung. Ob es nun auch unſerer Zeit keineswegs an Poeſie fehlt, ſo giebt ſich dieſe Poeſie doch zu oft nur durch eine übertriebene Bilderſucht in der Lyrik kund, die zur Zerriſſenheit und zur Oppoſition führt. Wir entbehren jener ſchönen plaſtiſchen Einfachheit, wo die Individuen ihre Eitelkeit und ihr Verneinen aufgeben. Das zeigt ſich auch in der allzublumenreichen Proſa, die offenbar an einer gewiſſen Ueberſchwänglichkeit leidet und Vieles in

ihren Gestaltungen zu hoch anschlägt. Keiner, oder nur Wenige fragen nach dem eigentlichen Nutzen der Kunst oder was gethan werden müsse, um der Nation einen unzerstörbaren Gewinn zu hinterlassen, sondern Alle wirken für sich im Einzelnen, für die persönlichen Interessen und für die persönlichen Träume. Es zeigen sich mithin so große Mängel der Einseitigkeit in jeglicher Leistung, daß kaum abzusehen wäre, wohin diese heterogenen Bildungselemente führen könnten, wenn nicht die Hoffnung bliebe, daß das Theater alle diese Stoffe einmal sichten wird.

Das Theater, das recht eigentlich eine ordnende Kraft in sich birgt, ist unstreitig dazu gemacht, unsere moderne Schwermuth, unsere auf Nichts begründete Zerrissenheit, unsere zu weit führende Ironie und unsere in's Blaue hinausstürmende Verzweiflung zu klären und, wenn es Noth thut, zu scheuchen. Die Production findet hier ein Publikum, das sogleich annimmt oder verwirft, und die fast immer scharfe Kritik des Parterres bezeichnet mit klaren Contouren das Maß

alles deſſen, was einer gemiſchten Menge gefallen muß oder von ihr zurückgewieſen wird. Und zu dieſer Kritik kommt die meiſt heilſame Cenſurrückſicht, die im Allgemeinen zwar läſtig iſt, indem ſie oft dichteriſche Stoffe aus Thaliens Tempel herausweiſt, die aber doch, wenn auch nur negativ, Nutzen bringt.

Gutzkow hat das Verdienſt, den erſten Verſuch, die Zeitliteratur mit dem Theater zu vermitteln, gemacht zu haben. Er hat ſich ſchon dadurch über das Gewöhnliche erhoben. Er hat der ſogenannten jüngeren Literatur eine Bahn vorgezeichnet, in der ſie ihre Kräfte bewähren kann. Er hat es möglich gemacht, daß ſich die höhere Bildung wieder mit dem Theater beſchäftigen und mit Spannung in die erſte Vorſtellung einer dramatiſchen Leiſtung geben kann.

Reisefragmente.

I. Bremen.

Wenn man von Hamburg hinüber nach Harburg schifft, so zeigt sich das Hannöversche so hügelhaft, daß man jenseits der Elbe ein kleines Eldorado voll Thäler und Gebirge, voll Wiesen und Wälder träumt. Aber kaum daß man den Fuß an's Ufer gesetzt und über das schlechte Harburger Pflaster zum Thore hinaus rollt, werden die Anhöhen Sandhügel, und die geträumten Wiesen und Wälder verwandeln sich in endlose Haideſtrecken. Da fährt man nun hin, enttäuscht in seinen Erwartungen, traurig, daß es einen Ort auf der Erde geben kann, wo der Frühling keine Blumen streuet, gerüttelt auf einem Steindamme, der den dringenden Wunsch nach einer Eisenbahn noch dringender macht. Der Postillon kann die Pferde nicht genug antreiben; die Ungeduld, aus diesem Sandmeere,

das die Lüneburger Haide heißt, hinaus in bessere Gegenden, auf bebautere Erde zu kommen, peinigt uns. Aber die Lüneburger Haide dauert bis weit über Bremen, bis Osnabrück und Münster, ja fast bis Düsseldorf. Sie streckt sich so weit aus, als die Nord- und Ostsee einst ihr ungeheures Bett hatte. Wir sind im Meeressande, da wo in der Urzeit Wellen Felsstücke hin und her warfen. Sie sind noch zu finden diese Felsstücke und neben ihnen Millionen Muscheln verwittert und versteinert, die Grenze zeichnend, wo Neptun sein grosses, unterirdisches Reich beherrschte, wo er Delphinen und Meeresungeheuern gebot und einen Welttheil mit dem andern verband. Aber die Erde hat sich den Umarmungen des Wassers entrungen; sie ist emporgestiegen zum Licht, sie hat den Himmel über sich einathmen und der Wonne der unmittelbaren Sonnenstrahlen geniessen wollen. Das Meer ist gewichen, aber was hat die Erde gewonnen? Sie hat nicht den überschwänglichen Reichthum einer üppigen Vegetation; sie ist wie jene Menschen, die sich aus der Tiefe empor-

arbeiten, die aus dem Nichts Etwas haben machen wollen, die sich anstrengen, die ihre Kräfte wirken lassen, die aber — da sie nur berufen, nicht auserwählt sind — nie das Vollendetere leisten oder jenen unsagbaren Duft sich aneignen können, der die Berührung des Göttlichen über uns auf mystische Weise beurkundet.

Bremen hat den Anstrich einer lachenden Oasis in der Wüste. Bremen ist grün und blühend, von schönen Wallpromenaden begrenzt, durch die Weser in zwei Hälften getheilt, eine freundliche, den Fremden zu Streifzügen einladende Stadt. Früher gab man ihr den Namen Paludes Bremenses desertae, aber die Sümpfe sind verschwunden und die Oede hat einer gemüthlichen, keineswegs abstoßenden Stille Platz gemacht. Die Wallanlagen sind eines Altmann's würdig. Reizende Partien wechseln auf mannichfaltige Weise ab. Bald sind's Baumgruppen, bald Rasen, Blumen oder Bosquets, die diese ehemaligen Festungswerke zum Garten umschaffen. Freilich muß das Auge nicht die Ferne suchen, denn hier, wie fast überall

im nördlichen Deutſchland, giebt es keinen Vorder-, Mittel- und Hintergrund für die Landſchaft, Nichts, das zum Ausruhen, zur Einkehr oder zur Sammlung einlüde. Alles iſt flach, iſt anders, unbegrenzt; aber die Nähe iſt lieblich, ja ſie hat ſogar hier und da ihre kleinen Ueberraſchungen, wie z. B. die des Anblicks der großen, reſidenzartigen Häuſer am Walle, die zwiſchen den ſchönen Kaſtanienbäumen wie liebliche Cottages hervorblicken. Der Roland, der auf dem Markte ſteht, iſt das Palladium der Stadt. Er ſoll faſt fünfhundert Jahre alt ſein, lehnt ſich an eine gothiſche Säule und trägt am linken Arm ein Schild mit dem Reichsadler, ſteht aber als Statue auf einer tiefen Stufe der Kunſt. Intereſſanter als das Rathhaus iſt der Rathskeller, in dem die alten Rheinweine, die die Stadt zu Geſchenken verwendet, aufbewahrt werden. Hauff hat ihn in ſeinen Phantaſien beſungen. Jedes der Weinfäſſer hat ſeinen beſondern Namen. Unter denen, die die Namen der zwölf Apoſtel führen, ſoll das, das Judas Iſcharioth heißt, das beſte ſein.

Ich muß ſagen, daß dieſe ſcherzhafte Benennung mir widerlich war. Vielleicht, denke ich als Entſchuldigung, daß ſie aus dem humoriſtiſchen Mittelalter ſtammt, wo das Profane Hand in Hand mit dem Heiligen ging.

Der Dom bietet keinen Geſammteindruck. Er iſt eine compacte Maſſe, zwar in ſeinem Grunde dem Cölner Dome nachgebaut, aber ſo vielfach geändert, ſo confus aufgeführt, ſo geſtückt und zerſtört, daß von keinem Style die Rede ſein kann Der reiche Schmuck ſeines Innern ward der Reformation zur Beute. Die wenigen Gemälde, welche ihn zieren, ſind mittelmäßig. Ein neues Altarblatt von Vanſe in Auftrag eines Bremer Bürgers in Rom gefertigt und die berühmte Raphaeliſche Kreuztragung Chriſti: lo spasimo di Sicilia vorſtellend, rührte mich, weil man mir erzählte, der Künſtler, der es gemahlt, habe ſich, als es vollendet, verzweiflungsvoll in die Tiber in dem Gedanken geſtürzt, daß ſein Werk mißrathen ſei. Ich begreife dieſe Schmerzen; ich fühle, daß das Streben nach dem Ideal in uns ſein, daß das

Ideal geiſtig uns umſchweben kann und daß wir in dem Unmuthe, es nicht erreichen, nicht verkörpern, nicht hinſtellen zu können, uns ſelbſt aufgeben, an uns ſelbſt verzweifeln müſſen; ich ſage noch mehr, der, dem es wirklich Ernſt um das Beſſere iſt, der wird nicht im beſchränkten Hochmuthe das Ziel für leicht und ſeine Leiſtungen für gut halten, er wird Mißtrauen in ſich, Mißtrauen in das Urtheil der Freunde, gerade weil es lobend iſt, ſetzen, er wird dem Flüſtern ſeines Genius, des geheimnißvollen Wortes: »höher hinauf«, horchen, er wird wiſſen, daß das Leben kurz und die Kunſt lang iſt. Nur kleine Geiſter können ſich einer beklagenswerthen Ueberſchätzung ihrer Kräfte überlaſſen; die größeren werden bald erkennen, wie hinderlich der Hochmuth und wie nothwendig die Objectivität, dieſe höchſte Abſtraction, iſt.

Unter dem Dom im ſogenannten Bleikeller ruhen Leichen, die der trocknen Luft wegen unverweſt ſind. Aber dieſe Art Unſterblichkeit iſt nicht beneidenswerth; ſie gleicht der der ägyptiſchen Mumien, die ſtatt Staub Leder geworden ſind.

Vegesack, das, früher der einzige Hafen der Stadt, am Ausfluß der Weser war, ist jetzt durch den Bremerhaven überflügelt worden. Holländische Baumeister haben der zu fürchtenden Versandung vorgebeugt. Hier bleiben die größeren Schiffe; die Waaren werden auf Kähnen an die Stadt geschafft. Auch Dampfschiffe fliegen hinauf und hinab. So ist denn Bremen, wenn auch keine bedeutende Seestadt, wie ihre Schwester, die Hamburgerin, doch eine wichtige Handelsstadt, in der auch die Wissenschaft nicht vernachlässigt wird. Die Hauptschule oder eigentlich Gelehrtenschule hat an dem Professor Weber eine Zierde, der in der gelehrten Welt durch seine geschmackvollen Uebersetzungen alter Klassiker und seine Vorlesungen über Goethe und die neue Literatur sehr vortheilhaft bekannt ist. Besonders ehrt sein Urtheil und seinen freien Sinn die anerkennende Aufmerksamkeit, welche er einzelnen Erscheinungen der neuesten deutschen Literatur widmet.

II. Osnabrück und Münster.

Es geht nun wieder weiter in den Sandebenen fort, über unbebaute Ebenen, vor kleinen traurigen Hütten vorbei, durch spärliche Dörfer, die den Mangel an Bevölkerung zeigen. Ueberall jauchzen die Vögel, duften die Bäume: hier streift der Wind wehklagend über die Fläche. Wie es kalt und trübe ist, wie man sich fortsehnt aus diesem traurigen Norden in den freudigern Süden! Man glaubt ihn einen Augenblick am Saume seines goldenen Gewandes hinter Osnabrück bei der Iburg gefaßt zu haben, da wo sich einige Hügel aneinander erheben und die Eichen ihre weiten Arme ausstrecken, aber es ist nur ein Augenblick, nur eine Schalkhaftigkeit der Natur, nur ein Lächeln, das über das erfrorene Antlitz des Nordens streift. Der Süden mit seinen Hügeln und seiner Vegetation ist weit; man muß tagelang fahren, ehe man den Jüngling mit dem schwarzen feurigen Auge und dem bunten, flatternden Gewande erblickt. Kreuze am Wege, mit dem leidensvollen

Christus darauf geschlagen, deuten auf den Katholicismus, der von hier aus sich den Rhein hinauf bis dahin zieht, wo die Klarheit des Protestantismus die frommen Täuschungen noch nicht aus sehnsuchtsvollen Herzen gebannt hat, wo man noch an die Poesie der Wunder und an die unmittelbaren Einwirkungen der göttlichen Gnade glaubt, wo die duftigen Weihrauchwolken bis zum Himmel und die volle Instrumentalmusik der Kirchen weit über die Erde schallt. Wenn der Katholicismus schon am Wege steht, wie ganz anders trifft man ihn in Münster selbst, in den Kirchen, auf den Straßen an. Er ruht auf den Gesichtern, er zeigt sich an den Fenstern der Läden in unzähligen Rosenkränzen, in kleinen Crucifixen, in wächsernen Madonnen. Nirgends entfernt der Irrthum weiter von den wahren Seelenbedürfnissen, als gerade in der Religion; nicht daß ich, indem ich das sage, irgend eine Glaubensform angreifen will, sondern ich will nur damit ausdrücken, daß man mit weniger — mehr leisten könnte. Was überall fehlt, woran die Menschen und ihre Re-

ligion bluten, ist der Mangel an Wahrheit. Wäre der Glaube wahr, einfach und besonders wäre er nie übertrieben, zeigte er sich immer in den richtigen Proportionen, er würde bessere Früchte treiben. Die, die er in Münster im sechszehnten Jahrhundert ansetzte, sind fürchterlicher Art. Ich meine die Wiedertäufer, die in ihrem blutigen Fanatismus Unheil über Unheil stifteten und durch ihren Tod eine Verirrung büßen mußten, die Stadt und Land ärger als die Pest heimsuchte. Ich sage Verirrung und sollte sagen Frevel oder Wahnsinn, denn wer Dinge wie die Wiedertäufer ausführt, wer die göttliche Ordnung mit Füßen tritt und das Laster für die Tugend nimmt, der ist wahnsinnig. Die Wiedertäufer waren es in der That. Der trübe Bodensatz der Reformation, die niederschlagende Folge einer Lehre, die in dem Herzen Luther's rein entsprungen, von seinen Anhängern verkannt wurde und als Deckmantel für die unreinsten Leidenschaften dienen mußte, aber auch zu gleicher Zeit die Reaction des Bauernkrieges, der aus der Sehnsucht nach bürgerlicher

und individueller Freiheit und aus den faſt unerträglichen Bedrückungen des Volkes hervorgegangen war. Wo der Menſch unterjocht werden ſoll, da empört er ſich. Milde iſt ſtets der Strenge und die Stärke des überzeugenden Wortes der Gewalt der rohen Kräfte vorzuziehen. Aber wer ſagte ſich das im ſechszehnten Jahrhundert, wo ſelbſt die Religion mit Feuer und Schwert auftrat? Der Anfang der Wiedertäuferraſerei beſchränkte ſich darauf, die Kindertaufe als unnütz und ſchriftwidrig zu verwerfen, eine Behauptung, die ſeit den erſten Zeiten der Chriſtenheit öfters wiedergekehrt iſt. Dann aber trat der wirkliche Fanatismus ein, indem er die Verheißung ausſprach, daß diejenigen, die ſich einer nochmaligen Taufe unterwürfen, Theil an dem neuen Reich der Auserwählten haben würden. Sie waren Chiliaſten, dieſe Unglücklichen, Träumer, die nach der Offenbarung Johannis das tauſendjährige Reich der Gläubigen auf Erden erwarteten, Schwärmer, die nach und nach neben der Verwirklichung ihrer Ideen auch darauf bedacht waren, ihren

Ehrgeiz und ihre Sinnlichkeit zu befriedigen. Sonderbar iſt es, daß faſt alle Wiedertäufer aus der Klaſſe der Handwerker hervorgingen. Melchior Hofmann war ein Kürſchner, Johann Matthieſen ein Bäcker, Johann von Leyden, wenn ich nicht irre, ein Schneider. Unſtreitig ſtrebten die erſten Wiedertäufer nach Sittenreinheit, aber ebenſo gewiß iſt es, daß dieſer Schein innerer Heiligkeit die Maſſe verführte. Rothmann, einer der Eifrigſten unter ihnen, lehrte, daß weder die papiſtiſche noch die proteſtantiſche Religion die ächte ſei. Die ganze Welt liege im Argen und würde deshalb großes Unglück über die Erde kommen und nur die Auserwählten gerettet werden. Um ſich vor dem Irrthume zu hüten, müſſe man die Kirche meiden, da in ihr falſche Lehren und der falſche Gebrauch der Sacramente gepredigt würde. Das verheißene tauſendjährige Reich ſollte aus einem Reiche ohne Geſetz, ohne Obrigkeit und ohne Ehe beſtehen. Zwar würden die Menſchen in ihm Kinder, aber heilige haben, und die Fülle des Glückes ohne Arbeit den From-

men zufließen. Solche wunderbare Lehren mußten nothwendig auf die Masse, die in einem sorgenfreien Leben die Glückseligkeit sucht, wirken. Bald wuchs die Zahl der Schwärmer zu einer erschreckenden Menge an. Sie breitete sich nach Friesland und den Niederlanden, besonders aber in ganz Westphalen aus. Die höchste Höhe dieser Raserei erreichte sie unter Johann von Leyden, unter dem sie aber auch wieder in Staub zerfiel. Er war aus dem Haag, fünfundzwanzig Jahr alt und durch einen ihm inwohnenden unruhigen Geist getrieben, religiöse Untersuchungen in der Bibel anzustellen. Mit der Ansicht, daß Münster die auserkorene Stadt des Herrn sei, zog er in Münster ein. Diejenigen, die sich nicht zu seinem Glauben bekannten, mußten unter tausend an ihnen verübten Grausamkeiten die Stadt räumen. »Das ist des Vaters Wille,« rief er, »daß Alle, die unserm Vorhaben entgegenstreben, diesen heiligen Ort verlassen. Hinweg mit diesen Söhnen Esaus!« Die ehrwürdigsten Einwohner wurden schmählich vertrieben und an den Thoren noch des Zehrpfen-

nigs beraubt. Mütter riſſen ihre nackten Kinder aus den Wiegen und ließen den heimiſchen Herd. Nicht einmal die Kranken wurden geſchont. Und nun erreichte der Fanatismus einen Grad, der vielleicht nie da geweſen iſt und hoffentlich nie wiederkehren wird. Nichts, was an den vorigen Zuſtand erinnerte, wurde geduldet. Die Kirchen wurden geplündert, die biſchöflichen Wappen mit Füßen getreten und bis auf die muſikaliſchen Inſtrumente Alles zernichtet, da das Augenmerk einzig auf die Errichtung des tauſendjährigen Reiches und auf die Befeſtigung der Stadt, die indeß belagert ward, gerichtet wurde. Neben Johann von Leyden wirkte Mattbieſen, der Prophet, und als dieſer bei einem Ausfall getödtet wurde, Knipperdolling, ein Münſterſcher Bürgermeiſter, der unter vielen vorgegebenen Offenbarungen auch die hatte: »das Hohe müſſe erniedrigt werden,« ſich mithin zum Scharfrichter ernennen ließ, welches Amt er auch verrichtete, da er der Unſinnigſten einer war. Endlich trat Johann von Leyden ſogar mit dem Vorſchlag der Vielweiberei auf. Er

selbst ging darin mit dem Beispiel vor und nahm drei Frauen. Später wurde er zum König gesalbt. Das dauerte fast ein Jahr. Münster, vom Bischof belagert, litt fürchterliche Noth. Alte und junge Pferde, Mäuse, selbst verfaultes Fleisch und Leder mußten als Nahrung dienen. In der ganzen Stadt war nur ein Tod. Da schlug die Stunde der Erlösung und der Buße. Münster, von den Belagerern erobert, ward von den Wiedertäufern befreit, die alten Verhältnisse wieder hergestellt und die religiösen Umtriebe mit der Wurzel um so leichter ausgerissen, als die Haupträdelsführer gefangen oder getödtet wurden. Der König Johann von Leyden ward nach Bevergern, Knipperdolling und Krechting nach Horst in feste Gefängnisse gebracht, dann aber im Januar 1536 in Münster unter den fürchterlichsten Qualen durch glühende Zangen getödtet, worauf ihre Leichname in drei eiserne Käfige gethan und im Thurme der Lambertuskirche aufgehängt wurden, wo — sie noch jetzt nach dreihundert Jahren zu sehen sind. Grausenhafte Erinnerung, unseres

Jahrhunderts ebenſo unwürdig als die eiſernen Marterzangen, die an den Pfeilern des Rathhauſes hängen und an denen das Volk nachläſſig und lachend vorüberſchlendert. Ich geſtehe, daß es mir unbegreiflich iſt, wie eine aufgeklärte Regierung dieſe Zeichen gräßlicher Menſchenquälerei auf offener Straße dulden kann. In den dunkelſten Winkel einer alterthümlichen Sammlung gehören ſie, nicht an den Thurm einer Kirche oder an den Pfeiler eines Rathhauſes. Was ſollen dieſe Inſtrumente? Sind ſie eine Warnung? Der Zeitenſtrom hat die Möglichkeit einer gleichen Verirrung hinweggeſchwemmt. Eine Erinnerung? Sie iſt eigener Art. Das Geſetz kann den Verbrecher tödten, es darf ihn nie quälen. In den Qualen wurzelt die Ungerechtigkeit; aus den langſam vorbereiteten Schmerzen ſteigen neue Irrthümer, erhöhte Erbitterungen hervor. Das Geſetz darf den Verbrecher tödten, ſage ich? Und Alles, was in mir an Wahrheit, an Menſchlichkeit, an Mitgefühl iſt, ruft: nein! es darf ihn nicht tödten! Es ſoll ihn beſſern, nicht tödten, es ſoll ihn aufklären,

ihm das Blut von den Händen und das Laster von der Seele waschen, es soll ihm zeigen, daß das Gesetz göttlichen Ursprungs und mithin voll göttlichen Erbarmens ist. Ihr nehmt dem Verbrecher das Leben. Wenn er sich selbst das Leben nicht nehmen darf, wenn Ihr den, der es sich in den Anfällen schneidender Verzweiflung nimmt, einen Selbstmörder nennt, wie sollte man Euch nicht richterliche Mörder nennen? Und Ihr seid stolz auf Eure Großthat. Und Ihr laßt die eisernen Käfige, in denen Menschen jammerten und die Marterzangen, unter denen sie starben, an Kirchen und Rathhäusern, an den ehrwürdigsten Orten der Stadt ausgestellt. Ist das nicht schimpflich? Statt den Menschen zu vernichten, sollte man ihn ergründen, statt ihn zu verurtheilen, klären man ihn auf. Es wird so unendlich viel von der Bösartigkeit des Menschen, von seinen Leidenschaften und seinem Egoismus gesprochen. Man legt den Finger auf die Wunde, aber das Heilmittel für die Wunde findet man nicht. Inmitten aller dieser Schwankungen sage doch nur Einer, was

nützlich, was heilſam iſt, was dem Uebel vorbeugen und das Gute fördern könnte. Giebt es etwas Schrecklicheres als beſtändig einen Willen haben, wenn man nicht weiß, wie dieſen Willen regeln? Wie klein und wie groß iſt der Menſch! Er gleicht den Schatten des Abends, die mit jeder Stunde wachſen und die eine Secunde verwiſcht. Wer hat nicht Augenblicke der Kraft, der Größe, der Selbſtvergeſſenheit? Aber plötzlich beſinnen wir uns, daß die Generationen verſinken, daß der Fels der Menſchenhand unterthan iſt, und ſie dennoch um ein Jahrtauſend überdauert. Erſtaunt bleiben wir ſtehen; wir ſehen uns um nach dem, was iſt, wir wollen erforſchen, was ſein wird. Unwillkürlich ſuchen wir um uns nach Spuren ewiger Dauer, nach Worten ewiger Sprache. Was finden wir? Verheißungen, keine Gewißheiten. Und es iſt vielleicht gut ſo. Gut, daß wir ahnen, nicht wiſſen! Daß ich mich in Münſter auch gar nicht von den fürchterlichen Reminiscenzen der Wiedertäufer losmachen konnte! Sie verfolgten mich bis in den Dom und in den Friedensſaal.

Und so mußte ich mich fast unwillkürlich fragen, was der Mensch in seiner Blindheit aus der Religion gemacht und ob er vielleicht sie sich also gestaltet hat, weil er sich beständig zwischen der Lust und der Strafe wie eine Wetterfahne fühlt?

Der Dom ist ein Uebergang zur gothischen Bauart. Er hat die Kreuzesform, wie alle Kirchen. Zwei hohe Thürme und ein kleiner in der Mitte geben die Idee der Dreifaltigkeit wieder. Von außen macht das Gebäude einen imposanten Eindruck, besonders da es auf einem schönen freien Platze steht, inwendig fehlt ihm die Einheit. Die Orgel gehört zu den besten in Deutschland. Ein kolossales Bildwerk, das jüngste Gericht darstellend, ist zwar ein Ungeheuer an Umfang und Masse, aber keineswegs gelungen. Die Statue des heiligen Christophorus ist mehr groß als schön. Die sonst den Dom zierenden bunten Kirchenfenster sind von den Wiedertäufern zerstört. Das Plettenberg-Lehnhausensche Monument von weißem Marmor gehört zu den Zierden der Kirche.

Es stellt Christus in Gethsemane vor. Zurückgesunken vor Ermattung, liegt der Heiland im Arm eines Engels, der ihn stützt, indeß ein anderer, mit dem Kelch in der Hand, zugleich nach oben deutet. Im Hintergrunde erblickt man die Jünger, in der Ferne Judas, der in den Garten tritt. Kenner tadeln das zu alte Gesicht des Herrn. Mir genügte es. Nicht die Jahre haben es alt gemacht, es ist die Erschöpfung, die diese Furchen grub. Er ist lebensmüde. Die gerungenen, fest zusammengeschlungenen Hände sind jung. An diesen ist das Leiden spurlos vorübergegangen. Aber das Antlitz, dieser Sitz der Seele, hat Schmerzen, die halb dem göttlichen Mitgefühl, halb der irdischen Qual gehören. Er zittert vor dem, was sich vorbereitet, was da ist; er jubelt über das, was über ihm als himmlische Hoffnung, größer als Menschenerwartung schwebt. Ganz Seele, ganz Intelligenz, fühlt er seine Idee erhabener als sein Wesen. Petrus schläft. Das Fleisch hat gesiegt. Er wollte nicht schlafen, er wollte seinen geliebten Herrn halten, ihn trösten, mit ihm beten . . . er

konnte nicht. Und dennoch iſt dieſer Petrus, trotz ſeiner Schwäche, Kraft. Zeit und Dinge wandeln um ihn in majeſtätiſcher Harmonie; er wird ſich aus den Nebeln des Traumes in eine Welt des Friedens und der Klarheit erheben; das ſteht auf der ruhigen Stirn, oder liegt in den tiefen Augenhöhlen.

Die Koſtbarkeiten des Domes ſind beim Einbruch der Franzoſen im Jahre 1806 weggeführt und zum Theil nicht wiedergefunden worden. Bemerkenswerth unter dem, was gerettet wurde, iſt ein Meßgewand, das die unglückliche Marie Antoinette geſtickt hat. Ihr Chiffre iſt mit kunſtfertiger Hand in eine der Ecken gewebt. Dies M. A., verblichen und doch noch in allen ſeinen Farben beſtehend, rührte mich tief. Auch hier litt und ſtarb ein gequältes Herz; auch hier trafen die Pfeile der Verleumdung die Seele, ehe der Kopf von der Guillotine getroffen wurde. Und dieſer Kopf gehörte einer Königin, gehörte einem Weibe, das mit allen Anſprüchen an Glück nur Elend fand, gehörte einem Gemüth, das ſich

nach Freude sehnte und nur Schmerzen hatte. Diese ganze Reihe stummer und lauter Leiden, diese Verzweiflung und diese Ergebung standen wieder vor mir. Marie Antoinette mag auch zu Denen gehört haben, die immer warteten. Unseliges Dasein, wo eine Unruhe ohne Wünsche und eine Sehnsucht ohne Gegenstand uns beständig hin- und herjagt, wo die Stunden leer, die Gespräche voll Worte und ohne Gedanken sind, wo wir der Gegenwart entfliehen und doch nicht die Zukunft erhaschen können.

Eine andere der Geschichte gehörende Erinnerung weckte der Friedenssaal, in dem der westphälische Friede unterzeichnet wurde. An den Wänden hängen die Bildnisse sämmtlicher zugegen gewesener Gesandten und Philipp's IV., Ferdinand's III. und Ludwig's XIV., letzterer als Kind, mit einem Gesichte dargestellt, aus dem der ganze Schmelz der Liebenswürdigkeit hervorbricht. In einem Schranke werden verschiedene Merkwürdigkeiten, unter anderen der gestickte Pantoffel der Frau von Johann von Leyden, die er, als sie

Fürbitte für Unglückliche thun wollte, selbst enthauptete, und ein eisernes Halsband aufbewahrt, an das sich folgende Sage knüpft. Zwei Adlige, Lambert von Oer und Gerhard von Haaren, waren im Streite mit einander und hatten sich gegenseitig bittere Rache geschworen. Als daher einst von Oer an einem Sonntage sich zur Messe begeben wollte, hatte sich sein Gegner an die Landstraße gelagert, fiel ihn aus seinem Hinterhalte an und warf ihm das eiserne, inwendig mit starken Spitzen versehene Halsband um den Hals, das noch obendrein so gefertigt ist, daß es den Mund mit einer eisernen Platte verschließt und also das Essen unmöglich macht. Dazu war es in Nürnberg gemacht und so kunstvoll gearbeitet, daß es, obwohl nur mit einer Feder, sich von selbst schloß und nicht wieder geöffnet werden konnte. Dem von Oer drückten sich die Stacheln fürchterlich in's Fleisch. Er lief vom Schmied zum Schlosser und vom Schlosser zum Schmied, und keiner vermochte das Band abzunehmen. Endlich nach drei Tagen fand sich ein Schmiedegesell,

der ein kühnes Wagniß unternahm. Von Oer mußte ſich auf den Amboß legen, der Schmied ergriff den Hammer, rief: »Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes,« that drei gewaltige Schläge und ſiehe da, das Halsband ſprang auf und von Oer, ohne beſchädigt zu ſein, war befreit von ſeiner Qual. Dies die Sage. Ein anderes ſtatiſtiſches Detail iſt das, daß die Stadt Münſter ungefähr 18,000 Katholiken, 1000 Proteſtanten und 150 Juden zählt. Die armen Juden!! Man ſpricht ſo viel in unſerer Zeit von ihrer Emancipation und thut ſo wenig. Was muß hier noch geſchehen, hier noch wieder beſſer gemacht werden! Wie viel giebt es zu tröſten, wie viel Gutes zu thun, von dem der Samen in den Wänden der Großen gleichſam verſtohlen und vergeſſen ruht und der nur eines edlen Herzens bedürfte, um herrliche Früchte zu tragen. Ein ganzes Volk iſt elend und unterdrückt. Noth, Unruhe und Unordnung haben die Geiſter gelähmt: ſie leiden und verderben. Uneinigkeit, Ungerechtigkeit, Habſucht, ſchlechte Gewohnheiten,

Alles das könnte anders ſein, wenn man den Juden bürgerliche Rechte, Religionsfreiheit, eine bürgerliche Stellung gäbe. Man zwingt ſie zum Schacher, man macht ſie zu Nomaden. Betrachtet dagegen den, der ein geregeltes Leben führen kann, deſſen Einkommen geſichert iſt, der ſich darin halten darf, darin begrenzt ſich fühlt. Erbe ſeiner Väter, vielleicht Landmann, kann er im Voraus ſeine Ausgaben berechnen, die perſönlichen Bedürfniſſe verringern und das Erſparte gleich Freuden zählen, die ihm nicht geraubt werden können. Er beſitzt eine ſtille, reinliche Wohnung, einen kleinen Garten. Alles iſt einfach. Hätte der Geiz oder das Elend dieſe Einfachheit gemacht, ſo wäre ſie drückend, aber es iſt die Einfachheit der Sparſamkeit. Dieſe überlegten Entbehrungen, dieſe freiwillige Strenge ſind erhebender als der erkünſtelte Ueberfluß. Dieſer wird leicht eine Kette, jene haben Flügel, die zum Himmel führen. In einer ſolchen Lage tritt die eigentliche Freiheit an den häuslichen Herd. Man hat keine dienſtbaren Geiſter. Man will weder befehlen, noch

verlieren. Man ist glücklich, eben weil man selbst arbeitet. Kein rauschendes Fest unterbricht diese Stille. Alle Tage gleichen sich, weil alle gleich friedlich sind. Mit den Zerstreungen würden die Ausgaben kommen; man vermeidet die Zerstreuungen. Das ist eine bürgerliche Existenz, in der die Gemüther sich bilden und dem Bessern sich zuneigen können. Christen können sich diese Existenz schaffen; den Juden haben sie sie nicht gegönnt. Ich weiß nicht, warum Münster so wenig Juden zählt; ich glaube, es hängt mit der katholischen Luft, mit der noch immer herrschenden Intoleranz zusammen. In Italien, wo die Priester regieren, sind auch sehr wenig Juden. Die protestantischen Länder sind in der Hinsicht aufgeklärter und besser. Sie dulden mehr, als daß sie verfolgen. Vielleicht auch, daß das mit der Gleichgültigkeit zusammenhängt, mit der die Protestanten über religiöse Ansichten hinwegsehen. Weil die Katholiken exclusiver sind, sind sie auch leidenschaftlicher.

Zwischen Münster und Düsseldorf giebt es

große Strecken unangebauten Landes, die einen traurigen Anblick gewähren. Sie sollen früher reicher, blühender, üppiger gewesen sein. Aber der dreißigjährige Krieg hat die Saaten zertreten und die niedergebrannten Häuser sind nicht wieder gebaut worden. Das macht einen melancholischen Eindruck. Unwillkürlich schweift das Auge in die Vergangenheit oder ruht sich mit der Phantasie in besseren Gegenden, auf schöneren Punkten aus. Wenn die Erde einsam wird, bevölkert sich der Himmel.

III. Düsseldorf.

Düsseldorf interessirte mich nur seiner gemalten Leinwand wegen. Düsseldorf ist der Sitz einer tüchtigen, oft angefeindeten, aber immer wieder frisch aufblühenden Schule. Im Uebrigen ist es eine traurige, breitstraßige Stadt, der das Land tausendmal vorzuziehen ist. Es mag vielleicht bizarr klingen, aber ich gestehe, daß ich die mit

Eis bedeckten Felsen des Nordens in ihrer Einsamkeit lieber als eine Masse von Städten habe, in denen die Menschen in ihre Gewohnheiten wie eingewickelt, von Aergerniß und Dummheit lebend, sich besser als der sorglose und kräftige Landbewohner dünken, der auf seinem Acker arbeitet und Sonntags einen stillen Tag hat. Kleine Städte sind öfters angenehmer, als mittelmäßig große. Aber diese kleinen Städte müssen reinlich, gut gelegen, gut gebauet sein, müssen statt langweilige Wallpromenaden einen schön gepflanzten Park und hellplätschernde Brunnen neben einem großen Marktplatz haben. Als Bewohner wünsche ich mir weder außerordentliche noch berühmte, nicht einmal gelehrte Menschen, aber gutdenkende, die sich gerne begegnen und die geistreich reden, eine Bevölkerung, die so wenig wie möglich von der Armuth, der Unreinlichkeit, der Verleumdung beimgesucht ist. Ganz große Städte sind angenehm, weil man unter dieser ungeheuern Masse auf einen Freund oder auf Bekannte, wie man sie liebt, hoffen kann. Man kann sich in der Menge

verlieren, zu gleicher Zeit geachtet, frei und unbekannt ſein, leben wie man will, dieſe Lebensweiſe ändern, ohne daß davon geſprochen wird, ſich gewöhnen oder entwöhnen, ohne andere Perſonen als Richter zu haben, als die uns wahrhaft kennen. Paris iſt unſtreitig die Stadt, die alle dieſe Vortheile vereinigt. Uebrigens glaube ich, daß man dort für eine gewiſſe Zeit, aber nicht für immer angenehm leben kann. Der Menſch iſt doch nicht beſtimmt, ewig zwiſchen Steinen, unter Dachziegeln und im Straßenſchmutz zu athmen. Das geſellſchaftliche Leben mag große Reize haben, weil es Quellen bietet, die unerſchöpflich ſcheinen, aber wahrhaft befriedigend wirkt es nur für einige Zeit, denn es füllt nicht aus, wirkt nicht auf die Länge auf den, der in dieſem hohlen Lärm der Verſprechungen kein Betrogener oder Verführter iſt. Düſſeldorf iſt weder eine große noch eine kleine Stadt; es iſt menſchen- und wagenleer. Begegneten Einem hie und da nicht Geſichter mit langen Haaren und noch längeren Bärten, phantaſtiſche Jünglinge, die bunte Farben lieben, die

im Auge Phantaſie und auf der Stirne Heiterkeit haben, man würde ſagen, daß es eine poeſieleſe, dürre Stadt iſt. Aber dieſe Jünglinge geben ihr ein intellectuelles, ein warmes Leben. Es ſind Maler, die auf der Akademie arbeiten, Künſtler, für die die Schönheit eine Religion und die Natur ein Paradies iſt. Sonderbar iſt es, daß dieſe Akademie iſolirt daſteht, daß die Düſſeldorfer ſich nicht mit ihr amalgamirt, ja nicht einmal ein reges Intereſſe für ſie haben. Früher durch eine Gemäldegallerie berühmt, in der die niederländiſchen und flammandiſchen Meiſterwerke prangten, hat ſie nach den ſtürmiſchen Kriegszeiten nur wenig Bilder, aber deſto beſſere Maler gehabt. Cornelius, der als Director 1825 kurze Zeit wirkte, ſtrebte beſonders nach Ausführung großer Cartons. Hatte dieſe Seite der Kunſt wenig Anziehendes für das Publikum, ſo gewann dadurch die Akademie an Gediegenheit und Correctheit. Nach Cornelius' Abgang trat ein augenblicklich anarchiſcher Zuſtand ein, der aber, als Schadow erſchien, einer neuen geregelten Thätigkeit Platz

machte. Zwar fehlten für den Moment die Mittel, die ſich der geiſtreiche Mann zur Gründung einer Akademie als unerläßlich gedacht hatte, aber das hinderte ihn nicht an's Werk zu gehen. Zuerſt ſtrebte er darnach, die wenigen Kräfte, die ſich vorfanden (viele Schüler waren Cornelius gefolgt), um ſich zu ſammeln und ſich einer neuen Ordnung ſich fügen zu laſſen. Da ſtieß er freilich auf vielen Widerſtand. Wer früher nach eigenem Willen gebaust, ſollte jetzt arbeiten: wer geſungen und getobt, ſollte von vorne beginnen. Das erregte Mißbehagen: es bildete ſich eine Partei gegen Schadow und gegen ſeine Getreuen, unter denen Schirmer und Sonderland die erſten waren; es war daher natürlich, daß Schadow ſich an Die ſchloß, die ihm aus Berlin gefolgt waren, und kalt den rheiniſchen Malern gegenüber ſtand, weil dieſe in ihm Willkür und Herrſchſucht zu erkennen glaubten. Wie kräftig Schadow zu wirken wußte, wie der göttliche Funken in ihm, um ihn zündete, das beweiſen Hübner's Fiſcherknabe, Hildebrandt's Romeo und Julia,

Sohn's Rinaldo und Armide, Schadow's Mignon, Leſſing's Carton zur Schlacht von Ikonium, Schirmer's bedeutendſte erſte Landſchaft, die nach einem einjährigen Aufenthalt die Aufmerkſamkeit auf ſich zogen und mehr als Worte bewieſen, daß Schadow ebenſo ausgezeichneter Director als genialer Künſtler iſt. Auch genügten wenige Jahre Arbeit, um Bendemann's Juden im Exil, Jeremias auf den Trümmern von Jeruſalem, Hübner's Evangeliſten, Schadow's Jünger am Oelberge, Schrötter's Don Quixotte, Becker's heimkehrende Schnitter, Meyer's Kinderſcenen in's Leben zu rufen. Achenbach's, Carl's und Schirmer's Landſchaften ſchloſſen ſich dieſen verſchiedenartigen Bildern an und ſo entſtand ein Andrang in der Akademie, ein Leben und Weben, das Schadow's Verdienſt iſt. Dennoch ward er angefeindet, dennoch heißt es von ſeinen Leiſtungen, daß ſie nicht populär genug ſind. Es iſt dies für die Malerei ein eigen Wort. Das Schöne, das auf Regeln beruht, die verſtanden und ergründet werden wollen,

iſt nicht immer mit Händen zu greifen. Es verbirgt ſich auch zuweilen hinter Schleier oder hüllt ſich in Räthſel. Was Schadow's Werke auszeichnet, iſt Grazie und Leben, einfache Handlung, wiedergegeben durch eine einfache Form, ein ſich Hinneigen zur altdeutſchen Schule, der ſich auch Cornelius, Veit und Overbek in der Idee geweiht haben, die Gewalt ihres Talents zu der Wiedereinführung der alten ernſten Kunſt zu benutzen. Die meiſten modernen Leiſtungen haben ein herrliches Colorit, eine wohlthuende Correctheit, aber auch eine gewiſſe Liebe zur Form, die der Idee ſchadet. Wiſcht an vielen Bildern die Farben weg, denkt ſie Euch als Zeichnung, was bleibt vom Gedanken? Und was ich hier von der Malerei ſage, könnte man auch von der Literatur in Deutſchland und Frankreich ſagen. Der Schönheitsſinn hat ſich ausgebildet, aber die Idee, die das geiſtige Princip dieſer Schönheit war, iſt verloren gegangen.

Der Zeitpunkt, in dem ich in Düſſeldorf war, war nicht günſtig für meinen Wunſch, die Akade-

mie zu ſehen. Viele Ateliers waren geſchloſſen; für andere war die Ausſtellung zu nahe, um ſie den Laien zu öffnen. Dennoch ſah ich mehrere Landſchaften, und in der Werkſtätte des Profeſſors Hildebrandt einige Bilder und Portraits, die mich lebhaft anregten. Ich komme ſpäter darauf zurück und ſpreche zuerſt von einer Landſchaft von Schirmer, die in dem großen Saal der Akademie ausgeſtellt iſt. Sie zeigt einen italieniſchen Himmel und eine italieniſche Vegetation, aber dieſer Himmel iſt nicht ſo durchſichtig wie der italieniſche und dieſe Vegetation nicht wie die italieniſche. Seine Freunde ſagen, daß er deutſche Gegenden mit einer Pietät für die Natur, mit einer Liebe und einem Fleiß wiedergiebt, die das volle Verſtändniß des Vaterlands verrathen. Hier aber im Auffaſſen einer fremden Natur, im ſich Hineindenken in die Geſtalten einer Schöpfung, mit der er nicht vertraut war, iſt etwas Dürres, Steifes, etwas Architektoniſches in ſeine Baumſtämme gekommen, das ihm nicht günſtig iſt. Seine früheren Bilder, ſeine Teiche von ſanften Hügeln

begrenzt, seine wallenden Saatfelder, seine sonnige Beleuchtung oder sein nebelartiges Anhauchen des Regens sollen origineller, kräftiger, vollendeter sein. Ich könnte mich mit dieser Landschaft, mit diesem gelben Erdboden, mit diesen ineinandergeschlungenen zackigen Baumstämmen, denen Ruhe fehlte, nicht befreunden. Deste mehr sprach mich eine Landschaft von Achenbach an. Hier sind wilde unbesteigbare norwegische Felsmassen, unübertreffliches durchsichtiges Wasser, ein von der Morgen- oder Abendsonne gerötheter Himmel, der seinen feurigen Mantel bis in das Meer hineintaucht. Die Landschaft ist groß und hat doch Nichts als Felsen und Wasser, aber Alles in ihr lebt, lebt in heiliger Stille, die fast Gebet wird, lebt in den Sonnenlichtern und den Wellenschatten. Man sieht, Achenbach hat dem Geiste der Natur gelauscht; er weiß die beweglichen und unbeweglichen, die bleibenden und vorübersliegenden Momente wiederzugeben; er ist wahr, durchdrungen von seinem Gegenstande, sich aufgebend und nur das zeigend, was die Begeisterung ihm lehrt. Da ist

ein großes Talent: da wohnt ein frisches freies, heiteres Naturgefühl. Achenbach ist jetzt in Italien. Er ist dorthin mit seinem Freunde Carl gereis't. Möchte ihm der italienische Himmel ebenso zusagen als der nordische, möchte er ebenso durchdrungen von der glühenden Atmosphäre der Campagna di Roma, als von der dämmernden norwegischen sein. Carl gehört der Münchner Schule an, hat tüchtige Studien in Salzburg, Tyrol und Oberitalien gemacht und hat durch seine Gebirgslinien, seine reine Luft und seine grandiosen Compositionen sich einen Namen erworben, bedeutend genug, um selbständig zu glänzen. Der Hauptzug seiner Malerei ist Harmonie und Stille, die zuweilen in Trauer und Schwermuth übergeht. Und diese Harmonie ist es, die der Natur am nächsten kommt, die sie in ihren zartesten Nüancen faßt und sie so darstellt, daß das Bild Natur und die Natur zum Bilde wird.

Unter den Genremalern, die besonders das Meer und den Strand benutzen und die Natur

in Einklang mit dem Menschen bringen, nenne ich Jordan, weil er zur Düsseldorfer Schule gehört und Vorzügliches leistet. In Düsseldorf sah ich nichts Neues von ihm, aber wer kennt nicht seinen »Heirathsantrag auf Helgoland«, dieses allerliebste Bild, in dem der ächte Humor waltet, das so viel Natürlichkeit, so viel gesunde Anschauung, einen so frischen Lebensathem zeigt? Der junge Bursche, der sich um das Mädchen, das vor ihm steht, bewirbt, ist mit hohen Stiefeln, wollener Blouse und einer nach hinten hängenden Zipfelmütze an sie herangetreten. Scheu, furchtsam und verliebt hat er die Pfeife mit beiden Händen auf den Rücken gelegt und sieht das Mädchen mit einem komischen Zug von Einfalt und Verschlagenheit an. Sie zupft an ihrer Schürze, schlägt die Augen nieder und scheint sagen zu wollen: was frägst du mich, ob ich dich liebe, weißt du es nicht? Der in der Mitte stehende Mann, der unstreitig der Vater ist, ist da, um den Ausschlag zu geben. Er hat dem Bräutigam lachend unter das Kinn gefaßt. Seine nackten, gespreizten

Beine stemmen sich gegen den Boden; so festen Fuß hat er gefaßt, so entschlossen ist er, daß es nur einer Secunde bedarf, um das Mädchen in die Arme des Bräutigams zu führen. — Außer den humoristischen Bildern hat Jordan auch tragische geliefert; »die heimkehrenden Lootsen« stehen oben an. Vorn im hellen Sonnenschein erblicken wir eine Gruppe. Eine Frau mit den Kindern hat auf den Dünen gesessen und hinaus in die dunkle See gestarrt. Sie erwartet den Gatten. Statt seiner sind zwei Männer herangekommen. Sie erzählen ihr, was den Erwarteten betroffen. Es muß ein Unglück sein, denn Spannung und Trübsinn ist auf allen Gesichtern. Jordan hat diese Situation vortrefflich wiederzugeben gewußt; er hat sich in ihr als ein Künstler gezeigt, der nicht allein die lachende, sondern auch die weinende Lebensseite kennt, der die stummen Schmerzen zu errathen und über die schreienden den mildernden Schleier der Poesie zu ziehen weiß.

Das Atelier des Professors Hildebrandt wurde mir durch ihn selbst mit freundlicher Bereitwilligkeit

geöffnet. An bekannten Portraits fand ich das von Jukowsky und das des jüngsten Prinzen Friedrich von Preußen. Jukowsky ist sprechend ähnlich. Es ist seine freie hohe Stirne, auf der Wohlwollen thront, es ist sein heller, durchdringender Blick, in dem die Güte webet, es ist sein Mund, in dessen Ecken der Ernst neben der Heiterkeit steht. In der Hand hält er ein Buch. Er sieht gerade aus, weder hinauf noch herab, er hat die Gegenwart im Auge, für die lebt er, an die denkt er. Das Bild des Prinzen von Preußen ist sehr lieblich. Es ist das Bild eines Jünglings, der von dem Leben noch Nichts als die Lehren seines Erziehers, die Liebe seiner Mutter, die Rathschläge seines Vaters kennt. Wie viel Unschuld lacht aus diesen Augen, wie zart sind die Formen, wie lebendig ist das Colorit! Die Judith, die neben ihm auf der Staffelei steht, ist anderer Art. Das gelbe Gewand geschürzt, das Schwert auf die rechte Schulter gelegt, in der Linken den Kopf des Holophernes, den Blick himmelwärts gerichtet, scheint sie eine Sybille, die in

den Sternen liest. Sie gehört nicht der Erde; ſie hat eine göttliche Miſſion erfüllt. Der Körper iſt üppig. Judith iſt eine Träumerin. Sie hat den ganzen Heroismus einer erhabenen Traurigkeit. Ihr gehören die ernſten Betrachtungen, die myſtiſchen Formeln, die undurchdringlichen Dogmen, die magiſchen Wiſſenſchaften, die Leidenſchaften der Einſamkeit. Zwar hat ſie ihre Hand in Blut getaucht, aber ſie erſchrickt nicht, ſie glaubt an ſich, ſie iſt ſtark in Gedanken, groß im Gebet. Geiſtreich genug hat der Künſtler den erſchlagenen Holophernes nur angedeutet, nicht gezeigt. In allen Bildern, die ich von der Judith ſah, hält ſie den Kopf bluttriefend in der Hand. Auf dieſem hält ſie ihn auch, jedoch ſo tief, daß die Stirne kaum ſichtbar iſt. Das iſt ſinnig und beweiſt, wie tief der Schönheitsſinn in dieſem Künſtler ausgebildet iſt, denn unſchön iſt es, daß ein reines, in ſeiner erhabenen Geſtalt ergreifendes Weib als Scharfrichterin abgebildet wird, daß man ſie mit den Schrecken eines verübten Mordes darſtellt. Auf einer Skizze hat Hildebrandt ſol-

gende Situation hingeworfen: Es iſt Abend. Das Meer ſcheint im Hintergrunde ſtille zu ſtehen. Der Himmel iſt durchſichtig; eine gewiſſe Unſicherheit ſchwebt über der Erde. Von den Höhen ſcheint es zu tönen, wie wenn die Nachtigall ihr einſames Lied mit einem Ausdruck flöten wollte, der eine unbeſchreibliche Melodie voll Liebe und Schmerz iſt. Othello ſitzt vor Desdemona; er erzählt ihr ſeine Schickſale, ſie horcht. Er iſt durchglüht von Leidenſchaft, er hat ſein Leben an dieſe Liebe geſetzt. Ueberall, wohin er blickt, ſieht er Desdemona, nur ſie. Alles iſt Entzücken, Hoffnung, Seligkeit, weil ſie da iſt. Alles wäre Verzweiflung, Oede, Schmerz, wenn ſie ginge. Ihre Stimme, das Rauſchen ihres Kleides ſind für Othello Töne, die ein ganzes Heer von Wünſchen wachrufen. Die Grazie der Natur iſt für ihn in der Bewegung eines Armes, das Weltgeſetz in dem Auf- und Niederſchlag ihres Auges. Für ſie erhebt ſich die Sonne und ſtrahlt Himmel und Erde an, für ſie bricht das Mondeslicht aus geheimnißvollen Nebeln hervor. Das Schweigen des Abends hat

sich leise über seine Gluthen gelegt. Er ist glücklich, dieser Othello, er hält sie in der Hand, diese seltene schnell verblühende Blume, die meist unter einem dunkeln Himmel geboren, ohne Obdach, von Stürmen gepeitscht, ihre Blätter verliert, noch ehe sie geduftet. Er hält sie und er ist glücklich. Ein himmlisches Vertrauen umfängt ihn, er erwartet, daß Desdemona Alles für ihn sein wird, er weiß, daß er Alles für sie ist. Er ist ihr nothwendig; eine Fülle von Hoffnung weitet ihm die Seele und fordert ihn zum Leben auf. Othello versteht in diesem Augenblick die Liebe. Warum versteht er sie nicht immer? Er fühlt, daß in ihr die höchste Entwickelung ruht, für ihn ist sie plötzlich die Gluth für das Gute, das Feuer des Genie's geworden. In ihr findet er unvermuthet eine männliche, eine geläuterte Kraft, den Genuß, den das wahre Gefühl giebt, die Hast, mit der der Glückliche das Leben aus tausend Poren einschlürft. Desdemona sitzt ihm gegenüber. Sie hat den ganzen Schmelz der Jugend, alle Wünsche der Unerfahrenheit, die Bedürfnisse eines neuen Da-

ſeins, die Hoffnung eines ehrlichen Herzens. Die Fähigkeiten zur Liebe ſind da. Sie muß lieben: Schönheit, Friſche, Adel ſind ihr Eigenthum. Wozu die Harmonie der Bewegung, dieſer Ausdruck, der hinreißt, wozu dieſer Blick, der das männliche Herz umgeſtaltet, wenn das Alles nicht da für die Liebe iſt? Was an ihr an Grazie iſt, ruft die Liebe wach; es gießt in ſie den Ehrgeiz des Herzens, den Heroismus der Leidenſchaft; es durchdringt, begeiſtert ſie. Das heimtückiſche Schickſal lauſcht hinter dem Bogengang, auf dem Desdemona Othello gegenüber ſitzt. Je mehr ſie in ſich den Wunſch empfindet zu belohnen, Opfer zu bringen, ein Band wie dieſes zu heiligen, je mehr ſie von der Dauer, von Glück, von Gegenſeitigkeit träumet, deſto ſchärfer wetzt das Geſchick ſeine Pfeile. — Ich freue mich auf dieſe Skizze, wenn ſie zum Bilde geworden ſein wird, ich wünſche dem Künſtler Glück, daß er ſo einen reichen Stoff gefunden hat. Unter ſeinen Händen kann er leicht zum Gedicht werden. Das iſt die Auf-

gabe des Malers. Was der Dichter in Worten giebt, giebt der Maler in Farben. Wohl ihm; er hat den beſſern und vielleicht den leichtern Theil erwählt!

Im Odenwald.

Erbach.

Es giebt Menſchen, die zu reiſen glauben, wenn ſie ſich Morgens in einem geſchloſſenen Wagen auf die Chauſſee begeben, bis Mittags fahren, dann eſſen, dann wieder fahren und Abends auf der Chauſſee, in irgend einer Stadt, das Nachtquartier ſuchen; doch heißt das nicht reiſen, nicht die Natur ſuchen und voll Bewunderung ſtille ſtehen, wenn man ſie in ihrer Urſprünglichkeit wiederfindet; das heißt nur einen Ort mit einem andern vertauſchen, das Bekannte finden und das Unbekannte fliehen. Ich für meinen Theil liebe die Ueberraſchungen, die kleinen Hinderniſſe, die unbedeckten Wagen, den Strich Landes, der der Menſchenhand noch nicht ganz unterthan iſt und wo der Menſch noch nicht völlig an den Formen

ſich zerſchellt hat. Dort iſt das Auge noch nicht von durchwühlten Aeckern, von kahlen Weinbergen und pomphaften Landhäuſern heimgeſucht; dort ruht es noch in der Einſamkeit, im Einklang mit den Träumen, die kommen, und mit denen, die geben; dort kann das unruhige Gemüth mit ſtockenden Pulſen fragen, warum die Natur, die Alles enthält, dennoch nicht das in ſich birgt, was wir ſo eifrig ſuchen? Was ſind wir? ruft es innerlich. Was bedeutet dieſes ſeltſame Gemiſch von großer Hingebung und zerſchmetternder Gleichgültigkeit? Und mit dieſen Fragen, die ohne Antwort bleiben, ſinken wir auf Mooſe, die noch kein Fußtritt berührt, feiern wir eine Andacht, die noch kein Gebet kennt. Hier in dieſer Einſamkeit drückte die Natur in beredtem Schweigen eine höhere Ordnung, eine ſichtbarere Harmonie, ein ewiges Ganzes aus. An bewohnten Orten waltet die Nothwendigkeit der geſellſchaftlichen Atmoſphäre, jener Atmoſphäre, die voll Gährungsſtoff, voll Lärm der oſtenſiblen Freuden iſt; hier ſcheinen die Stunden ſtiller und doch frucht-

barer zu ſein, hier bewegen ſich die Gedanken langſamer und eilen dennoch dem gewöhnlichen Laufe vor, gleichſam als ſei der Geiſt tief, aber bewußtlos, groß, aber ohne Enthuſiasmus, kräftig und doch willenlos.

Ich war längs dem Gebirge hin, rechts Seeheim, und vor mir den grünen Melibocus, nach Auerbach gefahren. Der Morgen war wolkenlos. Die Tannen- und Laubhölzer dufteten. Das Wild rauſchte in den Zweigen, die Sänger des Frühlings zwitſcherten. Plötzlich ſchoß ein ſchwarzer Vogel aus der blauen Höhe herab, deſſen Fittige feucht und deſſen Auge flammend erſchien; offenbar ein Adler, der auf Raub ausgegangen war, aber des Menſchenanblicks ungewohnt einen rauhen Schrei ausſtieß und zurück in den Aether ſtürzte. Sein Schrei ward vom Echo wiederholt, dann trat ein heiliges Schweigen ein. Nie ſchien mir ein Schweigen bedeutungsvoller; nie drückte es eine größere Unerſchütterlichkeit der Naturordnung aus. In Auerbach angelangt, verließ ich den Wagen, nahm mir einen Knaben zum Führer

und ging zu Fuß über das Fürſtenlager nach Schönberg. Im Fürſtenlager erkennt man die Richtigkeit des Namens Odenwald, nicht daß es hier öde ſei, aber weil ſich der ganze Zauber einer Waldgegend vor uns ausbreitet. Obwohl Gebirgsland, iſt es dennoch durch keine hohen Berge, durch keine ſchreckensvollen Abgründe ausgezeichnet. Sein Charakter iſt Stille und Lieblichkeit. Die ſchöngeformten Höhen bieten Punkte mit wundervollen Ausſichten, die das Auge in die Ferne ſchweifen laſſen, oder es ſanft auf die nähere Umgebung, an die grünbewachſenen Bäche, auf Wieſen leiten, die durch Eichen- und Buchenhaine begrenzt ſind. Das Fürſtenlager iſt ein Geſundbrunnen, aber die kleinen Häuſer, die um ihn herum im Grunde gebaut ſind, ſtehen verödet; es hat entweder nie eine Faſhion gehabt, oder hat ſie verloren. Mein kleiner Führer meinte, Darmſtädter kämen zuweilen her und wohnten hier im Grünen. Mir kam dieſer Platz reizend vor, vielleicht darum, weil eine gewiſſe Harmonie in dieſer Stille und Abgeſchloſſenheit waltete,

weil der Blick hier die Einheit der Wesen erfaßte, weil der Bach für sich hier im Wiesengrund murmelte, und die Akazie mit ihrer rothen Blüthe sich in die Frische des Wassers tauchte. Auf der Höhe, da wo es hinunter nach Schönberg geht, erschließt sich eine weite Aussicht. Rheinbayern zeigt sich: am Horizonte schimmert der gigantische Strom, begrenzt durch die blaue Ferne und zurückgedrängt in die Weite durch eine Masse von Wäldern, Wiesen und Hügeln. Ich blieb tief athmend stehen. Wie schön ist die Erde, rief es dankend in mir. Und eine Minute darauf mußte ich denken, daß wahrhafte Zauberkräfte auf ihr weben, daß sie uns umstricken, die Fibern unsers Wesens fassen, das Blut unsers Herzens durchglühen und uns mit dem versöhnen, was Einige das Ende, Andere den Anfang nennen. Aber diese Zauberkräfte wirken nicht gleich, wirken allmälig. Erst muß das Gemüth durch eine Reihe heftiger Erfahrungen, dann erkennt es, daß, wenn die Jugend die Alpen nicht hoch und das Meer nicht tief genug findet, es eine Lebensepoche giebt,

wo die Kraft in der Mäßigung, nicht in der überfließenden Fülle ruht. In dieſer Lebensepoche wird unſer Gemüth eins mit der Natur, weil ſie das beſſere Samenkorn trägt. Wir lieben ſie, wir erkennen mit Rührung, daß ſich in ihr Duldung und Erhabenheit ausſpricht. Läßt ſie ſich beſitzen, theilen, gehört ſie dem Reichen an, ſo hoffen wir dennoch auf eine ſchönere Morgenröthe, auf eine Realiſirung jener poetiſchen Träume, die die neuen, in unſerm Jahrhundert entſtehenden Secten ausſprechen und die wie myſtiſche Wohlgerüche in einer Zeit zum Himmel ſteigen, wo die hochmüthigen Verneinungen neben großen Hoffnungen ſtehen.

Schönberg liegt in zerſtreuten Häuſern am Fuße eines Berges und iſt von einem Bach, der Wieſen mit reinlichen Leinwandbleichen bewäſſert, durchſchnitten. Das Thal iſt ſo lieblich, daß es in älteren Urkunden vallis speciosa (Schönthal) genannt wurde. Auf der Höhe, die ſich gegen das Thal hin zum ſteilen Abhang formt, ſteht das alte Schloß Schönberg, der Sitz der Er-

bach-Schönberg'ſchen Grafenlinie. Der Bau iſt ſehr alterthümlich. Aber wahrhaft überraſchend iſt der Eintritt in den Schloßhof, den ſchöne Blumen zieren, denn von hier aus, wenn man ſich rechts auf eine Bank ſetzt, die das Geisblatt beſchattet, hat man den Blick in's Thal, auf die gegenüberliegenden Berge und auf eine kleine Kirche, die in ihrer Lage und ihrem Styl an Italien erinnert. Um die Illuſion voll zu machen, werden die Glocken nicht angezogen, ſondern es wird auf italieniſche Art mit Stahlſtäben an ſie geſchlagen. Es war gerade zwölf Uhr, als ich das Schloß betrat. Die Glocken tönten. Einerſeits färbten ſich die Eichenblätter der mächtigen Bäume mit dunklem Grün, anderſeits wurden ſie zum funkelnden Smaragd. Ueberall ſchuf die Mittagsſonne zwei Anſichten; eine, die im Schatten lagerte und eine andere, die im Lichte ſchwamm. Der weiße Sand im Thale glühte. An den Felsſtücken zeigten ſich graue, gelbe, rothe und blaue Tinten. Was noch an Thau auf den Wieſen gelegen, verſchwand, aber ſtatt des weißlichen Hauches erſchien

plötzlich eine Frische der Farbe, vor der das Laub wie verlosch. Der Wald schien seine mystische Stille verloren zu haben; überall hin drang die Sonne bis tief in die dunkelste Einsamkeit. Keine Sprache der Welt könnte diese Schönheit, diese Stille und diese Bewegung schildern. Immer ist die Natur dieselbe und immer ist sie anders: der Mensch versuche nicht sie in Worten zu fassen. Entfliehend, wenn er sie zu zergliedern sucht, wird sie ihm treu bleiben, wenn er sie schweigend anbetet.

In der Nähe von Schönberg, dicht bei dem Dorfe Reichenbach, erhebt sich der Felsberg, worauf das Felsmeer und die Riesensäule liegen. Wie ein aufgeregtes Meer, das plötzlich zu Stein erstarrt ist, so häufen sich hier die großen wild über einander geworfenen Granitblöcke. Alles ist rauh. Steine rollen unter den Fußtritten oder krachen wie vermoderte Gebeine; Moose haben sich anzusetzen versucht und sind vom Sturm wieder weggeschleudert worden. Der Mensch hat keine Spuren zurückgelassen; was da ist, spricht

von einer Welt, die vor dem Menschen war. Einen Cyklopen denkt man sich inmitten dieser Massen, der die Felsstücke nahe an den Abgrund gerollt, um sie hinab in das Thal, auf fruchtbare Felder zu schleudern, und der von der ewigen Gerechtigkeit zerschmettert worden ist, denn es tönt im Innern des Berges wie Wehklagen, und Quellen rauschen, die unsichtbar sind. Cyklopen-Arbeit ist auch die Granitsäule, die links am Felsen liegt. Ihre jetzige Lagerstätte ist die Stelle, wo sie behauen wurde. Sie ist weder vollendet noch aufgerichtet worden. Sie hat etwa 32 Fuß mit einem Durchmesser von 4 und gehört so sehr der Vorzeit, daß nicht einmal eine Tradition über sie vorhanden ist. Geschichtsforscher halten sie für ein Werk aus den Zeiten Karl's des Großen. Mich kümmert das wenig. Mir ist der Gedanke lieber, daß hier eine übermenschliche Macht gewaltet und Riesenhände ein Werk angefangen hatten, das Menschenhände nicht vollenden konnten.

Von Reichenbach, das sehr alt ist, führt der Fahrweg zwischen Waldungen und Felsmassen nach

Lindenfels. Die Gegend nimmt bald einen idyllischen, bald einen epischen Charakter an. Bald sind es schöne Wiesengründe, wallende Kornfelder, üppige Gebölze, auf denen das Auge ruht, bald erheben sich zerstörte Ritterburgen auf unzugänglichen Höhen, oder es steigen ernste Föhren- und Buchenwälder aus Steingewölben empor zu den Felsen. Die wenigen Wohnungen, die hie und da an den Bergen lehnen, sind ärmlich. Ich verließ auf dieser kurzen Fahrt von Reichenbach nach Lindenfels den Wagen und ging auf einem Fußsteig im Walde. Bei einer Biegung des Weges stand ich vor einer Art Höhle, die in den Felsen gebauen, theilweise mit Brettern benagelt war. Ein Spitz saß davor. Als er mich sah, bellte er; alsbald trat ein alter Mann heraus, der zwar um Nichts bat, aber bedürftig genug aussah, um ihm Etwas anbieten zu können. »Ich habe in den Steinbrüchen über dreißig Jahre gearbeitet,« sagte er, »ich bin nie verheirathet gewesen, habe nie etwas besessen. Jetzt bin ich alt. Diese Höhle ist mein Haus, dieser Hund meine Gesellschaft; ich lebe hier

vom Waſſer, von Kartoffeln, von der friſchen freien Luft. Ich bin ruhig, weil ich bald ſterben werde.« Er erzählte mir da eine gewöhnliche Geſchichte, dennoch ergriff ſie mich. Ich konnte nicht umhin, mich zu fragen, ob dieſer Arme ſich je mit Anderen, verglichen, je durch dieſen Vergleich gelitten habe?

Um nach Lindenfels zu gelangen, fährt man durch verſchiedene Thäler und kommt endlich auf einen hohen Bergrücken, an deſſen weſtlichem Abhange die Stadt und über derſelben die Trümmer der Burg liegen. Sonderbar und zugleich wahrhaft poetiſch nimmt ſich ein alter Tannenbaum aus, der auf der Höhe eines verwitterten Thurmes, dicht neben der Kirche ſteht. Schwalben umkreiſten ihn, indeß er jenen eindringlichen Duft um ſich her verbreitete, der nervenſtärkend und betäubend zugleich iſt. Wie war dieſer Baum auf dieſen Thurm gekommen? Wie hatten ſeine Wurzeln ſich in das Gemäuer graben und den Stürmen trotzen können? Seltſames Räthſel der Natur, das ungeheure Wälder zerſtört und den Baum auf der Höhe verſchont! — Was den Odenwald ſehr lieblich macht,

ſind die vielen Bäche, die gleich ſilbernen Adern von ſeinen Schultern hinab in die Tiefe fließen. Es liegt in dem Sturz oder dem Lauf des Waſſers eine Poeſie, die wahrhaft erhebend iſt. Bald iſt es fließend und leiſe, gleitet unter ſtillen Seufzern über Schieferlager, die es ſchwarz färben, bald ſchäumt und ſpringt es über ſpitze Felſen mit einem Geräuſch, das wie der Zorn klingt. Zuweilen auch rieſelt es von der Höhe und fällt tropfenweiſe in Abgründe, die es erſticken oder bergen, immer bleibt es das in der Natur, was am meiſten zu Träumen auffordert. Der Gedanke braucht hier Nichts herbeizurufen. Alles wird ihm freiwillig geboten. Sehen und fühlen, das ſind die Erforderniſſe des Naturverſtändniſſes. Vor ihr iſt der größte Dichter, der am wenigſten erfindet.

Die alte Stadt **Michelſtadt** iſt unſtreitig einer der älteſten Orte des Odenwalds. Er ſoll ſeinen Namen von dem Erzengel Michael haben. Früher Eigenthum der fränkiſchen Könige, kam er ſpäter durch Ludwig den Frommen an Eginhard, der hier in einem Kloſter ſein Leben beſchloß. In

alten Urkunden hieß Michelſtadt zuerſt der Ort, dann die Zelle, wahrſcheinlich weil Eginhard ſelbſt eine ſogenannte Zelle, die der Aufenthalt weniger Mönche war, ſtiftete. Uebrigens war Michelſtadt ſchon im vierzehnten Jahrhundert mit Mauern und Thürmen befeſtigt und hatte ſeine eigenen Burgmänner, die von Erlebach, von Reſenberg, Schelme von Bergen u. ſ. w. hießen. In weniger als einer halben Stunde fährt man von Michelſtadt nach Erbach. Ueber die Entſtehung des Schloſſes Erbach iſt Nichts bekannt. Viele glauben, daß der runde Thurm beim Schloſſe ein Werk der Römer ſei. Das Mauerwerk läßt auf ein hohes Alter ſchließen. Eine Steinſchrift an demſelben zeigt, daß Erasmus Schenk von Erbach im Jahr 1497 den Bau des obern Theils vollendet hat. Sonſt mit herrlichem Epheu bekleidet, ſteht er jetzt mit dem verdorrten Schlinggewächs an ſeinen Mauern, wie ein Bild des Todes da. Das Schloß enthält ſchätzbare Sammlungen. Der erſt vor Kurzem verſtorbene Vater des jetzigen Grafen von Erbach hatte einen feinen, verſtändigen Sinn

und wußte mit Kenntniß ein kleines Muſeum zu ordnen, das ſo ziemlich etwas von Allem enthält, ſich aber durch eine geiſtreiche Claſſification auszeichnet. Der Ritterſaal macht einen impoſanten Eindruck. Er iſt im gothiſchen Styl gebaut und durch bunte Glasfenſter geziert, die vom dreizehnten bis zum ſiebenzehnten Jahrhundert, alſo vom Anfang bis zum Verfalle der Glasmalerei, berühren. Die Wände ſind mit aus alten Waffenſtücken zuſammengeſetzten Trophäen bekleidet, die in dem Saale aufgeſtellten Figuren mit den ächten Rüſtungen geſchichtlich berühmter Männer geſchmückt. Sechs Ritter zu Pferde halten vor ihnen Wache. Die Rüſtungen der zwei erſten rühren aus dem fünfzehnten Jahrhundert her und gehörten dem Conrad von Kunsberg und dem Erasmus Schenk von Erbach. Auf der andern Seite ſteht Johann Ernſt von Sachſen und der Kaiſer Friedrich III. Drei der Ritter ſind für den Krieg und drei für die Turniere gerüſtet. Die Ritter zu Fuß ſtellen den Raubritter Eppelin von Gailing vor, der im Jahre

1387 mit seinem eigenen Schwert enthauptet wurde; Cosmus II. von Florenz, Peter Stroz, Marschall von Frankreich, Jacob Medicis, Philipp den Guten, Gustav Adolph u. s. w. Neben Gustav Adolph, diesem ächt christlichen Helden, steht sein Gegner Albrecht von Wallenstein, dessen Commandostab neben ihm liegt. Nicht weit davon blickt Götz von Berlichingen aus einem eisernen Visir hervor. Auch Franz von Sickingen hat seinen Platz gefunden. Es dämmerte, als ich in den Saal trat. Die Helden schienen grüßend mit dem Haupte und ihren wallenden Federbüschen darauf zu nicken, aber der kühle Luftzug, der durch den Saal streifte, war Todeshauch. In der Mitte stand ein Paradebett, auf dem vor wenig Tagen die alte achtzigjährige Gräfin von Erbach ausgestellt gewesen war. Alles wurde plötzlich gespenstisch. Der Abendwind weinte in den Bäumen, der Mond warf hinter Wolken Strahlen, die nicht leuchteten. Einige Stufen führen vom Saal in die Begräbnißcapelle hinab. Sie enthält Monumente der ältesten Glieder

der Familie von Erbach. Neben derſelben befindet ſich die Eginhardscapelle, in welcher in einem ſteinernen Sarge die Gebeine Eginhard's und Emma's ruhen. In dieſem Gewölbe gefiel mir nichts mehr als ein Crucifix von weißem Marmor. Dies Symbol phyſiſcher Qualen, das eine himmliſche Freude verklärt, enthält den höchſten Gedanken, da es von Blut und Thränen überſtrömt, ſeine Arme ſehnſüchtig dem Himmel entgegenſtreckt, denn es ſpricht von menſchlichen Leiden, die göttliche Hoffnung haben, von der Ergebung, die das Leben ſtill hinnimmt, von der Wiederaufſtehung, die die Ruhe im Todeskampf und die Zuverſicht im Tode findet. Gott ſendet uns immer in die Nacht unſerer Zweifel einen Glaubensſtrahl, der tief in das Herz dringt. Auch denke ich, daß die Seele, der Zug der Seele einem unſichtbaren Zwecke entgegen, und der Zweck dieſes geheimnißvollen Zuges ſich in drei Verſtändniſſe eintheilen ließe, in das der Kraft, des Kampfes und des Sieges.

Unter den römiſchen und griechiſchen Alterthümern des Schloſſes finden ſich einige werthvolle

Stücke, die in Tivoli ausgegrabene Statue Hadrian's und eine Statue Mercur's als Kind. Unter den Büſten begegnete mir das ausdrucksvolle Geſicht Scipio's des Afrikaners, meines Heldenlieblings, deſſen Grab ich in Rom geſehen und deſſen Aſche von der Luft verzehrt worden iſt. Wird denn Alles Staub? Giebt es keine irdiſche Unſterblichkeit? Wächſt und erhebt ſich der Menſch, ohne das Leben, das langſam hervortritt und uns unter der Laſt ſeiner Irrthümer zerſchmettert, zu erkennen? Wenige Jahre und der melancholiſche Ruf unſers Herzens iſt der, daß Alles zerſtiebt! Alles? Und die Sonne, die Erde, dieſer blaue Himmel, dieſe grünen Hügel, ſind die nicht ewig? Was kümmert uns der Sturz einiger Generationen? Warum darüber weinen? Iſt es möglich, daß ein einziger Gedanke ſtirbt? Dieſer unzerſtörbare Nachlaß ſteigt täglich aus der Aſche der Jahrhunderte, entrollt ſich täglich aus den pompejaniſchen Schriftzügen oder ruht im Innern der ägyptiſchen Mumien. Aegypten, Griechenland und Rom, irdiſch geſtorben, ſind geiſtig aus ihren Gräbern entſtanden, ein ſchla-

gender Beweis für die erhabene Dauer der Welt.

Sehr schön ist die Sammlung etruriſcher Vaſen. Auch unter den Mineralien befinden ſich wertvolle Stufen, im Odenwald gefunden. Da habe ich nun Erbach beſchrieben. Das Licht iſt tief heruntergebrannt, der Windeshauch ſtreift matt durch die Luft, kein Vogel flattert in den Zweigen. Alles iſt ſtill. Wenn der Tod doch alſo ſein, alſo in Ruhe, in Betrachtung, in Schweigen ſich auflöſen könnte! Sonderbar, daß die Form, unter der wir ihn wünſchen, immer unbeſtimmt bleibt. Möglich, daß wir dann am glücklichſten ſind, wenn unſere Gedanken in Aether verſchwimmen.

Heidelberg.

Der Hitze wegen war ich noch vor Sonnenaufgang nach Eulbach gefahren. Einige Sterne flimmerten und verloſchen am Horizont, indeß er ſelbſt ſich einen weißen Schleier über den blauen Azur gezogen hatte. Die Erde lag im Schatten; hie und da zeigten ſich kleine Bäche, gleich weißen

Linien, die nach und nach Perlmutterfärbung annahmen. Die matte Beleuchtung hatte einen unaussprechlichen Zauber. Hinter den Höhen schien ein Vorhang nach dem andern zu sinken, näher heran webten noch süße Geheimnisse, weniger tief als die der Nacht, unschuldvoller als die des Tages. Eben erwachend stießen die Vögel langsam und schüchtern ihre Töne heraus, und die Blumenkelche, die der Thau gefüllt hatte, dufteten noch sparsam. Aber plötzlich flatterten ganze Züge von Vögeln vorüber; der Wind blies aus Osten, der Rand der Wälder stand im Feuer des lodernden Morgenroths; es war Tag geworden. Ein strahlender Tag, für den der Eulbacher Park sanfte Kühlung bot. Der das Jagdschloß, das der Familie Erbach gehört, umgebende Garten ist geschmackvoll angelegt. Die hier aufgefundenen römischen Alterthümer geben ihm einen historischen Charakter. Von der künstlich angelegten Ruine breitet sich eine weite Aussicht aus. Von da führt der Weg über etwas rauhe Höhen zu einem lieblichen Thale, in dem die Mudau mit dem Billbach zusam-

menfließt. In ſeiner Mitte liegt Amorbach, das früher durch ſeine reiche Benedictinerabtei berühmt war, und das jetzt die Reſidenz des Fürſten von Leiningen, Stiefbruders der Königin von England iſt. Ein ſchönes Wieſengelände mit üppigem Graswuchs umgiebt den Fuß eines mäßigen Berges, auf deſſen Gipfel die Ruinen eines ehemaligen Kloſters liegen. Sonſt hieß er Gotthardsberg, jetzt wird er Frankenberg genannt. Vor etwa achthundert Jahren prangte hier ein feſtes Schloß, deſſen letzter Sproſſe Graf Rudhard vom Frankenberg es bis zum Jahre 714 bewohnte. Der heilige Kilianus hatte hier in jener Zeit bereits das Chriſtenthum gelehrt, ward aber durch die Gemahlin des fränkiſchen Herzogs Gosbertus, die eine Heidin geblieben war, trotz dem der Herzog ſich hatte taufen laſſen, vermittelſt gedungener Meuchelmörder getödtet. Obwohl im Aeußern erloſchen, glühte der Funke des chriſtlichen Glaubens doch fort und zündete endlich ſogar in Rudhard's von Frankenberg Seele, deſſen reger Geiſt nach Entwickelung ſchmachtete

und der ſich nach einer Religion der Liebe und der Verſöhnung ſehnte. Was der heilige Kilianus begann, vollendete der heilige Pirminius im Odenwald. Denn er kam mit mehreren Mönchen zu Rudhard, und dieſer bauete ein Kloſter auf dem Frankenberge, von deſſen Höhe hinab nun die göttliche Lehre, gleich der Mudau und dem Billbach, in reinen erquickenden Strömen in's Thal floß. Später wurde dieſes Kloſter, das ſehr klein war, durch ein größeres erſetzt. Graf Rudhard gab die Baufelle und bedeutende Summen her, welchem Beiſpiel dann Pipin, Karl Martell's Sohn, folgte. Aber noch hatte das Kloſter Amorbach ſich ſeines Wohlſeins keine zweihundert Jahre erfreut, als im Anfange des zehnten Jahrhunderts die Hunnen unter Attila ganz Deutſchland durchzogen und auch nach Amorbach kamen. Sie verjagten oder tödteten die Mönche und brannten das Kloſter nieder. Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts kamen die Mönche wieder in den Beſitz des Berges; im ſechszehnten Jahrhundert erlitt das Kloſter wiederum

durch die Reformation einen harten Stoß, indem der ſogenannte »helle Haufen«, an der Spitze Götz von Berlichingen, das Kloſter durchzog und das, was nicht als Beute fortgeführt werden konnte, verdarb. Im ſiebenzehnten Jahrhundert wiederholten ſich ähnliche Scenen; die Mönche entflohen und Guſtav Adolph ſetzte einen Edeln von Gemmingen zum Commandanten in Amorbach ein, indeß er das Kloſter mit ſeinen Gütern dem Grafen von Erbach ſchenkte.

Nach der Schlacht von Nördlingen veränderte ſich nochmals Alles. Die kaiſerlichen Truppen nahmen von Amorbach Beſitz, verjagten die Erbach'ſchen Beamten und riefen die Mönche zurück, die bis 1802 ungeſtört dort wohnten. Zu dieſer Zeit erhielt der Fürſt von Leiningen Amorbach als Entſchädigung. Das Kloſter ward aufgehoben und aus der katholiſchen Kirche eine proteſtantiſche gemacht, doch hatte der neue Eigenthümer Pietät und Geſchmack genug, um die Kirche nicht ihres Schmuckes zu berauben. Sie iſt voll noch von Fresken, von Vergoldungen und Mar-

morverzierungen, und nur der Geiſt, der in ihr herrſchte, iſt reformatoriſch geworden. Uebrigens iſt die Stadt katholiſch, katholiſch mit ihren Kreuzen am Wege, mit ihren Heiligenſtatuen auf dem Markte und ihrem feierlichen Kirchengeläute. Ich ließ mir die Wohnung des Fürſten, die, ſonderbar genug, dicht an die katholiſche Kirche ſtößt, aufſchließen. Sie iſt mit dem ganzen Comfort engliſcher Sitten ausgeſchmückt, eine Wohnung, kein Schloß, mit dem Blick in's Grüne, weggewandt von dem Städtchen, lieblich, aber nicht groß. In die durch den Diener geöffnete Glasthür des untern Salons ſtrömte der Geruch des friſchgemähten Graſes und der ſtarkduftenden Wieſenblumen. Bald war's der wilde Thymian, bald die Narziſſen des Baches, bald die Treibhauspflanzen am Hauſe, deren Wohlgerüche in die Lüfte ſtiegen; bald auch die Orgelklänge der nahen Kirche, die die Geiſter des Aethers verfolgen und ſich in ſie tauchen konnten. Rechts vom Eingang ſteht in einem kleinen Zimmer ein ſchönes, ſprechendes Bild der zwei jungen Fürſten von Leiningen,

die mit ihrer Mutter Genf bewohnen, wo ſie erzogen werden. Das Bild iſt von Heuß. Selten ſah ich heitere Jünglingsgeſichter als dieſe. Die ganze Kraft der Geſundheit lacht aus ihnen. Darüber iſt noch kein Schatten des Trübſinns, noch kein Mißtrauen, noch keine Enttäuſchung geglitten; jeder Zug iſt Jugend, jeder Blick verräth neugierige Hoffnung. Sie ſind als Tyroler gekleidet. Im Hintergrunde erheben ſich ſalzburgiſche Felſen. Die Luft iſt klar; ein tüchtiger Morgenwind ſcheint die Auerhahnfedern auf den ſpitzigen Filzhüten gekräuſ't zu haben. Der Aelteſte hat ſich ſinnend auf ſeine Flinte geſtützt, er blickt in die Ferne. Der Jüngere ſieht aus dem Bilde heraus: Beide lächeln, der Aelteſte mit einem gewiſſen Ausdruck von Ernſt, in dem ſich ſchon Zukunftsgedanken ſpiegeln; der Jüngere mit jener Unſchuld, die den Uebergang vom Kinde zum Jüngling bezeichnet. Dieſem Bilde gegenüber, in einem Zimmer links, befindet ſich das Bild der Fürſtin; in einem andern das der Herzogin von Kent, das des Fürſten ſelbſt und der Königin

Victoria. Sie iſt in einfacher Kleidung, die Haare nachläſſig hinter's Ohr geſtrichen, mehr denkend als träumend, voll Bewußtſein, aber doch kindlich. Die Herzogin von Kent ſteht, die kleine Sammettoques auf die linke Seite geſchoben, einen aus dem Bilde herausſpringenden Jagdhund neben ſich. Sie hat das volle Gefühl ihrer Würde, ohne Strenge, weil ſie wohl Stolz, aber keinen Hochmuth beſitzt. Eines der Geſellſchaftszimmer im erſten Stock gefiel mir. Es hat rothe Damaſtmeubel, deren Holz vergoldet iſt. In der Mitte ſtehen Sopha's um einen Tiſch, an den Wänden lehnt ſich eine Reihe von Stühlen. Nichts iſt geziert: weder zu reich noch zu einfach. Schade, daß der Fürſt ſo ſelten in Amorbach weilt. Meiſt iſt er in England, wohin ihn ſein Geſchmack und ſeine Gewohnheiten ziehen, zuweilen auch in Frankfurt, öfters auf Reiſen. Auch das im Styl der engliſchen Caſtells gebaute Jagdſchloß, das im Wald-Leiningen liegt, ſteht leer. Zwar iſt der Fürſt ein leidenſchaftlicher Jagdliebhaber, aber ſelbſt dieſe Neigung feſſelt ihn nicht an das Stückchen

Land, das sein Eigenthum ist. Und doch kann man sich kaum etwas Heimlicheres, Lauschigeres als dies Wald-Leiningen denken! Es liegt eine starke Stunde von Amorbach, mitten im Walde, in dem das eingehegte Wild, durch die Stille sicher gemacht, sich bis vor das Castell wagt. Hier zeigt sich keine Aussicht in die Ferne; Alles ist beschränkt und doch schön. Schattig strecken die Eichen die Häupter empor. Die Tannen duften, das Weidengesträuch streuet seine blassen Farben in den Pomp dieses dunkeln Grüns. Großblättrig kriecht das Farrenkraut am Boden, die Natur ist ernst, in sich gekehrt, ein wahrer Tempel Gottes, voll Schweigen, voll Duft und voll Einsamkeit. Aber diese Einsamkeit ist nicht traurig; sie lockt im Gegentheil die Gedanken, die wie Zugvögel sich uns aus den Zweigen entgegenstürzen. An eines der Fenster des überraschend großen, in rothem Sandstein aufgeführten Schlosses gelehnt, hätte ich stundenlang weilen, mich stundenlang an der Frische der Vegetation, an den purpurnen Lichteffecten weiden können,

denn hier in dieser anmuthigen Stille kommt Einem das Leben so leicht und der Schmerz so thöricht vor, so wahr ist es, daß Alles, was der Mensch empfindet in seinem Herzen, und Alles, was er denkt, in seinem Geiste ist. Ein Ganzes einzig durch sich selbst, sollte er der Menge lassen, was thöricht, was vergebens und sterblich ist, sollte nur an das Wesentliche denken, an das geistige Princip, das befolgt, und an den Nächsten, dem geholfen werden muß. Stark und gerecht sein, das ist die Aufgabe. Man lebe in sich und ersehne, was nicht untergeht. Wehe dem, der den Frieden in den Dingen, wohl dem, der ihn in der Seele sucht. Die schönste Moral ist die, die aus dem Herzen fließt. Die fordert zum Guten ohne System, ohne Studium auf, tröstet und wirkt und wird den Schwachen nicht wehe thun. Aber erst durch den Zug, der den Menschen zum Menschen treibt, wird eine völlige Ergänzung seines Wesens eintreten. Glücklich, wer diese Ergänzung gefunden, wer an der Brust der Liebe ruhen, nie von ihr durch Mißverstand oder Leidenschaft getrennt

zu sein braucht. Ihr wünsche ich einen Ort wie diesen, einen stillen, heiligen Ort, wohinein die kalten Blicke und die Stimme der Verleumdung nicht dringen kann, einen Ruhepunkt, wo das Herz das sein darf, was die Natur aus ihm machte und was die Gesellschaft zerstörte; eine Oasis in der Wüste, worin das Blühen oder Verwelken einer Blume ein Ereigniß und der beständige Gedanke an das Gute eine Nothwendigkeit ist.

Der Bau des Jagdschlosses ist noch nicht vollendet. Er ist im großartigsten Styl unternommen und wird noch manches Jahr dauern. In Ernstthal, einem einsam gelegenen Wirthshause mit einer Brauerei daneben, welche der Fürst für das Bedürfen des Landes hat anlegen lassen, hörte ich manches Wort des Tadels über die Wahl des Orts und über die Einsamkeit der Umgebung. Daß doch die Meisten glauben, man müsse, um sich behaglich zu fühlen, auf der großen Landstraße lagern! Die wissen nichts von dem Zauber einer zurückgezogenen Existenz, nichts von dem Durst nach Ruhe, von der wehmüthigen Befriedigung, die durch

unſere Adern rinnt, wenn wir nach vielen vergeblichen Kämpfen endlich einen Ort finden, der uns Stille und Freiheit, weiche Moose und einen klaren Bergquell bietet. Dort beugt ſich der Genius der Poeſie über uns. Was früher in uns Unglauben oder Leidenſchaft war, wird demüthig und ſanft, wie das Gebet eines Kindes. Auf Blumen gelagert, denken wir an die ewigen Blüthen eines ewigen Lebens. Das verlaſſene und allmälig wieder gewonnene Vaterland ſtreut Erinnerungen in uns. Was uns an irdiſchen Gütern wurde, ließ uns unbefriedigt: jetzt plötzlich, wo der Kampf die phyſiſchen Kräfte erſchöpft hat, erwacht die Seele mit anderen Gedanken, anderen Wünſchen. Der Geiſt der Liebe offenbart ſich uns wieder; wir glauben nicht mehr an den Guten, ſondern an das Gute. Sonſt ſtürzten wir uns wie Hamlet hinter einem unſichtbaren Weſen, das unerreichbar war, im Wahnſinn her, jetzt fühlen wir es neben, in uns. Dieſelbe Gewalt, die uns aufjagte, hat auch die Wolken über uns zerriſſen und uns den Himmel gezeigt.

Ich fuhr wohl an zwei Stunden durch den Wald Leiningen, ehe ich wieder auf die Landstraße gelangte. Die Luft war wunderbar schön. Ein junges, kräftiges Leben rann in diesen Baumschatten, zwitscherte auf diesen Eichen- und Buchenzweigen: der Epheu schlang sich bis auf die Höhe der Stämme, indeß wilde Tauben unter einander sich viel zu erzählen hatten. Neugierig guckten dazwischen zahme Rehe durch's Dickicht auf den Wagen, ohne zu erschrecken oder zu fliehen. Alles freute sich, Alles genoß, so daß ich mich fragen mußte, ob hier vielleicht einst das Paradies sein würde? Aber nein, das Paradies wird da sein, wohin noch kein Schmerzenslaut gedrungen ist.

Ehe man nach Eberbach kommt, erblickt man den Katzenbuckel, den bedeutendsten Berg im Odenwald, dessen Haupt sich 1780 Fuß über die Meeresfläche erhebt. Die Form des obern Bergrückens gleicht dem Rücken einer sitzenden Katze. Er bildet die Grenze zwischen dem Kalk- und Sandsteingebirge. Die Sage vom ehemaligen Götzendienst auf dieser Stelle ist nicht grundlos. Die

Aussicht von der Höhe ist mit keiner andern im Odenwald zu vergleichen. Man sieht bis tief nach Schwaben hinein und am Horizont dämmert der Schwarzwald und die rauhe Alp. Aber hier endet auch der Odenwald, endet die Einsamkeit, enden die Träume.

Die Sonne war hinter die Berge gesunken. Große, veilchenblaue Wolken durchzogen den Himmel. Der Kirchthurm von Eberbach zeichnete sich wie eine schwarze Nadel auf den glühenden Tinten des Horizonts. Nie schien mir ein Sonnenuntergang majestätischer. Nach und nach verschwammen die Farben. Die Umrisse wurden duftiger, die Tiefen dunkler. Der Wald nahm die Form einer ungeheuren Flotte an, der Himmel ging vom dunkelsten Kirschroth in's tiefste Blau über. Jetzt flimmerten die Sterne und einige Glühwürmer flogen wie Irrlichter über den Weg. Mit Sonnenglanz hatte ich die Fahrt begonnen: in der Dämmerung vollendete ich sie. Das ist das Leben. Heiter begonnen, endet es ernst.

Die Villa Sommariva am Comer-See.

Wer den Zauber der Einſamkeit empfinden, wer ſich von der Welt ausruhen, frei athmen und ſüß träumen will, der gehe nach der Villa Sommariva am Comer-See: nicht im Auguſt, nicht im September oder October, wo Mailands Geſellſchaft den Corſo mit den Fußwegen am See oder die Caroſſe mit der Gondel vertauſcht: ſondern im Frühſommer, wo der Schnee auf der Höhe liegt und die Orangenblüthe im Thale duftet. Dort am See, unter den Platanen oder Cypreſſen, zwiſchen den an Spalieren hinan gezogenen Monatsroſen, neben den Guirlanden, die der Wein ſchlingt, eingewiegt durch die ſchmachtenden Töne der Nachtigall, wird er empfinden, was Einſamkeit und was Natur iſt. Dort wird er jenes geheimnißvolle, ſonderbare Gefühl, das halb verſteckte Freude, halb Egoismus iſt, in ſich aufnehmen, das Ge-

fühl, das uns umfängt, wenn wir von jeder unmittelbaren Sorge, jedem dringenden Anſpruch frei uns ſagen dürfen: »Hier kennſt Du, hier kennt Dich Niemand. Niemand kümmert ſich um Dich. Du kümmertſt Dich um Niemand. Die, die Rechte auf Dich haben, die Dich lieben oder haſſen, erheben oder verurtheilen, ſind fern. Sie ruhen aus von Dir. Sie erreichen Dich nicht. Du biſt allein. Du biſt Dein eigen.« Und wenn dieſes Gefühl, das dem Anſchein nach kalt iſt, uns ganz erfüllt, dann darf ich wohl hinzuſetzen: es iſt nicht ſo ſelbſtiſch, als es ſcheint. Es iſt in der Natur begründet, denn der Menſch, der im Austauſche lebt, durch den Austauſch fortbeſteht, der die ſich oft wunderbar durchkreuzenden Wege der Pflicht, des Geſetzes, der Neigungen athemlos durchläuft, der Menſch hat auch Augenblicke, wo er nach der brennenden Hitze des Tages den Schatten, nach der fieberhaften Anſtrengung die Ruhe ſucht. Wie ſind ſie ihm nothwendig! Wie liebt er nach den geregelten die nachläſſigen Stunden, wie eifrig bemüht er ſich, einſam zu ſein, wie

weht es ihn ſanft tröſtend an, wenn er von den geradgezogenen Wegen einmal auf duftende Wieſengründe, hinter ſchützende Hecken geräth! Ich ſagte: »wer einer ſolchen Einſamkeit bedarf, wer ſich von ſich oder von Anderen auszuruhen hat, der beſuche den Comer-See, der ſchiffe von der Villa Melzi nach der Sommariva, von Bellaggio nach der Cadenabbia.« Ich glaube nicht zu viel geſagt zu haben. Es giebt keinen heimlichern, lieblichern Ort als die Sommariva und ihre Gärten; keinen, der ſo viel Stille und Fülle, ſo viel Pracht und ſo viel Einfachheit in ſich bärge. Man landet, von Como herkommend, an den ſteinernen Treppen, die beim geringſten Luftzuge vom Waſſer bedeckt ſind. Indeß der Schiffer den ſchaukelnden Kahn an der Kette feſtigt, ſchweift das Auge zum eiſernen Gitter hin, hinter dem der Garten terraſſenförmig zur Villa aufſteigt. Man klingelt. Der Gärtner erſcheint. Er hat etwas Trotziges, vielleicht etwas Schwermüthiges, dieſer Gärtner. Er hat ſchon eine Generation ſterben ſehen. — Er zeigt ſeine Blumen. Der Morgenathem und die

Sonne haben die Blüthen mit poetiſchem Zauber übergoſſen. Ein gelbſchillerndes Kleid ſchlägt ſich um die Citronen, die Zweige ſind voll Thautropfen; die Roſen, die Datura's, die Cactus, die Magnolica's, die Georginen, die Azaleen zittern von den immer heißer werdenden Berührungen der Sonne. Benebelnde Düfte erheben ſich: die kleinen Cascaden am Hauſe rauſchen zwiſchen Schlinggewächſen. Und daneben flüſtert und webt es, als wenn die Roſe von Leidenſchaft, die Datura von Demuth, die Magnolica von Stolz ſpräche. Ich ſtehe vor der Treppe, die gerade in die Villa führt. Sie iſt einſam wie der Garten, einſam wie der Gärtner, einſam wie der See. Jenſeits ſteigen die Berge bis in die Waſſerfläche hinab. Rechts und links erheben ſich Orangen-, Oel- oder Cypreſſen-Wälder. Alles iſt begrenzt, iſt abgeſchloſſen. Alles ſpricht leiſe von Tod oder von Einſamkeit. Knarrend öffnet der Cuſtode, der elegantere Bruder des Gärtners, die Flügelthüren der Villa. Sie iſt unbewohnt. Der alte Graf iſt geſtorben. Der junge Graf iſt geſtorben. Nur Thorwaldſen's

Meiſterwerke, der nun auch geſtorben iſt, leben. Wie Geiſter ziehen ſie ſich an den Wänden hin, oder ſtehen in der Mitte des Saales. Thorwaldſen geht Hand in Hand mit Canova. Wären ſie ſich begegnet, dieſe Menſchen, ſie hätten ſich leidenſchaftlich lieben müſſen, denn ſie ergänzten ſich. Zartheit und Kraft, ſie beſaßen Beides in höchſter Vollendung. Das ſieht man, wenn man vom Alexanderzuge hinweg zu Amor und Pſyche tritt, wenn man dieſe wunderbar weiche Compoſition neben der männlich ſtarken von Thorwaldſen ſieht, wenn man ſieht, wie Thorwaldſen die Wahrheit über die Schönheit ging, indeß Canova eher äſthetiſch als naturgetreu war. Einige griechiſche Statuen ſtehen neben den modernen. Sie hatten keinen Reiz für mich. Sie ſind nur da, weil ſie antik ſind. Was ſoll ich mich um die Gemälde bekümmern, die, alle der franzöſiſchen Revolution entſproſſen, römiſche Zuſtände mit franzöſiſchen Farben zeigen? Keins unter ihnen hat mir gefallen, keins hat mir einen dauernden, einen erhebenden Eindruck hinterlaſſen. Da iſt keine

Spur von raphaeliſcher Reinheit oder von titianiſcher Gluth. Da iſt nur Affectation, nur Manierirtheit. Der alte Graf Sommariva muß kein Kunſtkenner geweſen ſein. Er war Advocat in den neunziger Jahren, erwarb ſich Vermögen, arbeitete ſich tief in Frankreich's Herz, in Paris ein, nahm ſeine Sitten, ſeine Denkungsweiſe an, und ſtarb endlich, nachdem er hier auf der Villa Sommariva ſich eine Art von Hof und in der mailänder Ariſtokratie, durch ſein Geld, einen Namen gemacht hatte. Seine Büſte ſteht im Garten, an einem lauſchigen Ort, im Schatten. Unter ihr, am Fuße des Gartens, iſt die Capelle, die ihn, ſeinen Sohn und ſeinen Enkel aufgenommen hat. Pompeo Marcheſe hat, wie überall am Comer See, für ein Basrelief, für einen trauernden Engel, für das Profil des Verſtorbenen geſorgt. Dergleichen wird leider bei dem geiſtreichen Pompeo Marcheſe fabrikmäßig betrieben. — Wenn man aus der Villa heraustritt, deren Architektur durchaus italieniſch iſt, und ſich links wendet, ſo findet man einen Fußweg, der zwiſchen blühenden

Geſträuchen auf eine Anhöhe führt, von wo aus Bellagio und die Villa Melzi rechts, und links die Villa Serbelloni ſich weiß ſchimmernd an Bergen gelehnt zeigen. Wie gern weilte ich hier, umduftet von Jasmin, fern vom Getöſe der Welt, umrauſcht nur vom Plätſchern der Gebirgswaſſer! Da kann man den Geiſt der Seen und die Feen der Gletſcher anrufen; da ſchwirren die Schmetterlinge oder die Mücken als Reiſende um uns, da iſt die Luft kühl, der Gedanke heiter. Aber plötzlich wird die Stille unterbrochen. Eine ganze Schaar ſchäkernder Mädchen drängt ſich zu meinen Füßen aus einem Hauſe heraus, das zwiſchen Buſchwerk verſteckt liegt. Es ſind ächt italieniſche Geſtalten, mit einer Carnation, die überraſchend iſt. Das Haar iſt nachläſſig mit vielen ſilbernen Nadeln hinten im Nacken zuſammengehalten; die Schultern bedeckt ein buntes Tuch. Es ſind Seidenſpinnerinnen, luſtige kleine Weſen, die von vier Uhr des Morgens bis zwölf Uhr und von ein bis acht Uhr für einen Franken arbeiten, ſich ſelbſt verköſtigen, die genügſam und geſund ſind.

Was kann der Mensch nicht Alles entbehren, und was hat er für eingebildete Bedürfnisse! Ich mußte mir das oft sagen, wenn ich in der Cadenabbia, die noch zur Sommariva gehört, auf meinem Balcon stand, um mich der Comfort des Lebens sich legte, und ich dazwischen einen Blick auf die Fischer that, die ganze Nächte hindurch in kleinen Booten Sardinen, fast ihre einzige Nahrung, fingen. Sind sie nicht glücklich? Sie sind zwar arm, aber Vernunft und Gewissen gebieten ihnen Genügsamkeit. Glücklich die, welche sich zu beschränken, einfach zu sein wissen. Ich bin erschreckt, wenn ich diese Masse von Unersättlichen, von Reformateren, von Unberufenen übersehe; statt einen Führer zu suchen und denen zu lauschen, deren Wort begeistert ist, will Alles selbst lehren. Jeder glaubt besser als der Andere, berechtet, aufgeklärter zu sein. Das murmelt und schwatzt Worte ohne Sinn, sprüht Gedanken ohne Wärme. Wir haben weder Propheten noch Schüler, wir sind wie das Chaos, eingehüllt in erstickende Wolken. Wie viel bedürfte es der Anstren-

gung, um hier Licht zu ſchaffen! Man begnüge ſich alſo wie die Fiſcher am Comer See, ehrlich zu ſein: man fange Sardinen, pflanze Wein oder Maulbeerbäume, aber übergebe nicht dem ſtürmenden Meere jene Deſis Tugend, welche wir alle als himmliſche Ausſtattung mit für's Leben erhalten, und die auf dieſem Meere, ach! ſo leicht verloren geht.

Das Gaſthaus, das zur Sommariva gehört, iſt klein, aber gut gehalten. Die Familie Brentano, die es bewirthſchaftet, beſteht aus fünf Brüdern. Der älteſte iſt der Intendant: er führt Rechnung, trägt ſeine Kinder ſpazieren und zankt ſich mit ſeiner Frau. Der zweite iſt maitre d'hôtel: er bringt die Suppe, ſchwatzt von Wind und Wetter, von der Jagd, der Contrebande und den Fremden, die nicht kommen. Der dritte iſt Kellner: er zeichnet ſich dadurch aus, daß er eine einzige franzöſiſche Phraſe: voulez-vous quelque chose, kann und dieſe wohl hundertmal am Tage ſagt. Der vierte iſt Koch und ſitzt Abends, ſtolz auf ſein vollbrachtes Werk, mit der Mütze auf dem Kopfe am See oder ſpielt

ſogar die Flöte. Der fünfte iſt Schiffer. Durch dieſe Chargenvertheilungen ſind Brentano's im Stande, da ſie die Bedienung im Hauſe ſelbſt beſorgen, die billigſten Preiſe zu ſtellen. Es iſt zu verwundern, wie viel ſie für das Wenige, das man zahlt, leiſten. Und ſie thun das mit einer Gutmüthigkeit, von der man erſtaunt iſt, ſie bei Italienern zu finden, da dieſe, wenigſtens in den Reiſebeſchreibungen, als gierig und intereſſirt geſchildert werden. Aber ich laſſe es mir nicht nehmen: der Menſch iſt lange nicht ſo ſchlimm, als unſere Philoſophen und Romantiker, unſere Gelehrten und unſere Phantaſten ihn ſchildern. Was ihn ſchlimm macht, iſt Widerſpruch; was ihn reizt, iſt Ungerechtigkeit. Die, welche den Menſchen ſchildern, halten ſich oft von ihm entfernt. Eine Abſtraction iſt er ihnen, keine Wirklichkeit. Aber die, welche mit ihm leben, ſich mit ſeinen Leiden und Freuden identificiren, die werden ihm eine ſchöne Seite, jene der Einfachheit der Geſinnung, der heiligen Wahrheit, der naiven Herzensreinheit abgewinnen können. Alles das iſt in jedem Men-

ſchen: nur gehört Vertrauen dazu, um Vertrauen zu wecken. Giebt es nicht Dinge, die eben deshalb gut ſind, weil ſie ſich nicht als vollkommen zeigen? Ich ſage das beſonders im Hinblick auf die Italiener, denen man mehr Fehler zuſchreibt, als ſie haben.

Am Comer-See iſt wirklich noch eine urſprüngliche, keine gequälte, mit tauſend Bedürfniſſen durchſchnittene Natur. Da drängt ſich der wilde Feigenbaum noch aus den Felſenſpalten, da athmet noch die Erde jene erſte harmoniſche Form, in der die Farben der wilden Blumen mit dem Dunkelblau eines ſüdlichen Himmels wetteifern. Hier iſt noch nicht jede Spanne Land eine mit Dornengehegen eingeſchloſſene Feſtung. Das Geſetz ſtraft nicht, wenn man über eine Hecke ſpringt oder unter einem Baume lagert. Die Natur findet hier ihren Glanz und ihre Größe wieder, vielleicht deswegen, weil es hier noch undurchdringliche Gebüſche, ſtrömende Waldbäche, ſchroffe Berge giebt. Ach, daß die Menſchenhand ſo oft zerſtört, ſtatt ſchafft, niederreißt, ſtatt aufbaut! Am Comer-See, namentlich von der Cadenabbia

bis nach Menaggio, finden ſich Punkte, in denen das Gotteswerk ſich rein erhalten hat. Dort blüht der wilde Jasmin, wachſen die Platanen, ſtrömen die Waſſer. Dort ſchwimmt der vielfarbige Regenbogen im ſchäumenden fiume di latte, dort ſchimmert der ewige Schnee auf der Höhe, glüht unter den Küſſen des Morgenroths oder zittert im blauen Lichte des Mondes. Am Comer-See iſt der Abend ſchöner noch als der Morgen. Der Mond hat einen Glanz, der die Fluthen mit Silber beſtreut: es flüſtert und ſpricht in den Cypreſſenzweigen, in den Citronenbüſchen, unter Geranien und Roſen, daß das Gemüth davon voll wird in unausſprechlicher Wonne. Voll und demüthig, denn nie hat mich das Läuten der kleinen Capellen, das barfuße Volk, das dahin ſtrömte, mehr gerührt, als eben da, wo die Armuth Hand in Hand mit der Naturpracht geht. Wir Frauen werden inmitten der Religionsformen geboren und auferzogen. Später zeigt uns das Evangelium das Leben von der menſchlichen Seite, von der Seite der Gleichheit. Wir

lernen Chriſtus eben deswegen anbeten, weil er arm und niedrig war, weil er ſich ſeine Apoſtel arm und niedrig mitten aus dem Volke wählte, weil er von jeder Eitelkeit, jedem unlautern Gefühl losgelöst, die höchſte Poeſie, die des Martyrthums übte.

Es ließe ſich viel über den Comer-See und ſeine Villen, über ſeine eigenthümliche Lage, über die Schmuggler und die Grenznachbaren ſagen. Ich wollte nur von dem Eindruck der Villa Sommariva reden. Sie ward, als ich da war, zum Kauf ausgeboten. Die fünf Brentano's zitterten, aus ihrem Hauſe durch einen neuen Herrn vertrieben zu werden. In den letzten Tagen meines Aufenthalts daſelbſt, als ich eben auf dem Balcon meines Zimmers ſtand, das Dampfboot nach Varena hin vorbeigerauſcht war, die Villa Melzi und Bellaggio im Sonnenglanz loderten, und um uns die Kühle des Schattens ſich lagerte, kam der zweite Brentano, der maître d'hôtel, zu mir hereingeſtürzt. »Eine große Nachricht, Signora,« ſagte er athemlos, »die Villa Sommariva iſt ver-

kauft!« »An wen?« fragte ich gespannt, mich in's Zimmer wendend. »An die Kaiserin von Nassau.« Ich besann mich, wer gemeint sein konnte. Der gute Italiener, dem kein Titel hoch genug war für den künftigen Besitzer der Sommariva, meinte die Prinzessin Albrecht von Preußen.

Hohenſchwangau und München.

Dichte Nebel hatten ſich auf den Bergen gelagert, als wir am Morgen von Füßen aufbrachen, um über den Lech nach Hohenſchwangau zu fahren. Von Füßen nach Hohenſchwangau gebt es ohngefähr eine kleine halbe Stunde in der Ebene, dicht an einer Felswand hin, die mit weißen Adern durchzogen, auf Marmor ſchließen läßt. Dann biegt der Weg ſeitwärts, und plötzlich iſt man wie durch einen Zauberſchlag in einem Thale, das hinterwärts durch himmelhohe Berge geſchloſſen ſcheint. Oben auf einem Berge, weit weniger hoch als die übrigen Felſenrieſen, liegt in gothiſcher Bauart, mit vielen Thürmen umgeben, das ſchöne Hohenſchwangau, der ſüdlichen Grenze Bayerns zugewandt, umgeben von Fluren und Hainen, von Seen und Bächen,

in ſo überraſchend reizender Gegend, daß ich ohne Uebertreibung ſagen kann: es mag ſchönere Stätten auf der Erde geben, keine, welche ſo den Charakter heiterer Abgeſchiedenheit, als dieſe trägt. Alles ſcheint ſtill zu ſein und doch anmuthig; Alles iſt ruhig und doch lebensreich. »Hier möchte ich wohnen,« ſagte ich, als ich das Schloß vor mir ſah. Von anderen Orten habe ich das ſelten gedacht; an dieſem kam mir der Wunſch wie angeflogen, vielleicht darum, weil das Thal mit ſeinen ungeheuern Bergen, mit ſeinem See, mit ſeinen Wäldern, Triften und Almen von weichem wolkigen Duft angehaucht iſt, und die urſprüngliche Jungfräulichkeit der Natur überall in ſchöner Geſtalt hervortritt. Auch weht hier die friſche, herzſtärkende Gebirgsatmoſphäre. Ermattung und Mühſal ſinken; der ſtarke Herzſchlag weiſ't Trauer und Sorge von ſich. Er ſtrebt wieder hinan, er will wieder feſt, rein, groß ſein; er denkt gar nicht, daß die Seele ihre unzugänglichen Tage hat, und ebenſo fürchterlich verletzt durch ſchroffe Uebergänge, als hier auf Hohenſchwangau

erhoben durch die lieblichſten Contraſte ſein kann. Der Stallkopf, der Pilgerſteig, der Winterzug ſtarren zum Himmel. Von den Gebirgen murmelt und ſtrömt es. Der Fußweg, der zu dem drittehalbtauſend Fuß hohen Marmorberg, worauf Hohenſchwangau ſteht, hinanführt, wird eingeſchlagen. Zuerſt iſt noch der Berg mit Nadelholz bedeckt, dann plötzlich zeigt ſich eine niedrige Mauer, und auf dieſer Mauer wachſen Aloes. Aloes neben Nadelholz! Es war mir, als thäte ich einen Blick in's irdiſche Paradies hinein, nach Italien, als hätte ich die Alpen nicht vor, ſondern hinter mir, und wandele wieder, wie ehedem, an den Felſenwänden hin, von der Cadenabbia nach Menaggio. Und mit dieſem Eindruck, der wie ein Lichtſtrahl in die Seele gefallen war, ſtieg ich aufwärts, zwiſchen duftigen, exotiſchen Gewächſen, an Cypreſſen und Roſen vorüber, bis ich endlich im Schloßhof vor dem freundlich grüßenden Caſtellan ſtand. Der Kronprinz von Bayern, der glückliche Beſitzer dieſes Edens, war abweſend. So durften wir ſogleich in die

Säulenhalle treten, deren Eingang mit einem poetiſchen Spruch geziert iſt. Waffen mannichfacher Art, gebarniſchte Ritter, Schwerter und Lanzen erinnern an die Vorzeit. Hinter den geſchloſſenen Viſiren ſucht man die Schwangauer, Hiltibold, den erſten urkundlich begründeten Sproſſen dieſes Namens, ſucht man die Welfen, Hohenſtaufen und Schyren, die vielfach mit den Beſitzern Hohenſchwangau's in Berührung kamen, und fühlt ſich inmitten der Erinnerungen an Deutſchlands Fürſtenhäuſer, auf einem Boden, wo ritterliche Großthaten mit ritterlicher Geſinnung Hand in Hand gingen. Daß uns ganz feierlich in dieſer Atmoſphäre, ſtill und wohl in dieſer Säulenhalle mit dem Capellchen am Ende und den bunten Fenſterſcheiben ward, daß wir an große Schickſale, große Schmerzen dachten, und dieſe Räume, die dem Mittelalter gehören, uns wie die erhabenen Hieroglyphen eines Menſchenſchlags vorkamen, der jetzt dahin iſt — wer wird daran zu mäckeln, das zu belächeln haben?

Dominik Quaglio, längſt durch ſeine tüchtigen Darſtellungen gothiſcher Bauart bekannt, hat Hohenſchwangau, das in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts von den Beſitzern im Innern auf italieniſche Weiſe ausgeſchmückt wurde, wieder in dem urſprünglichen Styl hergeſtellt. Der Kronprinz von Bayern bewohnt es alljährlich. Von ihm ging, wenn ich nicht irre, die Idee aus, die Wände der verſchiedenen Räume mit geſchichtlichen Darſtellungen zu ſchmücken. 1832 angekauft, bedurfte es ein Jahrzehnd, um es bewohnbar zu machen. Im erſten Stockwerk tritt man zuerſt in den Schwanenrittersaal, der mit der Legende vom Schwanenritter nach Entwürfen von Ruben ausgemalt iſt. Des Schwanenritters Abſchied vom Königshauſe; der Kaiſer betrübt über die falſch angeklagte Herzogin von Burgund hört das Horn des Schwanenritters u. ſ. w. Im nächſten Zimmer finden ſich die Geſchichten der Schyren von Lindenſchmitt. Daneben iſt das orientaliſche Zimmer, das das Schlafzimmer der Kronprin-

zeſſin iſt, und Erinnerungen an die Reiſe des Kronprinzen nach dem Orient enthält. Neben Landſchaften von Scheuchzer und D. Monten, die Smyrna, Troja, Athen u. ſ. w. vorſtellen, hangen prachtvolle Stoffe, die der Sultan ſchenkte. Recht im Contraſt mit dieſem Glanz, findet ſich jenſeits des Saals mit den Geſchichten der Schyren geſchmückt, ein kleines, rundes Cabinet, in dem die Kronprinzeſſin unter Glas getrocknete Blumen, Rippes und Kindheitserinnerungen birgt. Es liegt darin ein Gemiſch von ſtillem Sinn, von einfacher Gewohnheit und innigem Familienleben, das ſehr rührend iſt. Die Kindheit eilt vorüber, aber der Gedanke an ſie, iſt wie der unvertilgbare Hauch eines Traums, wie die Alpentöne, die das Heimweh wecken. Die ruhen tief in der Seele, und Alles, was darauf Bezug hat, Blumen oder Rippes, ſind ebenſo heilig, wie Reliquien.

Aus dem Zimmer, das mit den Ortsgeſchichten von Schwangau und den Begebenheiten der Umgegend von Linden-

ſchmitt geziert iſt, hatten wir zuerſt den Blick hinunter auf die Terraſſen des Schloſſes, auf den Löwenbrunnen und den Schwanenſee. In der Ferne webt eine ernſte, faſt melancholiſche Natur. Da iſt Tyrol, da ſind ſeine Felſen, ſeine Gletſcher, ſeine Abgründe. Da iſt keine gepflegte, conventionelle, ſondern eine freie ungebändigte Schönheit. Zu den Füßen des Schloſſes ſchwimmt der Schwanenſee, blau und ſtill, wie ein liebevolles, offenes Auge, das die Außenwelt in ſich mit Klarheit abſpiegelt. Auf der Terraſſe glüht der Cactus, ſchießt die Aloe ihre gigantiſchen Blätter empor, blickt der Oleander verſchämt mit roſigen Blüthen zwiſchen grünem Laub heraus. Die ganze Fülle der Treibhauswelt iſt auf den Felſen geſchüttet. Und unter dieſen Blumen plätſchert und rauſcht der Löwenbrunnen, zwar von Schwanthaler modellirt, aber gewiß einer alhambraiſchen Idee entnommen. Hier könnte man von Spanien träumen, hier Mährchen dichten! Man glaubt ſich in Granada, man lauſcht, ob in den Pinien nicht Nachtigallen ſchlagen,

man ſucht nach Palmen! Es iſt Alles wunderbar. An dieſen Fenſtern möchte man ſein Leben verträumen, möchte man ſich aufgeben, ſo ſüß, melodiſch murmelt das Waſſer, ſo berauſchend duften die Blumen. Der Morgenathem hatte den Thau noch in Kryſtallperlen an den Zweigen gelaſſen. Die lieblichen Fuchſia's, die purpurne Salvey, die zahlloſen Geranien, die duftenden Datura's, deren Opalkelch mit Göttertrank benezt iſt, die zierlichen Asklepien, viele Blüthen, die mir fremd waren, ſchienen in dieſer Abgeſchiedenheit ſich ungeſtört unter einander Geheimniſſe mitzutheilen. Und hob man den Blick, wie erhaben erſchien Tyrol, wie ſtill langten die Felſen mit ihren weißen Häuptern bis in den Himmel hinein! An den Felſen lehnen ſich grüne Berge, die mit ihren ganz mit unſchuldigen Feldblumen überſtreueten Matten in's Thal hinabſteigen. — Hohenſchwangau's überirdiſche Schönheit iſt aber der Schwanenſee. Dieſe blaugrüne Fluth, von einzelnen weißen Schwänen durchzogen, in die die Sonne ihre blaßgelben Strahlen hinter dem Ge-

wolk hineinwarf, hatte wahre Perlmutterſchalentinten, und die kleinen Wellen, die hinan an's Ufer und wieder fortrieſelten, beſchwichtigten wie Andachtsklänge. Hätte der Caſtellan nicht hinter mir ewig von den Bildern al fresco, von der Beſtürmung des Kloſters Raitenbuch, vom Minneſänger Hiltibold, vom Kaiſer Lothar geredet, ich glaube, ich ſtünde noch an dieſem Fenſter, auf dieſem Balcon. Aber der Caſtellan ließ mir keine Ruhe. Ich mußte in's Bertha-Zimmer, in dem die ächt vaterländiſche Sage von Karl's des Großen Geburt von Schwind, Glinck, Adam, Quaglio und Neher abgebildet iſt. Dieſes Zimmer ſprach mich denn wirklich ſeiner geiſtreichen Compoſitionen wegen, vorzugsweiſe an. Auf dem jungfräulichen Geſichte Bertha's, die ſich im Walde verirrt hat und in der Mühle von Gauting Unterkommen findet, liegt ein lichtvoller Frieden. Ihre Augen ſind mild wie Sternenblick; denſelben Ausdruck hat ſie am Webſtuhl. Dieſelbe Jungfräulichkeit hat ſie noch da, als ſie mit Pipin und ihrem Sohn, unter feſtlichem Ge-

vränge, nach Freiſing zieht. Die junge Mutter blickt auf ihr Kind. Sie iſt von unſäglicher Liebe überſtrömt; ſie hat, das ſieht man ganz deutlich, eine Ahnung der Zukunft, deshalb flammt es in ihr wie ſchüchterner Dank, wie demüthiger Jubel!

Das zweite Stockwerk enthält den Heldenſaal. Er ſtellt an den Wänden Begebenheiten aus der Wylkina-Saga vor. Die Compoſition iſt von Schwind entworfen und Glinck und Anderen ausgeführt. Im Heldenſaal liegt auch das in rothen Sammet eingebundene Fremdenbuch. Die Kaiſerin von Rußland hat es eingeweiht. Ihr nach folgen unzählige gekrönte und ungekrönte Häupter. Tauſende haben Hohenſchwangau geſehen und bewundert. Woher kommt es nun, daß es ſo wenig im Norden gekannt iſt, und eilig Reiſende, ſtatt den Weg von der Schweiz aus nach Füſſen und München einzuſchlagen, den directen nach Augsburg nehmen? Und doch verdient Hohenſchwangau nicht allein bewundert, ſondern auch ſtudirt zu werden. Hier auf

dieſem Punkt ſtanden ſonſt die Veſten Falkenſtein, Hohenfreiburg und Eiſenberg, ſtand die Burg Frauenſtein, deren alte Geſchlechter ſich theilweiſe noch bis jetzt erhalten haben, hausten die Römer, die Sueven, die Oſtgothen, die Welfen, knüpfen ſich an dieſe Punkte deutſche Erinnerungen, die Hormayr in ſeiner goldenen Chronik zu einem tüchtigen und kunſtreich gefugten Ganzen zuſammengeſchmolzen hat.

Neben dem Heldenſaal befindet ſich der Hohenſtaufen-Saal, der mit den Bildern al fresco aus der Geſchichte Barbaroſſa's und ſeines Untergangs geſchmückt iſt. Der talentvolle Lindenſchmitt hat hier und in dem Zimmer der Welfen das reiche Füllhorn ſeiner Compoſition ausgeſchüttet. Die noch übrigen Zimmer enthalten die Geſchichte Authari's, des Longobardenfürſten, und Bilder aus dem Ritterleben des Mittelalters. So ſchön nun dieſe und auch die ſinnigen Sprüche ſind, die ſie zieren, ſo zog es mich doch immer wieder fort zu den Fenſtern und Altanen, dahin, wo Tyrol in der

Kerne und der Schwanenſee in der Nähe lagert. Wie belebt iſt dieſe Einſamkeit, wie reich iſt dieſe Natur! Hier wohnt das Glück, dachte ich, wenn es irgendwo wohnt. Hierher flüchte ſich der, der ein reiches Daſein voll Erinnerungen, voll Gedanken, voll trauriger und wonniger Empfindungen hat. Auf dieſer Höhe muß es ſich ſanft und ohne Anſtrengung leben, etwa wie der Geneſende nach einer langen Krankheit lebt. Wer hat nicht eine wonnevolle Ermattung nach Tagen empfunden, die bald lang, bald kurz, bald von Träumen verſchlungen, bald mit unzuſammenhängenden Betrachtungen ausgefüllt ſind? Wer dann dieſem Drama, in das uns das Lebensfieber warf, entronnen, ſich in die Nähe eines einfachen Daſeins getragen fühlt, wer unter den lauen Lichtſtrahlen, am Rande eines Baches wandelt, nachläſſig und langſam hier eine Blume und dort den Ton eines Vogels entdeckt, wer endlich das Leben wieder durch alle Poren dringen, in alle Adern rinnen läßt, der halte hier ſein Auferſtehungsfeſt. Er wird ſich, von Geiſtern umgeben, beſſer, reiner

fühlen, er wird ſich an der Natur aufrichten. Sie wird ihn heilen. Auch wird die Geſchichte mit ernſten Mienen kommen, wird ihm von den vergangenen und gegenwärtigen Geſchlechtern erzählen. Schön wird ſie ſein, wenn auch furchtbar. Ihre Bruſt enthält Alles, was je an groſſen Gedanken, an hochherzigen Gefühlen dagewesen iſt. Religion, Enthuſiasmus, Stoicismus, Mitleid, Ausdauer, Schmerz, Liebe, Vergebung, Unſchuld, Kraft, Kühnheit, Lebensverachtung, Geiſt, Thätigkeit, Hoffnung, Geduld .... Alles flammt aus ihr und geht wieder unter. Zwiſchen zahlloſen Thaten ſtehen unerſchütterliche Gefühle. Die Seiten des Geſchichtsbuchs füllen ſich täglich, aber der Grundton der Geſchichte bleibt ewig derſelbe.

Ein Regenguſs ſcheuchte mich aus meinen Träumen auf. Das Heimchen ſtöhnte, die Schwalben flatterten tief am Boden. Ich flüchtete von der Terraſſe, auf der ein Schwan einen hohen Waſſerſtrahl trieb, und Bayerns Löwen ſtatt Feuer Waſſer ſpieen, in's Marmorbad. Es iſt tief

in Felſen gebauen. Rund um die in Goldglanz blinkende Wanne ſtehen in Niſchen Schwanthaler's Najaden, warm angehaucht in ihrer Marmorweiße durch das purpurne Glas der Thüre, das alle Gegenſtände in Feuer taucht, liebliche, jungfräuliche Geſtalten, die ſo züchtig in ſich ſind, daß ſie der Bekleidung nicht bedürfen. Das iſt fleckenloſer Marmor, mit dem idealiſchen Blick, mit den nach hinten geworfenen Haaren, mit der freien Stirn und dem kindlichen Lächeln. Das iſt Schwanthaler's Meißel, der eben ſowohl Taſſo's göttlichen Ausdruck, Alighieri's düſteres Auge, Raphael's ekſtatiſches Weſen als Nymphen ſchaffen kann.

Wie ſchwer ſchied ich von Hohenſchwangau! Immer wandte ich die Blicke rückwärts dahin, wo das Schloß auf der Höhe und der Schwanenſee in der Tiefe ruht, wo die ernſten Felſen ihre Gipfel in die Lüfte tragen, und Alles ganz ſtill, ganz feierlich iſt. Ich weiß nicht, warum mir dieſe Gegend mit einem unendlichen Zauber, mit einem göttlichen Geheimniß ausgeſtattet ſchien.

Um all die erhabenen Bergformen zog ſich ein ſilberner Duft, zitterte ein üppiges Farbenſpiel, und dazu erklangen die Glocken und es neigten ſich die Bauern am Wege, daß ich mich davon tief gerührt, auf ächt deutſchem Boden fühlte. Plötzlich aber ward ich von italieniſcher Luft angeweht, als ich in München einfuhr. Nicht daß die Lage von München an Italien erinnerte. Sie bietet dem Auge wenig Erhebliches, hat nichts als Flächen, Haideboden und ſpärlichen Föhrenwuchs, aber weil hier neben der Glyptothek die Pinakothek, neben gothiſchem der griechiſche Styl, neben Marmorwerken oder Broncearbeiten die Farbenpracht der Frescomalerei blüht.

München hat mich in der That überraſcht. Ich war nie da, und wenn ich davon las oder erzählen hörte, ſo war mir das Intereſſe davon nicht lebendig, nicht eindringlich genug aufgegangen. Nun aber lag die Stadt, lagen die Kirchen, die anſehnlichen Gebäude, ſtanden die Kunſtwerke Schwanthaler's, Klenze's und Anderer vor mir. Ich war wie geblendet. Es war mir wirk-

lich, als ſei das der Anfang von Florenz, und ich brauche nur um eine Straßenecke zu biegen, um in den Palazzo Pitti oder auf den Platz del gran Duca vor der Loggia de' Lanzi zu kommen. — München iſt voll italieniſcher Reminiscenzen. Kunſtkenner tadeln das. Mir machte es die größte Freude, denn es ſchien mir, als ſei ich wieder auf jenem Punkte meines Lebens, wo ich athemlos, voll ungeduldiger Erwartung, mit lang vorbereitetem Enthuſiasmus ein Land betrat, von dem ich überzeugt war, Alles darin ſei unermeßlich ſchön! Das liebe Italien! Schön freilich iſt nicht Jedes in ihm, aber wer es geſehen, der ſehnt ſich dahin zurück, bald, um unter ſeinem tiefblauen Himmel einen dankbaren Athemzug zu thun, bald, um heilige Erinnerungen verſunkener Größe wehmüthig in ſich aufzunehmen.

Wenn ich über München Einiges ſagen will, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß ich kein Handbuch ſchreiben kann. Nur ausdrücken möchte ich, was ich beſonders bewundert, oder was mich gleichgültiger gelaſſen hat. Als Handbuch em-

pfehle ich von vorneherein das Werk des Dr. Ernſt Förſter oder auch Füßli von Zürich. Lewald's Buch, das ich mir über München kaufen wollte, konnte ich in München ſelbſt nicht auftreiben. Wer nicht in München geweſen iſt, wird kaum begreifen können, welch' eine beſtändige Unterhaltung es in ſeiner Mannichfaltigkeit, in ſeinen alten und neuen Bauten bietet. Der ſchöne Theil iſt der neue. Aber auch der alte hat ſeinen Reiz. Es ruht etwas Mittelalterliches auf ihm. Er hat ſeine Vergangenheit, ſeine hiſtoriſchen, unvertilgbaren Erinnerungen, ſeine ſtillen und lauten Dramen. Hier iſt Großes gedacht, Großes geübt worden. Hier klirrten Guſtav Adolph's Sporen, hier athmete Otto von Wittelsbach. Ehe ich den Königsbau ſah, trat ich in die »alte Reſidenz«. Erſt wollte ich das Alte verehren, dann das Neue bewundern. An der Reſidenz iſt Alles allerthümlich. Peter Candid vollendete den Bau 1616. Die zwei Portale ſind mit in Erz gegoſſenen allegoriſchen Figuren, die die Weisheit, die Gerechtigkeit, die

Tapferkeit und die Mäßigkeit vorſtellen, geziert. Im Brunnenhof ſteht in der Mitte ein Baſſin aus Sandſtein, deſſen Rand mit den Erzſtatuen der vier Elemente, der vier Hauptflüſſe Alt-Bayerns und der Statue Otto's von Wittelsbach geziert iſt. Der Grottenhof, der ein ganz mit Muſcheln, ſpringenden Waſſern, mannichfaltigen Malereien und Sculpturen ausgeſtatteter Ort iſt, beweiſ't, daß beim Bau dieſes Plätzchens der Scherz mehr als der Ernſt obwaltete. Spielerei, nicht Kunſtſinn, haben hier gearbeitet. Und dennoch haben dieſe Orte ihren ſtillen Zauber, vielleicht darum, weil man ſie ſich mit Najaden und Dryaden, mit kleinen luſtigen Weſen bevölkert träumt, weil man in dieſer gigantiſchen Muſchel eine Elfe und in jener eine Sylphe zu entdecken glaubt, weil hier ein großes Farrenkraut ein Geheimniß und dort ein Aloeblatt eine träumeriſche Exiſtenz zu verhüllen ſcheint. In unſerer Zeit baut man dergleichen nicht mehr. Ob das Verluſt, ob das Gewinn iſt? Die Mährchenwelt iſt verflattert. Die Bewohner der Quel-

len, Flüſſe und Grotten tauchen nicht wieder mit ihren bläulichen, golddurchwirkten Gewändern aus weichen Wellen empor. Alles um uns hat einen poſitivern Anſtrich gewonnen. Wir träumen nicht mehr. Wir leben und arbeiten.

Ich durchwanderte ohne Intereſſe die reichen Zimmer Karl's VII. Nur die Gemälde von Tizian und Domenichino zogen mich an. Von Letzterem iſt eine heilige Katharina und eine Sybille vorhanden. Die Sybillen gefallen mir immer ausnehmend. Es liegt ſo viel ſtilles, überirdiſches Entzücken, ſo viel Leiden, ſo viel Myſteriöſes in dieſen Augen, um dieſen Mund. Alle Qualen des Erdenlebens ſind mit in die Verklärung, die der Anſtrengung folgt, hineingewebt. Dieſe Seelen, mit dieſen Geſichtern, mit dieſem vergeiſtigten Ausdruck, haben ſich nicht gegen den Schmerz geſtemmt. Sie haben ihn in ſich, gleich Flammen, brennen laſſen. Was er verzehrte — war's der Rede werth? Was übrig blieb, das ſteht zauberhaft auf dieſen Zügen geſchrieben. Domenichino iſt wirklich ein Maler,

der das Gemüth darſtellt. Er zeigt, daß die Strahlen des Geiſtes über die irdiſche Geſtalt einen Einfluß ausüben, daß das gewöhnlichſte Antlitz davon ſchön werden kann. Auch Tizian hat dieſe Eigenthümlichkeit, obwohl weniger als Domenichino. Beide mögen wohl mehr nach der Natur als nach der Antike gearbeitet haben.

Vom Audienzſaal rechts kommt man in das berühmte Schlafcabinet, deſſen Goldſtickereien 800,000 Gulden Goldwerth haben. Napoleon hat einſt hier geſchlafen. Ich dachte in dieſem Zimmer nicht an die mit Thorheit verſchwendeten Summen, ich dachte an den ſchlafenden Napoleon. Damals war ihm noch weich gebettet. Damals hatte er noch ein reiches, weitausſehendes, von ſeinem Genie überfülltes Leben. Und ſpäter? Die Stufen, die in das fremde Haus zu St. Helena führten, waren ſteil, das Brot der Gnade, das er da genoß, war hart. Innerlich mag er oft ſeinen Schmerzen unterlegen haben. Aeußerlich hat er ſich immer ſtark bewieſen. Sein mächtiges Auge hat bis an's Ende geleuch-

tet. Sein ſcharfer, feſter Mund hat immer nur Gleichgültigkeit verrathen.

Neben dem Grottenhof befindet ſich die Schatzkammer, an die ſich, ihrer Pracht wegen, die ſogenannte reiche Capelle ganz natürlich in meinem Gedächtniß anreiht. In ihr rührte mich der Hausaltar der unglücklichen Maria Stuart, der ſie auf das Schafott begleitet und den ſie im letzten Augenblick einer ihrer Damen übergab. Er iſt ſehr klein und einfach. Sie konnte ihn bequem in der Hand halten. Als ſie den letzten, bittern Gang that, was mag in dieſem Herzen gepocht haben? Ob Glauben an eine ewige Gnade, ob Reue, daß ihre glühende, brauſende Jugend ſo Vieles umfaßte, was nicht der Liebe werth war? Ach, Alles das mag in ihr geweſen ſein, aber nebenbei auch die tiefſte Ermüdung nach dieſem qualvollen Kampf, oder die Gewißheit, daß dieſem dunkeln, verfolgten Daſein ein helleres, mit Glanz umſtrahltes folgen müſſe. In der reichen Capelle ſind Knochenſplitter oder ganze Heiligentheile, unter anderen die Hand Johannis des Täu-

ſers aufbewahrt. Mir kam das grauenhaft vor. All' die Scheiterhaufen, die geflammt, die Torturen, die erfunden wurden, all' das Blut, das gefloſſen, all' die Thränen, die vergoſſen ſind, mußt' ich mir ausmalen. Wie Geſpenſter hing ſich das an mich. Ich war mit drei Schritten im Freien. Das Wetter war herrlich. Dieſer durchſichtige Sommervormittag lockte mich nach dem engliſchen Garten, zu den ſchönen Baumgruppen und Waldungen, zu den von der Iſar durchſtrömten Wieſen. Was wäre der Menſch ohne die Natur, ſelbſt in dem kunſtſinnigen München, wie könnte er leben, ohne Luft, ohne Vegetation, ohne die Gluthen des Sonnenauf- oder Untergangs, ohne die allmälig verſchwimmenden violetten Tinten am Himmel, oder das rieſelnde, flüſternde Laub, das der Morgen- oder Abendwind bewegt? Deswegen auch iſt der engliſche Garten mitten in der Stadt ſo nothwendig, ſo tröſtend; deswegen legen ſich ſeine Schatten ſo wohlthuend um die durch Farbenglanz geſchwächten Augen.

Um den ſogenannten Hofgarten herum zie-

ben sich die mit geschichtlichen und landschaftlichen Fresken gezierten Arkaden, die von Peter Cornelius geleitet und von jüngeren Künstlern ausgeführt, die Kriegs- und Friedensthaten bayerscher Fürsten, aus dem Hause Wittelsbach darstellen, und vom Frühjahr 1827 bis zum Herbst 1829 vollendet wurden. Diese Arkaden sprachen mich ungemein an. Es liegt auf den Bildern, in diesen luftigen, aller Welt offenen Gängen eine solche Frische und Heiterkeit, die Räume sind so leicht, die Blumengewinde, die die Arabesken umschlingen, weben sich so schön an der Decke oder steigen an den Säulen hernieder, daß der Eindruck überaus günstig ist. Ich begreife, daß es Menschen giebt, die hier halbe Tage verweilen. Alles ist hier Duft und Glanz; und wenn nun gar die Sonne ihren Goldstaub auf die Fresken streuet und von fernher eine sanfte Melodie tönt, dann wird Einem wohl, bis tief in die Seele hinein, denn die Arkaden wölben sich; es ist hell darin, und doch legen sich kühle Schatten mit in das Licht. Wer sollte da nicht gerne bleiben?

Aber für Reiſende iſt das eine verbotene Frucht. Wenn mir auf der Reiſe etwas ſehr gefällt, dann möchte ich es auch genießen, auch ſtille ſtehen. Das iſt nun aber nicht möglich, ſondern Alles muß durch einander geworfen, abgeſchäumt werden. Kürze der Zeit und tyranniſche Lohnbediente jagen uns immer von einem Orte zum andern. So mußte ich denn auch heute noch einen Blick in die Allerheiligen Kapelle, die zum Schloßbau gehört, thun und freilich löſ'te ſich darin alle Ermüdung, alle Ungeduld vom Herzen; denn man iſt gerettet von Häuſern, von Feldern, von Menſchen, ganz in die holde Dämmerung verſenkt, ganz einſam. Dieſe Kirche trägt das Gepräge der Stille, eben weil ſie trotz ihrer reichen Verzierung ein harmoniſches Ganzes bietet. Ihr Styl iſt feierlich und ernſt; ihr Schmuck iſt erhaben. Auf Goldgrund gemalt zeigen ſich in geordneter Ueberſicht die Hauptpunkte des alten und des neuen Teſtaments, von Erſchaffung der Welt an bis zu dem Erſcheinen und Sterben Chriſti. In der Anordnung der Kirche erinnert

ſie an St. Marcus, doch ſind Gedanke und Compoſition einfacher und natürlicher. Als ich ſo in der Mitte des Hauptſchiffs ſtand, da blickten die Evangeliſten, blickte Moſes, blickte Chriſtus zu mir, wie auf Wolken thronend, hernieder. Man ſieht's dieſen Bildern an, daß ſie aus reiner, religiöſer Empfindung hervorgegangen ſind. Die Gruppirung iſt meiſt wunderbar leicht; die Zeichnung, das lebendige Colorit geben ihr einen großen, unausſprechlichen Zauber. Es war eine ſchöne Stunde, die ich in dieſer Kirche zubrachte. Ich betrachtete nicht die Gemälde, wie der Kritiker, der den Verſtand und nicht das Gemüth walten läßt; ich überließ mich den wechſelnden Eindrücken. Dieſe bemalten Kuppeln, dieſe Altäre ſchienen mir in den Himmel zu reichen, und ſich dort mit dem Aether zu vereinen. Ich wußte nicht mehr, wo ich, was ich war; ich war aus der Wirklichkeit herausgetreten, war ohne Horizont, ohne beſtimmte Erinnerung, in einer Stimmung, wo die Seele Wehmuth, aber keine Traurigkeit empfinden kann.

Die Glyptothek iſt eines der berühmteſten

Gebäude Münchens, des Inhalts ſowohl, als des Aeußern wegen. Sie bildet ein erhöhtes Erdgeſchoß, deſſen unter ſich verbundene Säle ein Viereck ausmachen. Durch den ägyptiſchen und den Incunabeln-Saal kommt man in den der Aegineten. Hier befinden ſich wichtige Skulpturen für die Geſchichte der griechiſchen Kunſt. Sie fallen in die Zeit von Phidias, und Dr. Förſter äußert ſich darüber dahin, daß ſie ſich durch den wunderbaren Contraſt abſtracter Geſichtsbildungen und lebendiger, wohlverſtandener Körper auszeichnen. Die Statuen in dieſem Saal hat Thorwaldſen reſtaurirt. Im Bacchus-Saal liegt ein trunkener ſchlafender Satyr, der dem Prariteles zugeſchrieben wird, die ſinnliche Natur im höchſten Grade verrathend, und ein Silen beugt ſich mit freundlichem Geſicht auf das Bacchuskind hernieder. Ob nun auch dieſe Statue ſehr häufig vorkommt, ſo ſieht man ſie doch immer mit neuem Vergnügen. Es iſt ſo viel ſorgliche Liebe, ſo viel zarte Aufmerkſamkeit in dem Antlitz ausgedrückt, es lächelt ſo wohlwollend,

es hat ſo gar keine Tücke. Erhabener natürlich iſt ein knieender Niobide von pariſchem Marmor. Hier iſt wirklich ein Funken des Lebens, ein Herzſchlag, ein Athemzug mit in den Stein gedrungen. Der knieende Niobide iſt ein Jüngling, die Züge fein, die Lippen ſchmal. Er kniet, vielleicht ſtirbt er; aber es iſt noch zu viel Kraft da, Apollo's Geſchoß ſcheint ihn doch noch nicht ereilt zu haben: da iſt die höchſte Wahrheit und das tiefſte Studium, eine Bewegung, die das Genie hervorruft und die doch der Ruhe nicht ſchadet. Nicht weit von dem knieenden Niobiden hängt an der Wand ein Meduſenhaupt, genannt Meduſa Rondanini, mit einem Ausdrucke der Kälte, des Hohns, der größten Körperſchönheit neben der fürchterlichſten Seelenhäßlichkeit, daß es mir war, als erblickte ich eines jener Frauenantlitze, die Alles verſprechen und Nichts halten, deren Ausdruck ein ewig lächelnder iſt, deren Augen nie feucht werden, an deren Ohren Bellini's, Beethoven's oder Roſſini's Klagen unverſtanden vorüberziehen, die bei einem Herzensunglück Troſt in

ihrem Golde finden, die Alles beſitzen und Nichts heraus geben wollen.

Von den Skulpturen wendet man ſich zu den Feſtſälen, die Cornelius durch ſeinen erfinderiſchen, ewig in Farben denkenden Geiſt reich geſchmückt hat. Der alte Gedanke, daß Eros das Chaos ordnete, wiederholt ſich in ſpäteren Mythen und iſt hier in Bezug auf das Menſchengeſchlecht hervorgehoben, indem die Geſchichte der Götter mit denen der Sterblichen verwebt iſt. Im Saal der Götter ſowohl, als im Trojaniſchen und Heroenſaal habe ich überall das Götterkind mit den goldnen Flügeln, das Poeſie heißt, angetroffen. So iſt ſo verwebt mit Cornelius, ſo eins mit ſeinem Schaffen, daß es ihm den Griffel gereicht, ihm die Farben gerieben hat. Ach, die Malerei, ſo innig mit der Poeſie verwachſen, muß himmliſchen Troſt in die Seele gießen, muß den Künſtler über das Irdiſche erheben, ſo daß mir ein Maler immer beneidenswerth vorgekommen iſt, denn der findet gewiß den Himmel erſchloſſen und wandelt, mit Offenbarungen umgeben, von einer

Seligkeit zur andern, indeß wir anderen Sterblichen nur zu oft keinen klaren Standpunkt und keinen hellen Blick haben, trübe, traurig ſind und mit Goethe ausrufen möchten: »reiche mir aus Lethe's Wellen den letzten kühlen Becher der Erquickung! Bald iſt der Kampf des Lebens hinweggeſpült.« Was nun aber die große Vorliebe des Königs zum Fresco betrifft, ſo geſtehe ich, daß mir dieſe Liebhaberei doch München in einem einſeitigen Licht erſcheinen ließ. Es iſt zu viel auf dieſen Zweig der Malerei verſchwendet, er wuchert ſo, daß er zum Lianenwald geworden iſt, denn nicht allein in der Glyptothek, auch in der Pinakothek, im Königsbau, am Theater, in den Arkaden, in den Kirchen, am Poſtgebäude, am Iſarthor, überall ſchwimmen die Frescofarben. Wären nicht Kaulbach, Heideck, Adam vorhanden, wahrlich, man ſollte glauben, daß die prächtige Oelmalerei hier verboten wäre. Und doch erreicht in dieſer Kunſt erſt jene den Zenith, denn man mag ſagen, was man will, es iſt etwas an den Frescoleiſtungen, das wie Staub

ausſieht, das ſich nie zur Durchſichtigkeit, nie zum Glanz, nie zur Verklärung erheben kann. Gewänder drücken ſie vortrefflich, Geſichter ſchon weniger gut, Himmel und Waſſer ſehr mittelmäßig aus, indeß die Oelmalerei das Alles zuſammen hervorbringen, ja verſchönen kann.

Im Saal der Neueren ſind nur Bildwerke der neueren und neueſten Künſtler aufgeſtellt. Von Canova ſteht die liebliche Venus dem Paris gegenüber. Thorwaldſen hat die wundervolle Statue des Adonis geliefert. Die iſt nun aber wirklich ſo ſchön, daß kein Wort dieſes Ebenmaß der Formen, dieſe höchſte Blüthe ſchildern kann. Es giebt Statuen, die keine, und andere, die ganz tiefſinnige Augen haben. Unter die letzteren gehört der Adonis. Er iſt ſich ſeiner Schönheit bewußt, er fühlt, daß er mit ſeinen großen ekſtatiſchen Augen die Welt überwinden kann, aber dennoch iſt er mild, iſt er ruhig, iſt er ſtill, ich möchte ſagen demüthig. Das kommt daher, weil er noch ſehr jung iſt. Er ſteht im Frühling, in jener Zeit, wo die Sonne immer höher ſteigt, wo

ſich die Kräfte erſchließen, wo Selbſtbewußtſein und Erkenntniß des Höchſten allmälig nach Oben drängen. Eine Büſte von Napoleon fiel mir auch im Saal der Neueren auf. Sie iſt ſehr ſchön. In ihr begegnete ich wieder den ſcharfgezeichneten Zügen, dem hervorſpringenden Kinn, das ſo charakteriſtiſch iſt. Und dabei fällt mir ein Bild von Appiani, das Napoleon als König von Italien darſtellt, und das ich in der Leuchtenbergiſchen Sammlung, und ein anderes von ihm von demſelben Meiſter ein, das ich vor zwei Jahren in der Villa Melzi am Comer-See ſah. Letzteres iſt in der jugendlichen Conſulszeit gemalt. Erſteres ſtellt Napoleon in einer Phaſe ſeines Lebens vor, wo neben der Kraft auch die Sorge thronte. Das in der Villa Melzi hat noch ganz den Schmelz der Jugend. Zwar treten auch hier die Züge ſcharf und die Leidenſchaften ſtark hervor, aber ohne jene Verfallenheit, die mir an dem Bilde in der Leuchtenbergiſchen Sammlung ordentlich wehe that. Wenn auf dem einen Bilde Alles im Goldglanz der Erwartung ſtrahlt, wenn

hier noch viele Ahnungen, viele Verheißungen um die Stirne mit freundlichem Lächeln ſchweben, ſo haben auf dem zweiten tiefer Gram, heiße Sorgen ihm die Wangen zerfurcht. Das flammende Auge iſt tief eingefallen. Der Mund hat bittere Falten bekommen. Alle Strapazen der mißlungenen Kriege, aller Zorn um verrathene Treue haben ſich in die Züge geſenkt. Es wetterleuchtet förmlich in ihnen.

Ich geſtehe, daß mir die **Pinakothek** in ihrem Aeußern beſſer als die Glyptothek gefallen hat. Ihr römiſcher Rundbogenſtyl hat für das Auge etwas ungemein Wohlthuendes. Eine weite Saulenvorhalle empfängt den Eintretenden. Zwei bequeme Treppen führen in das obere Stockwerk, wo in neun Sälen und dreiundzwanzig Cabinetten nahe an 1300 Gemälde aufgeſtellt ſind. Natürlich können dieſe 1300 Gemälde nicht alle Meiſterwerke ſein, aber vorzüglich iſt doch Vieles, ja man muß einen König bewundern, der der Kunſt ſo große Opfer zu bringen und einen ſo reichen Schatz von Bildern zu ſammeln gewußt

hat. Den erſten Saal füllt mit wenigen Ausnahmen die oberdeutſche Schule. Unter den vielen Bildern fiel mir eine Kreuztragung Chriſti von Dürer (oder Fiſcher) als beſonders vortrefflich auf. Sie beſteht aus einer reichen Gruppirung. Aber immer wandte ich mich von den übrigen Figuren wieder zu Chriſtus, der gedankenvoll, zukunftſchwer die wunderbare Vergangenheit noch einmal überſchauend über ſich das Morgenroth der Erlöſung fühlt und ſtill von der Erde hinauf in den Himmel blickt. Er hat ſich matt gegangen; ſanft ſcheint er ſagen zu wollen: »macht mit meinem irdiſchen Daſein, was ihr wollt. Das was ich ſäete, wird doch aufgehen.« — Die Lebensſchmerzen ziehen, wie Wolken, an ihm vorüber, aber dennoch iſt er traurig, nicht ſeinet-, unſertwegen. Es liegt ein himmliſches Erbarmen auf dieſem Angeſichte, ſo gar keine Bitterkeit, ſondern Nichts als tiefſte Liebe. Ganz anders iſt der Ausdruck eines Chriſtus in der Ehebrecherin von Lucas Kranach in demſelben Saal. Da iſt ſo viel Manier, ſo viel Gezwungenheit, daß

man ſich ganz natürlich fragt, ob dieſer Chriſtus wirklich von Kranach iſt? Hingegen iſt die Ehebrecherin ſelbſt ſehr ſchön, ſehr gelungen. Sie iſt ſo aufrichtig betrübt, ſo ängſtlich um jedes Wort, ſo troſtbedürftig; ſie will wieder gut, wieder treu werden. Sie hat nur auf Vergebung gewartet. Wer die ihr giebt, der erhebt, der reinigt ſie wieder. Im dritten Saal ſind herrliche Bilder von van Dyk und von Rubens. Unter letztere das Portrait eines Franciscanermönchs, das in ſeiner ernſten Stirne, in ſeinem feinen Munde, in den blitzenden Augen eine hohe Natur, ein verklärtes Leben verräth. Der ſechste Saal bringt Bilder von Murillo. Ich habe ſo eine Vorliebe für ihn, daß ich leicht parteiiſch erſcheinen könnte, wenn ich ſage: er iſt wahr durch und durch, ohne Kunſt, weil er der Kunſt nicht bedarf, und doch immer anmuthig, immer graziös. Seine Bettelungen ſind ganz ſo aus ſeinem vornehmen Pinſel hervorgegangen, als er ihnen in Spanien wohl tauſendfach begegnet iſt. Sind's nur Bettelungen, ſo ſind ſie doch lieblich, doch ſchlank; ſie

ſehen aus wie Kinder, die einer beſſeren Race als der angehören, zu der ſie ſich halten müſſen. Schade iſt es, daß in München keine Heiligenbilder von Murillo zu finden ſind. Sein Moſes iſt gewiß das Erhabenſte, was ein Maler je erſann und ausdrückte, er iſt in Spanien. Nun aber ſtehe ich im ſiebenten Saal vor der Himmelfahrt Mariä von Guido Reni. Ja, die ſchwebt wirklich! Die iſt ſo zart, daß ſie auf nichts anders als auf Wolken wandeln, auf Licht oder Morgenröthe treten kann. Und welche liebliche Engel, die um ſie in weißen und grünen Gewändern ſich gruppiren. Das ſind wahre Abgeſandte des Himmels, die in dem zitternden Goldnebel, der die Jungfrau umfließt, ſich heiter bewegen. Roſig iſt das Angeſicht angehaucht, aber doch nur ſo, daß dieſer Anflug weder den ſinnigen Ernſt, noch ihre innere Sammlung, noch den Rückblick auf ſchwere Schickſale verhüllt. Im Einklange damit iſt auch das hellrothe Gewand, das ſich um die zarten Glieder ſchmiegt. Der blaue, in großen, faſt ſchweren Falten herabwallende Man-

tel contraſtirt mit der leichten Drapirung des rothen Gewandes. Das was der Erde angehört, fällt zurück auf ſie. Maria ſelbſt erhebt ſich leicht, umgeben von Glanz, aus Licht und Liebe gewebt.

In den dreiundzwanzig Cabinetten finden ſich theilweiſe ſehr ſchöne Bilder aus der altniederrheiniſchen Schule. Sieben derſelben ſind mit der Boiſſérée'ſchen Sammlung geſchmückt. Im vierten Cabinet befindet ſich der heil. Chriſtoph von Hemmling, einem Schüler von van Eyk. Im fünften iſt der Tod der Maria von Schoorel aufgeſtellt. Das ſiebente enthält ein Portrait von Dürer, von ihm ſelbſt gemalt, das in der That ebenſo ſchön als würdig iſt. Es iſt aber nicht möglich, jedes dieſer Werke zu beſchreiben. Dazu würden jahrelange Studien gehören, auch reichen Worte für Bilder nicht aus. Nur andeuten kann die Feder, nur ausdrücken darf ſie, daß Dieſes ſchön, Jenes unter der Erwartung blieb. Auch hängt mancher Eindruck von vorgefaßten Anſichten, von augenblicklichen Stimmungen ab. So groß oder ſo klein iſt nichts, daß ſich

nicht in Allem etwas dafür oder dawider finden ſollte.

Der ſogenannte Corridor iſt wieder mit Frescogemälden nach Angabe des Profeſſors Cornelius und ausgeführt von Zimmermann, Gaſſen und Anderen geſchmückt. Die erſte Loggia ſtellt den Bund der Kirche mit den Künſten, die zweite die Muſe der Geſchichte u. ſ. w. vor. Die Compoſition aller dieſer dreizehn Logen iſt geiſtreich und ſchön. Die dreizehnte, die die Geſchichte Raphael's vorſtellt, ſprach mich lebhaft an. Raphael als Knabe in ſeines Vaters Werkſtatt, Raphael's Aufnahme in die Schule des Perugino, Raphael, der die Stanzen im Vatican malt, Raphael's Tod. — Da liegt der edle Todte, über ihm iſt ſein letztes Werk, die Transfiguration, aufgeſtellt. Seine Schüler umgeben trauernd das Paradebett. Die Geliebte Raphael's iſt mit allen Zeichen des Schmerzes, mit ausgebreiteten Armen über den Leichnam hingeſunken; ſie ſcheint ihn umklammern, ihn nicht laſſen zu wollen. Man fühlt ſich dieſer Compoſition gegen

über mit unſäglicher Trauer überſtrömt. Jeder, der ein Geliebtes ſterben ſah, wird durch dieſes Bild an dieſen Augenblick erinnert werden, ſo viel Wahrheit iſt darin!

Ordentlich wohl that es mir, aus der Pinakothek heraus in die Erzgießerei zu kommen. Das Auge iſt faſt müde an den Farben geworden; es ſehnt ſich nach Ruhe, und die wird ihm bei den Bronzen oder Marmorſtatuen. Stiglmayer iſt vor wenig Monaten geſtorben. Der letzte Guß, den er leitete, war die jetzt in Frankfurt ſich befindende Goethe-Statue, von Schwanthaler modellirt, und von Stiglmayer ausgeführt. Schon lag der talentvolle Meiſter auf dem Todtenbett, als ihm angekündigt ward: Goethe's Standbild ſei fehlerlos aus den Gluthen des Ofens hervorgegangen. Da lächelte er und ſtarb. »Es war ſeine letzte Freude,« ſagte mir der Inſpector, als wir vor der Goethe-Statue ſtanden. Iſt das nicht ein ſchöner Tod? In ſeinem Berufe ſterben, ernten, was geſäet wurde, das nenne ich ein ſchönes Ende haben. Die Goethe-Statue iſt aber auch

Etwas, über das man eine wahre, eine erhabene Freude empfinden kann. Sie iſt mir beſonders ihrer bas-reliefs wegen vollendet vorgekommen. An der Stellung Goethe's habe ich etwas auszuſetzen. Ich ſah nämlich in Mailand bei Pompeo Marcheſe eine Marmorſtatue, die Particuliers bei ihm für Frankfurt beſtellt hatten, und die er in ſitzender Stellung ausgeführt hat. Dies ſcheint mir dem Goetheſchen Charakter angemeſſen. Ruhe war das Element, in dem er lebte. Ruhige Anſchauung deſſen, was ſich ihm darbot, drückte ſein Weſen, drückt mithin auch die ſitzende Stellung aus. Mit den Standbildern Goethe's, mit denen von Rauch und Schwanthaler, konnte ich mich nicht ſo befreunden. Und doch iſt gewiß dieſer Schwanthaler-Stiglmayer'ſche Goethe das Vortrefflichſte, was ſeit lange geſchaffen worden iſt. Alles iſt ſcharf und gerundet, umfloſſen von der Sonne des Geiſtes, charakteriſtiſch in jedem einzelnen Theile. Da glänzt nichts als der Genius. Goethe ſteht frei da, er beugt ſich vor Niemandem, und achtet doch Alle, nimmt das Leben, wie es iſt,

weder zu hoch, noch zu niedrig, blickt freundlich in's Alltägliche, ernst auf das Große und ist überall ohne Illusion aber voll Poesie. Das hat auch Schwanthaler vortrefflich auszudrücken gewußt. Kein Zug ist ihm entgangen. Keine Nüance hat er unbeachtet gelassen. Dennoch ist mir der Mantel, der herabfließt, der Kranz, den Goethe in der Hand trägt, die Art, wie er steht, nicht ganz recht. Es liegt darin mehr von einem Autor als von einem Dichter. Die Bavaria, die auf der Theresienwiese vor dem Thore aufgestellt wird, ist so groß, daß sie zur Cyklopenarbeit geworden ist. Die Proportionen sind äußerst glücklich getroffen. Aber fürchterlich (d. h. zum Fürchten) bleibt doch ein Frauenzimmer, dessen großer Zeh größer als meine ganze Hand, und deren Arm länger, als ein Flügelmann ist.

In Schwanthaler's Atelier hatte ich eine wirkliche Feierstunde. Ich kann nicht ausdrücken, wie wohl ich mich in dieser schönen Welt, in der ich ganz allein war, fühlte. Da ist nicht allein die Ahnung einer höhern Schönheit, einer größern

Kraft, welche den Menſchen verklären, ſondern da ſind ſie ſelbſt, verkörpert dargeſtellt, angehaucht dieſe Schönheit und dieſe Kraft, von der chriſtlichen, oft von der künſtleriſchen oder der griechiſchen Idee. Da hat die Friſche des Geiſtes herrliche Gebilde hervorgerufen; da ſind aus magiſcher Tiefe Geſtalten emporgeſtiegen, deren Vollendung unausſprechlich iſt. Ich will nur gleich die Nymphe am Eingang nehmen, die für den Grafen Arco beſtimmt iſt. Die iſt ganz mit himmliſchem Reiz übergoſſen, von holdſeliger, faſt rührender Schönheit. Und neben ihr ſteht eine Madonna, die an der Aukirche aufgeſtellt wird und der ſich kein Gemüth ohne Andacht naben wird, denn ſie ruft die ganze Herrlichkeit ihres Urbildes wach. Leuchtend, wenn ſie auch von Stein, iſt ſie ganz warm von Liebe, von Demuth und voll Sorgfalt, weil ſie das Kind mit mütterlichen Händen hält. Sehr ſchön ſchienen mir zwei Tänzerinnen, die der Herzog von Naſſau bei Schwanthaler beſtellt hat. Sie ſind ſo leicht, luſtig und flüchtig, daß

man denkt, bei ihnen ſei nur ſo viel vom Körper da, um der Bewegung eine durchſichtige Hülle zu geben. Was das für liebliche Formen, für kleine antike Köpfe, für allerliebſte Hände und Füße ſind! Schwanthaler geht gar nicht auf den Effect aus, er iſt nur auf die Schönheit bedacht. Er weiß, daß die die wahre Göttin, die wirkliche Beherrſcherin der Erde iſt. Unter den bildenden Künſten, die in einem zweiten Atelier aufgeſtellt ſind, gefiel mir ein Vaſenmaler ausnehmend. Kraft und Ernſt ſind dieſer Statue tief eingeprägt. Das Profil iſt eins von jenen, das man nicht wieder vergißt, voll Zartheit, aber energiſch, der Mund ſo lebendig, daß man ſich fragt, ob der nicht zu ſprechen ſcheint, ob aus dem nicht der warme Athem des Lebens ſtrömen wird. Schwanthaler's Gebilde gehören mit zu den ſchönſten modernen Skulpturen; es wohnt Leben darin, es entwickelt ſich immer die goldbeſchwingte Pſyche aus ihnen. Das ſind keine Statuen, kein unheimliches, verſteinertes Geſchlecht, ſondern immer ſind es lichtvolle Gedanken, die einen Körper

bekommen haben. Die Donaunixe, die für den Fürſten Schwarzenberg beſtimmt iſt, iſt auch ein ſo lichtvoller Gedanke. Sie iſt in liegender Stellung; ihr Haar fließt ſanft von der Schulter hinab; träumeriſch ſcheint ſie dem Quell nachzuſehen, der zum Strom wird. Zwar iſt ſie hingeſunken auf die Erde, aber ſie hat doch eine Ahnung von dem ewigen Licht, das ſie als Aether umgiebt. Sie iſt ernſt, faſt traurig. Die ganze Erſcheinung iſt in ein tragiſches Element getaucht; von Geiſtermelodien umrauſcht, ſcheint die Wirklichkeit ſich bei ihr an dem duftenden Ufer der Poeſie gebrochen zu haben. Schwanthaler vereinigt das Klaſſiſche mit dem Romantiſchen, hat Fülle und Friſche und leidet nicht an jener Schwere der Formen, die ſelbſt den beſten Bildhauern anklebt. Ihm vor Allem iſt Geſundheit zu wünſchen. Daß er ſo krank iſt und mitten in dieſer Krankheit immerfort arbeitet, iſt ein Beweis mehr von dem raſtloſen Genius in ihm, der der Hülle nicht achtet.

So ernſt hatte mich Schwanthaler's Atelier

gemacht, daß mir der Königsbau ganz profan vorkam; ich meine das Innere, denn das Aeußere, das viele Aehnlichkeit mit dem Palaſt Pitti hat, iſt impoſant. Zwar hat auch hier die Kunſt Großes gethan, doch geſtehe ich, daß der Eindruck des Ganzen ein einförmiger, wenn auch bunter war. Die Gemächer des Königs und der Königin ſind ausſchließlich mit Frescomalereien geziert. Wohin man blickt — Fresco. Auf den Treppen, in den Vorzimmern, in den Sälen, nichts als Fresco oder enkauſtiſche Malerei. Dabei überall weiße Möbel mit Vergoldung geſchmückt, die in einem Zimmer ſehr ſchön, in allen aber monoton ſind. Das zweite Stockwerk des Königsbaues iſt dem geſelligen Vergnügen des Hofes gewidmet. Das Erdgeſchoß enthält die noch nicht vollendeten Fresken aus dem Gedicht der Nibelungen, die theilweiſe ſehr viel verſprechen. Der Feſtſaalbau iſt mit enkauſtiſchen Malereien geſchmückt, faßt aber auch die Schlachtengemälde von Peter Heß, Adam u. ſ. w. in ſich. Die drei großen Säle, durch die man zu den Thron-

ſaal gelangt, ſind drei Hauptepochen der deutſchen Geſchichte gewidmet, der von Karl dem Großen, von Friedrich Barbaroſſa und Rudolph von Habsburg. Der Thronſaal enthält die zwölf koloſſalen vergoldeten Erzſtatuen von Fürſten aus dem Hauſe Wittelsbach nach Schwanthaler von Stiglmayer gegoſſen, die zwiſchen zwanzig korinthiſchen Säulen in dem 112 Fuß langen Saal aufgeſtellt, einen grandioſen Anblick gewähren. Noch muß ich der Säle »der Schönheiten« erwähnen, die mit Bildniſſen junger Damen von Stieler geſchmückt ſind, von denen aber viele mir mehr aus Courtoiſie als aus wirklichem Recht ihren Platz unte. den »Schönheiten« gefunden zu haben ſcheinen. Im Ganzen fand ich den Königsbau froſtig. Es iſt in ihm ein Gemiſch von einfachem Sinn, von künſtleriſchem Streben, von poetiſcher Auffaſſung und königlichem Bedürfen, die nicht in einander greifen, ſondern einzeln daſtehen, ſo daß kein rechtes Leben, keine wirkliche Harmonie durch ſie hervorgebracht wird.

Einen wahrhaft erhebenden Eindruck giebt die

St. Maria-Hilf-Kirche in der Vorſtadt Au. Die bunte Dachbedeckung, der reine gothiſche Styl, der ſchöne ſchlanke Thurm machen, daß man ſie überraſcht mit einem frohen Ausruf begrüßt. Tritt man nun in ihr Inneres, ſieht man die Säulen, die in reinſter Form bis an die Wölbung der Spizbogen emporſteigen, die reich gemalten Fenſter, den einfachen Altar, wie frei, wie licht, wie leicht, wie heilig iſt hier Alles! Hier denkt man, hört die Welt auf. Hier fängt der Himmel an. Die religiöſen Ideen haben ihre Zauberkreiſe ausgeſpannt. Man darf zwar nicht an die Dimenſionen eines Straßburger Münſters denken, aber erinnert an ihn wird man doch öfters, beſonders durch die herrlichen Glasmalereien, von denen man wie umſtrahlt und doch wie in ſanfte Dämmerung getaucht wird. An dem Morgen, an dem ich die Aukirche beſuchte, ward das neunzehnte und lezte Bogenfenſter eingeſezt. München hat darin in neueſter Zeit Erſtaunliches geleiſtet, denn nicht allein, daß in der Porzellanfabrik Fenſter, wie die Aukirche zeigt, gearbeitet werden,

die die mittelalterliche Pracht ſchon deswegen übertreffen, weil die Chemie große Fortſchritte gemacht hat; es werden auch jetzt größere Glasmalereien aus einem Stück gefertigt, die bisher noch nirgends aufzuweiſen waren. Ein feſteres Ineinandergreifen, eine correctere Zeichnung machen dieſe Branche der Kunſt zu einer freien, denn da, wo die Größe der Bilder noch eine Zuſammenſetzung der Glastafeln erfordert, geſchieht dies jetzt auf eine Weiſe, die dem Effecte nicht mehr ſchadet, ſondern ſie den Oelgemälden an die Seite ſetzt. Glasbilder aus einem Stück, größer als ein Foliobogen, ſah ich bei Herrn Boiſſérée, der ſo gefällig iſt, nachdem er dem König ſeine Gemälde verkauft hat, nun doch noch dem Publikum einige Copien derſelben auf Glas täglich ſelbſt zu zeigen. Zu ſo einer Aufopferung, zu ſo einer Gefälligkeit iſt auch nur ein Deutſcher fähig, der es ernſt mit der Kunſt meint, in ihr aufgegangen iſt, und eine wahrhaft kindliche Freude an der Freude Anderer hat. Und Freude macht Herr Boiſſérée allerdings, wenn er ſeine ſchönen Beſitz-

thümer in's vortheilhafteſte Licht bringt und dabei auf dies oder das aufmerkſam zu machen weiß. Er hat etwas außerordentlich Wohlwollendes und bewies den Engländern gegenüber an dem Tage, an dem ich bei ihm war, eine unzerreißbare Geduld im Antworten. Unter den Gemälden, die ich ſah, gefiel mir die Verkündigung Mariä von van Eyk und Chriſtoph, der das Jeſuskind durch's Waſſer trägt, von Hemmling am beſten. Gewiß iſt es unmöglich, etwas Jungfräulicheres zu ſehen, als dieſe Jungfrau, der ſo viel Gnade widerfährt. Sie iſt unſterblich ſchön, umgeben von einer Strahlenglorie, die bis in die Seele hineinleuchtet. Ich war ganz davon überwältigt, obwohl ich die Verkündigung ſchon oft, nur nicht auf Glas, in dieſem durchſichtigen Farbenſchimmer, geſehen hatte. Hier nimmt ſie ſich nun wahrhaft verklärt aus. Was das für ein flammender, ſchüchterner Dank, was das für eine wahre ſelige Ueberraſchung iſt, die aus Maria's Geſicht hervorbricht, als der Engel ſich ihr naht und ihr das Geheimniß offenbart. Das

weiche, morgenröthlich angehauchte Antlitz iſt etwas vorgebeugt. Die Hände haben ſich wie zum Gebet gefaltet. Blumenzart iſt ſie und weil ſie ſo iſt, nimmt ſie ſich auch ſo herrlich im Schmuck der Glasfarben aus. Der fromme Chriſtoph, der das Jeſuskind ſich auf die Schultern geſetzt hat, ſteht auf ſeinen Stab geſtützt im Waſſer, das ihm bis zu den Knien reicht. Er ſcheint weiter ſchreiten zu wollen und nur jetzt eben hat er einen zagenden, überglücklichen Athemzug gethan, denn er weiß, welch ein Schatz ihm anvertraut iſt, deswegen auch hat er etwas wie eine glühende Extaſe im Geſichte. Und das Kind? Es iſt ein ächtes Jeſuskind, voll Grazie, voll Sinnigkeit, voll Träumerei, die großen ſeelenvollen Augen mit ewiger Gewißheit gefüllt. Und dabei iſt das Waſſer in dem Bilde ſo durchſichtig, der Himmel iſt ſo blau, daß man den Wellenſchlag am Ufer und das ferne Weben des Windes, der die Wolken jagt, hört. Weit weniger als dieſe beiden Bilder von Boertel, der nun auch geſtorben iſt, ſprach mich die Himmelfahrt nach Guido

Reni von Scherrer an. Die Töne ſind hier zu hell, die Farben zu grell. Weicher war die Sixtiniſche Madonna gehalten. Der Brennproceß bei dieſen Kunſtwerken ſoll ſehr ſchwierig ſein, denn jede Glasplatte muß neunmal den Brennofen durchgehen, um die Farben feſt zu ſchmelzen, und da geſchieht es denn nicht ſelten, daß die Platte zerſpringt. Ein Verſuch, Landſchaften auf Glas zu malen, den Herr Boiſſerée vorzeigte, ſchien mir nicht gelungen.

In der Baſilika zum heiligen Bonifacius konnte ich mich, ehrlich geſagt, der vielen Gerüſte wegen, die theils für die Bauten, theils für die Frescomalereien errichtet waren, nicht zurecht finden. Die Ludwigskirche im mittelalterlich italieniſchen Styl gebaut, iſt fertig. Durch zwei fortlaufende Frieſe von Laubwerk theilt ſich die ganze Façade von unten nach oben in drei Theile, in eine Vorhalle, in fünf Niſchen mit den koloſſalen Statuen: Chriſtus und die vier Evangeliſten von Schwanthaler, und endlich in eine große Roſette. Auf der Spitze des Giebels

erhebt sich ein Kreuz. Das Dach ist musivisch, wie das der Aukirche mit bunten Ziegeln bedeckt. Das Innere macht einen stillen, ruhigen Eindruck. Nur der Altar und die Kanzel kamen mir außer aller Harmonie, sehr gedrückt und sehr klein vor. Das jüngste Gericht von Cornelius dient als Altarbild. Die Figuren daran sind kolossal. Cornelius scheint sich das Bild, das Matthäus und die Apokalypse vom jüngsten Gericht entwirft, als Muster genommen zu haben. Da aber bei einem so ungeheuern Bilde, mit so viel hundert Figuren, eine gewisse Ordnung, oder vielmehr für den Beschauer sichere Stützpunkte nöthig waren, so hat Cornelius seinem Werke drei Haupttheile einverleibt. Der erste ist: Christus mit den Seinen im Himmel; die zweite, die Seligen zur Rechten Christi; der dritte, Christus, die Verdammten zur Linken. Christus hat den hohen Ernst, den majestätischen Frieden, die großartige Gerechtigkeit, die durch alle seine Thaten geht. Alles, was biblische Verheißungen aussprechen, alles Sehnen, Streben,

Hoffen und Erwarten wogt in diesem Bilde auf und ab. Zwischen den Verdammten herrscht vielleicht mehr Poesie, als zwischen den Seligen. Hier ist brennende Lockung nach verbotenen Genüssen; Unmöglichkeit der Befriedigung, namenlose Entmuthigungen, große Verzweiflungen stehen auf jedem Gesichte geschrieben, indeß die Schaar der Seligen sehr wohlgemuth, sehr heiter aussieht. Frappant ist es, daß unter Letzteren sich der König Ludwig befindet; frisches Gras, das zu seinen Füßen wächst, scheint anzudeuten, daß er dem Leben noch angehört. Cornelius hat sich in diesem Bilde und in der Ausschmückung der Kirche ein schönes Denkmal gesetzt. Er mag überhaupt wohl als Derjenige anzusehen sein, der der neueren Kunst einen klassischen Aufschwung gab. Wie er sich frei von aller Manierirtheit hielt, so war es auch die höchste Angelegenheit seines Lebens, der Kunst vermittels ernster Studien einen neuen Aufschwung zu geben. Sein eminent schaffender Geist, seine reine poetische Richtung, ja selbst eine tüchtige philosophische Grundlage kamen ihm da-

bei zu Hülfe, so daß er schon vor längerer Zeit in Rom durch dort ausgeführte Frescogemälde sich einen großen Ruhm erwarb. Nicht zu leugnen ist aber, daß sein Talent erst dann zur vollkommenen Entwicklung kam, als er in der Glyptothek und in der Ludwigskirche ein würdiges Terrain für seine gigantischen Compositionen fand. Hier konnte er den in ihm wohnenden religiösen Ideen eine hohe poetische Färbung, eine Würde und Ueberlegenheit geben, die ihm den ersten Rang unter den lebenden Künstlern anweis't. Seine glühende Seele hat sich wirklich ganz frei von dem Schaum- und Flitterwesen gemacht. Er glaubt an eine Götterwelt im Menschen, er schafft ihr Raum, er bricht ihr Bahn. Zwar malt er zuweilen wie ein leidenschaftlicher Mensch, aber seit Christus seine Apostel in die Welt geschickt, hat wohl selten Einer mit diesem Feuer der Gedanken, mit dieser Macht der Ideen, wie Cornelius in Bildern über Religion geredet.

Da ich das Glück gehabt habe, den Herzog von Leuchtenberg persönlich zu kennen, so war

mir sein Bild von Stieler in der Leuchtenbergischen Gallerie desto ergreifender. Es stellt ihn ganz so dar, wie er mir im Gedächtniß geblieben ist, als einen freien, höchst edeln, von ernster Thätigkeit gereiften Mann. Zwar mochte er die Leidenschaften der Menschen, ihre Bestrebungen in kleinlicher Hinsicht kennen, aber er selbst war nur den besten Gefühlen und jener Ueberzeugung anheim gefallen, daß nichts zum ruhigen Anschauen als das Gerettetsein aus jenem wellenschlagenden Meer der thörichten Wünsche führt. Dabei schmückte ihn die Krone geistiger Bildung, jene Krone, die nie vom Haupte fällt. Wie er so dasteht in seinem Bilde, war es mir, als wenn er selbst aus dem Rahmen hervorträte. Das war das Wohlwollen, das das blitzende Urtheil, das die Bitterkeit, das die Süßigkeit des Lebens, die mit Feuerschrift auf dieses schöne, jugendliche Antlitz geschrieben sind. Und dabei hat das Ganze etwas so Mildes, so Lichtvolles, daß ich mich von diesem Bilde hinweg mit Schmerz zu der Todtengruft in der Michaelis-Hofkirche

mit dem Gedanken wandte, warum denn das Große, das wirklich Gute so unwiederbringlich dem Tode und oft so viel früher als Anderes geweiht sei.' Geheimnißvolles Schweigen empfing mich, als der Küster die schwere Kirchenthüre öffnete. Einen Augenblick darauf stand ich an der Stelle, wo der Sarg hineingesenkt, an dem Ort, wo Eugen Beaubarnais seinen letzten Schlaf schläft. Wie war doch dieser Augenblick so einzig! Wie drängte es mich, neben diesen Todten in die Knie zu sinken, hier einen langen, wehmüthigen Blick auf menschliche Schicksale zu werfen. Was ist aus dieser Dynastie geworden! Napoleon's Hülle ist von St. Helena fortgeführt, und bei seinen Invaliden beigesetzt. Sein Sohn, der Herzog von Reichstadt, liegt einsam in Wien. In Malmaison ruht Josephine. Lätitia schlummert in Rom. Von allen Brüdern und Schwestern lebt nur noch Jerome und Ludwig. Auch Hortense ist todt. So durchwebt die Gegenwart mit Gräbern ist, so glänzend, so festlich, so rege war die Vergangenheit, die jetzt nur noch wie mit

Geiſtermelodien zu uns ſpricht. Und dennoch — kann man ſie beklagen? Ihnen haben höhere Schickſalsgenien gedient. Vor Allen Eugen Beauharnais, der ſich immer gleich blieb, und aus deſſen Leben nichts als edle Thaten keimten. Das empfindet man auch wieder an ſeinem Grabe, an dieſem von Thorwaldſen ihm gefertigten Denkmal. Edel und groß ſteht die Geſtalt in Marmor da. Allen Schmucks entkleidet, die verſchloſſene Grabesthür hinter ſich, blickt Eugen, den Lorbeerkranz in der Hand, auf die Krone und das Schwert, die zu ſeinen Füßen liegen. Die Muſe der Geſchichte ſchreibt ſeitwärts ſeine Thaten auf. Zu ſeiner Linken halten ſich die Genien des Todes und der Unſterblichkeit umſchlungen. Ja wohl iſt er unſterblich, unſterblich in ſeinen Thaten, im Andenken derer, die ihn gekannt, unſterblich ſelbſt in dieſem Denkmal, das Liebe und Poeſie geſchaffen haben. Das tröſtet, das erhebt, das endet die ſchmerzenden Zweifel durch den feſten Glauben, daß nicht Alles zu Staub wird. Und im Grunde, worüber klagen, warum ſorgen wir uns?

Iſt nicht Alles, ſo wie es iſt, gut, das Leben wie der Tod? Enden nicht unſere kurzen Freuden und unſere langen Schmerzen? Wiſſen wir nicht mit Beſtimmtheit, daß das, was uns heute mit Fiebergluth überſtrömt, über ein Jahr von etwas ganz Entgegengeſetztem verdrängt ſein wird?

Den wohlthuendſten Eindruck, den ich von München mitnahm, war mein Beſuch im Kaulbach'ſchen Atelier. Ich hatte mir das vorſätzlich bis ganz zuletzt aufgeſpart: ich hatte mir geſagt: »wenn du müde von all' den verſchiedenen Eindrücken ſein wirſt, von den vielen Kunſtwerken, den vielen Kirchen, den vielen Fresken, dann gehe zu Kaulbach, bei dem ruhſt du dich aus, bei dem wirſt du dich erfriſcht, erquickt fühlen.« Es war Nachmittag. Ich fuhr ſchnell durch die etwas öden Straßen zum kleinen, ſehr unſcheinbaren Atelier, das im Freien liegt. Es mochte fünf Uhr ſein. Kaulbach war nicht mehr da. Ich bedauerte das, weil ich ihn gern perſönlich geſehen, aber begriff auch, daß der Beſuch der vielen Fremden ihm läſtig ſein muß, und er ihnen oft

aus dem Wege geht. Dafür läßt er ja dem Publikum seine Bilder, und die sind er selbst, mit der genialen Production, mit der überreichen Phantasie, mit dem geläuterten Geschmack. Hervorgegangen aus Cornelius Schule, wie dieser von der Kunst mit heiligen Feuern durchglüht, hat Kaulbach, nachdem er sich viele Jahre der Fresco- und enkaustischen Malerei gewidmet hatte, seit jetzt fast zehn Jahren die Oelmalerei ergriffen. Und wahrlich, er hat Recht gethan! Wenn primitive Frische und Fülle, wenn Vereinigung von Kunstfertigkeit, von höherer Eingebung, Begeisterung, Reinheit des Gedankens sich zu einem Ganzen mischen, dann hat der Künstler nur die Aufgabe, das, was er in sich trägt, einfach und wahr wiederzugeben. Gleich beim Eintritt in's Atelier fallen die Blicke auf die Zerstörung Jerusalems durch Titus, die die ganze hintere Wand füllt. Das ist eine neue Welt, da erblicken wir einen geheimnißvollen Geist, der sich in die Elemente der Kunst taucht, eine Schwermuth, ein tiefes Seelenleben, das die Bewegung nicht hemmt, aber

regelt. Vortrefflich ist der ewige Jude seitwärts mit allen Zeichen der Verzweiflung, recht im Contrast mit dem Hohenpriester in der Mitte, der umwebt von langen Luftstreifen, von goldenen Sonnenanflügen, Alles überragend wie ein Symbol der Christenheit dasteht, und sich und den Seinen freiwillig den Tod giebt. Ein Maler, der nichts als diese grandiose Composition gemalt hätte, mußte berühmt werden, denn die Figuren sind mit einer so bewunderungswerthen Leichtigkeit hingezaubert und ihr Eindruck ist so gewaltig, daß daraus allein schon das Genie hervorblickt. Einerseits tritt die biblische Bedeutung, andererseits die Macht des Irdischen hervor, aber eine Vorstellung von der Handlung, die hier pulsirt, von der Gewandtheit des Künstlers, der das Heterogenste in ein harmonisches Ganzes zu zwingen wußte, hat doch nur der, der es gesehen, und diese Einfachheit, dieses Charakteristische, dieses Eigenthümliche angestaunt hat. Von diesem Bilde links steht der König Ludwig im Ordenskleide, ganz schwarz und einfach, aber sehr lebendig, sehr

einnehmend, mit einem Ausdruck innern Werthes und äußerer Würde, und rechts hat Kaulbach das große Bild seines ungarischen Freundes angelehnt. In dem Bilde weht ein linder Geist; in dem ist nirgends eine Spur von Absichtlichkeit, sondern jeder Zug ist wahr, ernst und sinnig. Wie ein Lebender steht der edle Mann in seinem faltenreichen Mantel vor uns; er ist groß und stark von Gestalt; das mächtige, geistreiche Auge blickt unter schönen Augenbrauen hervor, der Mund lächelt wehmüthig. Man kann nicht umhin, zu glauben, es sei hier ein ungewöhnliches Schicksal vorübergegangen, und doch ist ein glückliches, nicht zu verkennendes Gleichgewicht in dem Gesicht, daß man hinterher denkt, das Gemüth habe sich von seinem Schicksal losgerungen, und sei in lichtere Regionen getreten. — An der Erde trocknete ein kleines, allerliebstes Mädchengesicht mit einem Strohhut, den ein Band schmückt. Das Bild ist wunderschön. Es hat einen verschleierten, schelmischen und doch gutmüthigen Blick; alle

Grazien der Kindheit, neben der wirklichen Schönheit, die nachläſſige Haltung neben großen träumeriſchen Augen. Und gewiß weiß dies kleine, liebe Mädchen von keinem Gram, von keiner Zukunft, denn es iſt von engelhafter Heiterkeit überhaucht, ſo harmlos und ſo zärtlich!

Ein kleiner Carton, der die Hunnenſchlacht darſtellt, die Kaulbach für den Grafen Raczynski im Großen ausgeführt hat, hing im zweiten Zimmer. Er gab mir eine Idee von dieſer grandioſen Compoſition. Lieber aber ſah ich mich unter den Studien und Skizzen, unter den humoriſtiſchen Zeichnungen von Reineke Fuchs, unter ſo Vielem um, das den geiſtreichen Künſtler in ſeinen ſtillen und lauten Gedankengängen verräth. Und ſo verließ ich endlich, nach langem Hin- und Herſchauen, eine Werkſtatt, von der man mit Wahrheit ſagen kann: »in der wohnt der Genius. Aus der werden noch große Dinge hervorgehen, werth, durch keine Epoche der Verkennung

oder der Gleichgültigkeit hindurch zu müſſen.- Giebt es doch Dinge, bei denen uns das Herz zittert in Freude, bei denen wir beſſere Gedanken, höhere Anſicht haben, und zu dieſen Dingen gehört Kaulbach's Atelier in München.

Po. germ.
189 bv
(1

Lützow

BESCHENK

Novellen

von

Therese. v. [illegible]

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1849.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

In dem Augenblick, in dem ich für immer der literariſchen Thätigkeit entſage und meinen Leſerinnen dieſe geſammelten Novellen als Abſchiedsgruß darzubringen wage, drängt es mich, allen Denen zu danken, die mit theilnehmendem Auge meinen Beſtrebungen, meinen Schöpfungen und ſomit meinem Leben gefolgt ſind.

Das Schaffen des Dichters iſt ein Spiegelbild ſeiner eigenen Entwickelung. So war auch für mich das Hauptmoment meiner Schriften jenes Ringen nach Wahrheit, jenes Streben nach Einheit, welches mir Kraft gab, das Beſte in mir darauf zu richten, einig in mir zu werden.

In eine neue Lebensphaſe eingetreten, entſage ich meinem Vaterlande. Ich kann nicht ſcheiden, ohne Bitte um theilnehmende Wünſche als freundliche Begleiter nach dem fernen Indien; ich will nicht von dannen gehen, ohne Dank für Diejenigen, deren nachſichtiges Urtheil mir die frühern Wege ebnete. Das Schickſal kann den Menſchen gewaltſam von der bekannten Scholle losreißen und ihn in ferne Zonen führen, aber es darf nicht die Erinnerung an das gewordene Gute auslöſchen. Dieſe Erinnerung nehme ich nach dem neuen Welttheil. Sie ſoll den Zuſammenhang bilden zwiſchen der verklungenen Vergangenheit und der unbekannten Zukunft.

Hamburg, im September 1849.

Thereſe.

Inhalt.

Seite

Sigismund 1

Ein Stillleben 225

Sigismund.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

1.

In der vollſten Mittagshitze eines ſchönen Sommertages rollte ein bequemer Reiſewagen aus einem Seitenwege voll Schatten und Einſamkeit auf die breite Landſtraße. Hinter dichtem Eichengehölz zitterte der leicht ſich aufkräuſelnde Rauch eines Meiergehöfts. Ein Kirchthurm ſchoß in weiter Ferne aus der Tiefe empor. Dazwiſchen lagerte ſich ein Städtchen mit reinlich gehaltenen Häuſern, vor denen ein Fluß luſtig vorüberrauſchte. Der Kirchhof lag ſeitwärts. Eine Brücke war über zwei Hügel geworfen. Der unſcheinbare Quell, der ſich zwiſchen ihnen durchdrängte, trieb klappernd eine rechts im Thal gelegene Mühle. Nichts glich der Ruhe, welche über die Landſchaft ausgebreitet war.

Der Ueberfluß, die eingebildeten Bedürfnisse schienen hier fern zu sein. Alles war einfach und heiter. Man konnte zwischen den wallenden Kornfeldern wandern, vor den aufgestellten Crucifixen stehen bleiben, in Kapellen treten, auf deren Altären ewige Lampen brannten, selten daß ein Landmann, der schweigend vorüberzog, sich nach dem Wanderer umblickte, ein Schäferhund bellte oder flachsköpfige Kinder hinter dichten Hecken neugierig hervorlugten.

Als der Reisewagen, der wegen der schönen Jahreszeit aufgeschlagen war, auf die Landstraße bog, sah ein freundliches Mädchen mit einnehmenden Gesichtszügen daraus nach dem Seitenwege zurück, seufzte und sagte zu ihrem Begleiter, der ihr Bruder war: Wie viele glückliche Tage und Stunden haben wir in dieser Waldeinsamkeit verlebt und wie schwer ist es mir geworden, mich von ihr zu trennen!

Auch mir ist es nicht gleichgültig gewesen, das kleine Gut unserer verstorbenen Aeltern zu verlassen, entgegnete Wilhelm von Born, der mehre

Jahre älter als ſeine Schweſter Ida war. Ich habe dort gern einige Monate verlebt, wo ich meine Kindheit verbracht und dich theilweiſe erzogen habe.

Mit der Erziehung, die du mir angedeihen ließeſt, war es eben nicht weit her, bemerkte Ida lächelnd. Hätte ich nicht die gute, wenn auch etwas ſtrenge Mutter gehabt, es wäre mein Lebtag nichts Ordentliches aus mir geworden.

Da ſehe man die Undankbarkeit! rief Wilhelm. Warſt du nicht meine Beſchäftigung, mein Beſitzthum, bis ich die Univerſität bezog? Willſt du mir den Glauben nehmen, daß ich auf dich eingewirkt, dich wie ein Kind geliebt und bewacht habe?

Du biſt engelsgut gegen mich geweſen, lieber Bruder, ſagte Ida bewegt. Wie oft haſt du mich auf dem See umhergerudert, mich den Namen der hochaufgeſchoſſenen Waſſer- und Wieſenblumen gelehrt . . . .

Wie oft deinen Schlummer bewacht, wenn du, von unſern Gängen müde, dich aufs Moos ſtrecktеſt und ich, neben dir ſitzend, die Inſekten ab-

wehrte, fiel Born ein. Alles das gilt in deinen Augen nicht für Erziehung? fragte er neckiſch.

Für Liebe gilt es, entgegnete Ida lebhaft, für reine, hingebende Liebe, die ich nie genug anerkennen und erwidern kann. Gegen „die Erziehung" proteſtire ich jedoch. Erſt nachdem du das Haus verließeſt, ward an meinen Unterricht gedacht.

Hätte es von mir abgehangen, brummte Born, du hätteſt nichts weiter als Leſen, Schreiben und Rechnen gelernt.

Viel mehr iſt es ja ohnedies nicht geworden, bemerkte Ida.

Es iſt ſo viel geworden, eiferte Born, daß du leicht deinen künftigen Mann wirſt überſehen können.

O den . . . ſagte Ida ſchmerzlich, ſtockte und blickte auf die Landſtraße hinaus.

Haſt du gegen ihn etwas einzuwenden? fragte Born raſch.

Nein, entgegnete ſie betroffen. Gegen ihn kann ich nie etwas haben, aber die Verhältniſſe, unter denen ich mich verheirathen ſoll, wünſchte ich mir doch anders.

Subtilitäten! entgegnete Born freundlich verweisend. Du achteſt deinen Verlobten. Er liebt dich. Der langjährige, ſchon von unſern Aeltern geführte Proceß kommt durch deine Heirath zu Ende. Du haſt die Nothwendigkeit dieſer Verbindung einſehen lernen und klagſt und ſeufzſt wie über ein Unglück.

Ich hatte auf eine Heirath aus Liebe gehofft.

Danke dem Himmel, daß du nur aus Freundſchaft, nicht aus Liebe heirathеſt, entgegnete Born nicht ohne Heftigkeit. Die großen Erwartungen, die du bei deinem excentriſchen Charakter von einer Ehe aus Liebe hegen würdeſt, gingen doch nimmermehr in Erfüllung.

Der Wunſch, ſich Dem, dem man gehört, mit heißer Liebe hinzugeben, iſt nicht excentriſch, entgegnete Ida ſichtbar empfindlich über Das, was ihr Born über ihren Charakter geſagt hatte.

Haſt du nicht mich? rief er zärtlich. Kannſt du nicht auf mich rechnen, kleine Schweſter? Erinnere dich eines Ganges auf die Berge, den wir vor langen Jahren zuſammen machten, wo du,

zartes Kind, Erdbeeren ſuchteſt und immer höher hinauf, zuletzt in eine ganz unwirthbare Gegend ſtiegſt. Der Himmel hatte ſich umzogen. Ehe wir's uns verſahen, brach Regen und Sturm über uns ein. Da nahm ich dich in meine Arme und trug dich vorſichtig den glatten, von der Näſſe ſchlecht gewordenen Weg herunter. Der dicke Angſtſchweiß ſtand mir auf der Stirne und doch war ich glücklich, denn ich beſchützte dich.

Und nicht wahr, entgegnete Ida freudig, du wirſt mich, wie damals den ſteilen Pfad hinab, auch ferner halten? Ich bin thöricht, nach einer andern Liebe als der deinen zu verlangen.

Sie drückte ihm die Hand, ordnete die lang herunterfließenden Locken unter dem Hute, blickte auf und rief, angenehm überraſcht: Ueber das Plaudern habe ich nicht bemerkt, daß wir ſchon ganz nahe am Ziele unſerer Reiſe ſind. Wie hübſch das nette Fabrikſtädtchen zwiſchen dem Gehölz hervorſieht. Da wird es ſich ſchon ein paar Tage angenehm wohnen und die Papiere für unſern Proceß in Richtigkeit bringen laſſen.

Der Weg hatte ſich verengert. Ein blühender Jelängerjelieberzweig, der von einer ſchön gezogenen Hecke herunterhing, konnte von Ida erfaßt und abgebrochen werden. Indem ſie ihn zum Strauß grdnete, verlor ſich ihr Auge immer mehr in die freundlichen Anlagen des betriebſamen Städtchens. Die Sonne goß ihr hellſtes Licht bis in die tiefen Schatten der Bäume. Die Inſekten ſchwirrten. Die Käfer arbeiteten im Sande. Die Frösche, vom Grün des Smaragds umfloſſen, hüpften in den Gräben. Welch eine liebliche Welt voll Duft und Farbe! Wie geſchwätzig das Waſſer über den lehmigen Boden floß und ſich an ihm reinigte, das Moos und die langen, bandartigen Gräſer anfeuchtete und luſtig über Kieſel, von muthwilligen Kindern hineingeworfen, ſprang.

Jetzt fuhren die Geſchwiſter in das Thor. Der Eine blickte rechts, die Andere links. Ueberall weißangeſtrichene Häuſer mit rothen Dächern, von Blumengärten umgeben, ſodaß das Ganze mehr einer Reihe von Landhäuſern als einer Straße glich. Einige Wohnungen hatten eine, andere zwei

Etagen. Hier und da sah man einen Balkon mit Blumen geziert, grün angestrichene Bänke vor den Thüren oder hübsch gezogene Lauben, die sich seitwärts an die Mauern lehnten. In einer derselben saß ein junger, etwas blasser Mann. Da er eifrig las, sah er nicht auf, als der Wagen dicht an ihm vorüberrollte, aber Born, der ihn bemerkt hatte, beug sich hastig heraus und fragte, zu Ida gewandt: Hast du den jungen, schwarzgekleideten Mann in der Laube bemerkt?

Flüchtig! entgegnete sie träumerisch, indem sie mit einiger Beklemmung an die verwickelten Umstände ihres Processes dachte.

Das ist, wenn mich nicht Alles täuscht, mein Universitätsfreund Sigismund, rief Born. Wie kommt der hierher in diese Fabrikstadt?

Ida, von der Ankunft zerstreut, antwortete nicht.

Jetzt hielt auch der Wagen vor dem ungewöhnlich elegant gebauten Gasthof stille und der Kellner fragte, mit der Serviette in der Hand, nach den Befehlen der Herrschaft.

Zwei Stuben für uns, rief Born, ſprang aus dem Wagen, hob Ida heraus und eilte hinauf in die angewieſenen Zimmer. Dann ließ er ſich die Speiſekarte geben, beſtellte das Eſſen und fragte nach dem Doctor Sigismund Hallig, den er im Hereinfahren bemerkt zu haben glaubte. Allein der Kellner war fremd im Städtchen, war erſt ſeit einigen Wochen hier in Dienſt getreten und konnte nicht Beſcheid geben. Ungeduldig ſetzte ſich Born zu Tiſche, kaute an einer harten Kalbscotelette und zu groß gewordenen Erbſen, brummte, warum in den Wirthshäuſern beſtändig auswärtige und nie Kellner aus dem Orte ſeien, ſprang auf, ſchellte ſeinem Diener und ſagte: Fritz, du erinnerſt dich gewiß meines Univerſitätsfreundes Hallig. Gehe einmal die Straße herunter, denſelben Weg, den wir gefahren ſind. Ich habe einen jungen Mann in einer Laube ſitzen ſehen, der ihm merkwürdig ähnlich ſieht. Erkundige dich, ob das der Doctor Hallig iſt. Eile dich ein wenig, ſetzte er freundlich hinzu, du weißt, daß ich das Warten nicht leiden kann.

Fritz war aus der Thür hinaus und Ida bemerkte mit sanfter, liebevoller Stimme, indem sie den Salat machte: Eigentlich bist du ein verwöhntes Weltkind, lieber Wilhelm! Du kannst nicht warten, die Zimmer sind dir nicht schön, das Essen nicht gut genug . . . .

Weil mich das prahlerisch aussehende Gasthaus zu großen Ansprüchen berechtigt und ich es abgeschmackt finde, viel zu scheinen und wenig zu sein. Wenn ich in eine Bauernhütte trete, verlange ich keine Trüffelpasteten, aber in einem sogenannten Hotel will ich behaglich aufgenommen werden.

Rechnest du den Garten mit der weitreichenden Terrasse und den blühenden Bäumen für nichts? fragte Ida freundlich.

Die erfreut mir das Auge, nicht den Gaumen, entgegnete Born, der sich mit einem Rebhuhn zu beruhigen anfing. Da polterte es auf der Treppe. Fritz riß die Thüre auf, sprang ins Zimmer und rief ganz außer sich: Ja wohl, ja wohl, gnädiger Herr, es war der Doctor Sigismund, der in der Laube saß. Als er mich gewahr wurde, weinte

er vor Freude. Er kommt mir auf dem Fuße nach, ſieht aber lange nicht mehr ſo friſch als auf der Univerſität aus. Das hat er vom vielen Studiren.

Wilhelm war aufs freudigſte erregt und Fritz gerieth tiefer ins Plaudern. Ja ſonſt, ſagte er, da ritt der Herr Sigismund mit dem gnädigen Herrn ſpazieren. Ihre beiderſeitige Geſundheit ward berückſichtigt, verſteht ſich, weil ich dabei war. Jetzt wird er wol den ganzen Tag in den Büchern ſitzen, ſich keine Bewegung machen . . . .

Das wollen wir gleich ſehen, ſagte Born und ſtand ungeduldig auf, indeß Ida den Hut ergriff und ſich zum Gehen ins Nebenzimmer anſchickte. Während du dich mit Sigismund ausſprichſt, beſehe ich die Terraſſe, bemerkte ſie, reichte ihm die Stirne zum Abſchiedskuſſe und ſchlüpfte in dem Augenblicke durch ihr Zimmer in den Garten, als Born Sigismund entgegenjubelte, ihn ein über das andere Mal umarmte und ſich nicht ſatt an ihm ſehen konnte. Auch Sigismund war ſehr erfreut, doch trug ſein Weſen mehr den Ausdruck einer ſanften Traurigkeit. Sein Geſicht, das ausgezeich-

net, ſtatt regelmäßig ſchön war, wurde von dem blonden Haar nachläſſig eingerahmt. Es war eben ein Gelehrter, ſtark im Wollen, zart in der Organiſation. Der reinliche, aber einfache Anzug bewies untergeordnete Verhältniſſe. Die etwas zerzauſte Halsbinde, ohne regelrechten Knoten, deutete eine gänzliche Abweſenheit von Gefallſucht neben träumeriſchen Gewohnheiten an. Der bereits abgetragene graue Hut gab der Erſcheinung einen Anſtrich von Kleinſtädterei, der freilich mit dem eleganten Born ſeltſam contraſtirte. Dieſer hatte Sigismund auf der Univerſität unter ſeine beſten Freunde gezählt, ſich nach einem Jahre von ihm getrennt, ihm ein- oder zweimal geſchrieben, ihn dann aus dem Geſichte verloren und fand ihn jetzt, zu ſeinem Erſtaunen, in der zufällig von ihm beſuchten Fabrikſtadt wieder.

Nach den erſten ſtürmiſchen Begrüßungen und nachdem ihn Born neben ſich auf das Sopha gezogen hatte, ſagte er: Wie geht es dir? Was machſt du in dieſer Stadt? Welche Plane haſt du für die Zukunft?

Sigismund blickte ihn mit seinen großen Augen ernst an, seufzte und antwortete mit einer nach Fassung ringenden Stimme: Es geht mir erträglich, lieber Born! Ich bin Oberlehrer am hiesigen Gymnasium und habe . . . mein Auskommen.

Oberlehrer? fragte Born bestürzt und es war ihm, als wenn er sich verhört habe. Du, Oberlehrer? Du, in dem ich einen künftigen Staatsmann, einen Menschen sah, der eine wichtige Carrière zu machen hatte? Wie bist du zu diesem Wechsel gekommen? Du hattest ja Jurisprudenz studirt? Alles staunte deine Anlagen, deine tiefen Studien, deinen eisernen Fleiß an. Was hat dich zu dieser Aenderung deiner Entschlüsse bewogen?

Es entstand eine kleine Pause, in der Sigismund mit seinem grauen Hute spielte, dann antwortete er: Ich bin Lehrer in meiner Geburtsstadt geworden, weil ich gleich einen Gehalt von 250 Thaler beziehen, freie Wohnung, freies Holz bekommen konnte und . . . .

Ich begreife diese Philisterei nicht, unterbrach ihn Born. Ich habe dich als einen hochstehenden

Jüngling gekannt, dem die Welt offen war, der seinem Vaterlande dienen, seinen Anlagen entsprechen sollte, und finde dich verändert, ja ich muß sagen, geknickt als Lehrer wieder!

Er war aufgesprungen und ging durchs Zimmer. Sigismund fuhr sich mit der Hand über die Stirne und sagte sanft: Du hast wahrscheinlich vergessen, daß ich schon als Primaner ein Verhältniß mit einem hiesigen Mädchen angeknüpft hatte, daß wir uns, so lange ich auf der Universität war, schrieben und daß ich jetzt Ernst machen und heirathen muß.

Heirathen? rief Born, indem er vor Schreck zusammenfuhr und Sigismund starr ins Auge blickte. Du willst heirathen, du mit deinen Aussichten auf Carrière, mit der Nothwendigkeit, dich auf Reisen auszubilden, bei deiner Jugend? Denn wie alt bist du, Sigismund, doch wol nicht über drei oder vierundzwanzig Jahre?

Ich bin vierundzwanzig Jahre, entgegnete Sigismund gelassen.

Du bist vierundzwanzig Jahre und willst hei-

rathen, ſagte Born, indem er ſich neben Sigismund auf das Sopha zurückwarf. Das nenn ich toll ſein. Beſinne dich doch auf deine Plane, auf Das, was wir hundertmal mit einander beſprochen und ausgemacht haben. Paßt dazu die Ehe, ein verblühtes, vielleicht ein armes, ungebildetes Mädchen, mit dem du ein halbes Dutzend Kinder zeugen, dich in Nahrungsſorgen ſtürzen, dich elend machen wirſt? Das iſt ja Wahnſinn, iſt ein an dir ſelbſt begangenes Verbrechen.

Ich habe mir das zuweilen ſelbſt geſagt, entgegnete Sigismund mit leicht gerötheten Wangen und arbeitender Bruſt. Ich habe mir in ſtiller Stunde zugerufen: das iſt nicht dein Weg; auf dem gehſt du unter. Aber was iſt zu machen? Ich habe Sophien mein Wort gegeben; ſie hat meinetwegen einige annehmbare Partien ausgeſchlagen . . . .

Bah, bah, bah, fiel ihm Born ärgerlich in die Rede. Das machſt du mir nicht weis. Die Mädchen bilden ſich ſammt und ſonders ein, daß ſie ſich für eine gangbare Waare ausgeben müſſen.

Aber blicke nur um dich. Wer verheirathet ſich denn? Drei Viertel der Mädchen iſt verdammt, alte Jungfern zu werden. Es liegt an der Uebervölkerung, an dem ſteigenden Luxus, an unſern verkehrten Zuſtänden. Wenn dann ein ſo bejammernswerther Primaner kommt und eine rothbackige Blondine verſtohlen küſſen will, auch an nichts als an das unſchuldige Küſſen denkt, ſo heißt es gleich: aber Sie heirathen mich doch? Und ehe es ſich der junge Menſch verſieht, miſchen ſich die Aeltern und beſonders die Mütter in die Sache und bohren ſich ſammt dem heirathsluſtigen Mädchen ſo tief ein, daß der Primaner nicht wieder loskann, ſeine Zukunft opfern und eine Braut heirathen muß, die in den drei Univerſitätsjahren gänzlich verblüht iſt und fühlen ſollte, daß ſie nicht mehr zu dem jugendlichen Manne paßt, ſie, die ſich an ihm mit ihrer Heirathsmanie und ihrem Egoismus rein verſündigt.

Du ſchlägſt die Männer zu hoch an, wandte Sigismund beruhigend ein.

Ich ſchlage nur dich hoch an, entgegnete Born

weich geworden, dich, den talentvollen, ausgezeichneten Mann. Sollte deine Braut nicht Selbstverleugnung beſitzen, um ſich zu ſagen: die meiſten Mädchen wiſſen nicht einmal, was ein kurzer Liebestraum iſt. Ich weiß es. Für dies mir gewordene Glück ſoll aber der Freund ſeine Freiheit und ſeine Zukunft nicht einbüßen. Ich will ihm dankbar in der Entſagung ſein.

Du faſelſt, rief Sigismund heiter. Eine ſolche übermenſchliche Ergebung iſt von Niemand und am wenigſten von einem heirathsfähigen Mädchen zu erwarten. Auch liebt mich Sophie. Die Liebe iſt egoiſtiſch. Sie würde durch eine Trennung von mir nicht heroiſch getröſtet, ſondern unglücklich ſein. Es iſt möglich, daß ich mich übereilt, mich zu früh gebunden habe. Ich gebe dir das zu. Nun es geſchehen, muß ich die Folgen meines Schrittes tragen, muß mein Wort Sophiens und der Aeltern wegen löſen.

Ich könnte weinen über dich, daß es ſo kommen mußte, begann Born von neuem. Laß mich zu deiner Braut gehen. Ich will ihr ſo ſchonend

als möglich auseinanderſetzen, daß ſie das rieſenmäßige Opfer dieſer Heirath nicht von dir verlangen kann, daß ſie dich in deiner Entwickelung, in deinen Planen, in Allem ſtört, was des Mannes Ruhm und Exiſtenz iſt.

Er hatte ſeinen Hut ergriffen und wollte gehen. Sigismund ſprang ihm nach, zog ihn ins Zimmer zurück und ſagte haſtig: Um Gottes willen, Born, was thuſt du? Miſche dich nicht in Dinge, die dich nichts angehen. Man würde mich für einen Libertin halten, wenn ....

So? antwortete Born erbittert, indem er den Hut auf den Tiſch und die Handſchuhe daneben warf. Iſt hier die Tugend mit dem Begriffe des Heirathens identificirt?

Sigismund lächelte. Dann ſagte er: Sophie würde dich nicht verſtehen. Im Gegenſatz zu deinen, von der Freundſchaft dir eingegebenen Beſorgniſſen glaubt ſie, daß ich ſie unerläßlich zu meinem Glücke bedarf. Und was ſie denkt, denken im höhern Maße die Aeltern, die Verwandten, die ganze Stadt.

Den Glauben wollte ich ihnen ſchon nehmen, murrte Born.

Das darfſt du nicht, antwortete Sigismund mit ſehr beſtimmtem Ton. Kann ich, der ich mein Wort gegeben, meiner Behaglichkeit wegen ein Weſen des ihm verſprochenen Glücks berauben? Darf ich einer ganzen Stadt gegenüber einmal eingegangene Verpflichtungen brechen? Wenn ich Sophie der Erbitterung preisgäbe, liefe ich nicht Gefahr, verantwortlich vor Gott, dieſes gebrochenen Herzens wegen, zu werden? Man ſpricht in unſerer Zeit von einer allgemeinen Religion, in der alle Menſchen ſich lieben und die Geſchlechter ineinander aufgehen ſollen. Sie gehört mit zu den Aufgaben, die unſer Jahrhundert löſen ſoll. Sie wird auch kommen, dieſe Religion der Gleichheit, obwol ich dir zugebe, daß ſie im ärgſten Kampf begriffen iſt. Soll jedoch ich, der ich ſo viel von menſchlicher Liebe und Hingebung geträumt, ſo oft an eine Wiedergeburt des Staats und der Geſellſchaft gedacht habe, meine Selbſtliebe geltend machen? Ich habe mich viel mit Menſchenwohl ab-

gegeben. Noch aber iſt es dunkel in mir, noch hat kein Lichtſtrahl die Conturen meiner Zukunft erhellt. Ich bin wie Noah in der Arche; ich warte, bete, leide und hoffe; jedoch Sophien gegenüber darf ich nicht wortbrüchig ſein.

Born ſtutzte einen Augenblick, dann ſagte er: Es iſt ein Unglück, daß Das, was die Menſchlichkeit will, oft im Widerſpruch mit Dem iſt, was die Vernunft gebietet.

Meine beſtimmte Anſicht iſt die, erwiderte Sigismund gelaſſen, daß das Individuum untergehen, das Recht aber bis aufs Aeußerſte unterſtützt werden muß.

Du biſt ein gutmüthiger Schwärmer, warf Born ſchmollend hin.

Und du ein zu eifriger Freund, entgegnete Sigismund, indem er ſeine Hand auf Born's Schulter fallen ließ. Wir Alle werden gezwungen, uns dem Allgemeinen und den Verhältniſſen unterzuordnen. Frühzeitig lernen ſollen wir, uns nicht höher als Andere zu ſchätzen. Du nennſt mich ſchwärmeriſch. Bis eine beſſere Zeit kommt, will

ich wenigſtens den Egoismus, der ſo oft unter ſtolzen Namen auftritt, von mir weiſen. Habe ich doch unter den Neuerungen noch keine entdeckt, durch welche die individuelle Freiheit wahrhaft geehrt, der Atheismus und der Ehrgeiz wirklich vertrieben werden. Wer hat ſich nicht mit dem Saint-Simonismus oder dem Fourierismus beſchäftigt? Und doch ſind mir dieſe Syſteme wie ſchlechte Skizzen, wie Larven vorgekommen, hinter denen das Böſe argliſtig lauert.

Während Born mit Sigismund redete, war Ida in das anſtoßende Zimmer getreten. Sie hörte, wie der Bruder ſagte: Du mußt meine Schweſter gleich heute kennen lernen. Bleib zum Thee. Ich will dich zu ihr führen — und horchte hoch auf, als das volltönende Organ Sigismunds antwortete: Ich will Sophien Beſcheid ſagen. Es würde ſie beunruhigen, bliebe ich ohne Weiteres fort. Aber gleich hinterdrein ward ihr unheimlich, weil Born ſcherzend entgegnete: Du armer Junge biſt ſchon ſo gut als verheirathet. Für Alles mußt du Erlaubniß haben! Es war ihr, als theile ſie Sigis-

mund's Beſchämung. Sie hätte hinzueilen, ihn den Scherzen Born's entziehen mögen, und blieb doch unſchlüſſig ſtehen, wann und wie ſie ſich zeigen ſollte. Da ging Sigismund. Sie hörte ihn aus der Thüre und die Treppe hinunterſchreiten. Im Augenblick trat auch Born zu ihr ein, lief ein paar Mal im Zimmer herum und ſagte unwillig: Kannſt du den Unſinn denken, daß Sigismund Lehrer geworden iſt und heirathen will?

Ida ſah ihn ſtill an und entgegnete nicht ohne leiſen Spott: Da mußt du ihm Glück wünſchen, denn du behaupteſt ja, daß die Ehe der Grundſtein zum Beſitzthum, die Bürgſchaft für die Ruhe der Regierungen iſt.

Du willſt mich mit eigenen Waffen ſchlagen, antwortete Born ſanftmüthig. Laß es gut ſein. Sigismund wird zurückkommen. Wir wollen ihn auf der Terraſſe erwarten. Damit zog er ſie hinunter in den Garten. Die untergehende Sonne glitt mit rothen Strahlen von dem Laub auf die Erde. Die Schmetterlinge flogen langſamer, die Centifolien dufteten ſtärker. Von der Terraſſe

blickte man auf den Garten, von dem Garten auf einen lieblichen Teich. In der Ferne ſtanden Hügel, im Mittelgrunde lagen Weinfelder. Der Kellner brachte das Theegeſchirr. Wie Ida geſchäftig den Tiſch gerückt und ſich auf der Terraſſe den ſchönſten Punkt gewählt hatte, kam Sigismund die Straße entlang. Born eilte ihm entgegen. Da iſt meine Schweſter, rief er fröhlich. Sigismund grüßte, indeß Ida ihn lang und tief betrachtete, von ſeiner Stimme angenehm berührt und von ſeinem Aeußern völlig wie überraſcht war. Sie hatte ihn ſich nicht ſo ſicher in ſeinem Benehmen, nicht ſo liebenswürdig gedacht. Wenn Born von ihm ſprach, ſo erwähnte er zwar mit Enthuſiasmus ſeine Geiſtesgaben, ſetzte aber lächelnd hinzu, daß Sigismund zu naiv ſei, um nicht ſelbſt bei vorrückenden Jahren ein harmloſes Kind zu bleiben. Seine blonden Haare, ſagte er, ſind wie in den Chriſtusbildern gekämmt. Er hat etwas Ekſtatiſches, das über ſeinen Charakter den Schein des Trübſinns wirft. Thorheiten könnte er mit Ueberzeugung begehen, den eigenen Vortheil

für das Wohl der Andern vergeſſen. Wie erſtaunte daher Ida, nach dieſer Beſchreibung, in Sigismund weniger die Elemente eines Gelehrten, als die eines feinen, nur nicht ausgebildeten Weltmannes zu finden. Zwar hatte er Sonderbarkeiten, die dem in der Studirſtube Lebenden ankleben, aber neben ihnen zeigte ſich Außergewöhnliches, das zu ſeiner Perſönlichkeit paßte. Die blaſſen Wangen und die ernſten Augen waren phantaſtiſch. Fremden gegenüber konnte er eine gewiſſe Nichtachtung des Conventionellen zeigen. Im kleinen Kreis war ſeine Art poetiſch, tröſtend und erheiternd. Heute beſonders hatte er ſeine gute Laune, ſeine kindliche Unbefangenheit mitgebracht. Ida war ihm nicht fremd. Born hatte ihm auf der Univerſität die erſten ſtyliſtiſchen Verſuche eines jungen Mädchens mitgetheilt. Indem er ſich deſſen erinnerte, ſcherzte er mit ihr, die dunkelroth wurde, und kam von den Reminiſcenzen der Univerſität auf die Gegenwart, von der Theorie auf die Praxis.

Der Enthuſiasmus der Akademie, auf der wir die Welt verbeſſern wollten und den Himmel offen

ſahen, iſt freilich vorüber, ſagte er zu Born gewandt. Du biſt eine Art Rentier und ich bin Lehrer geworden, aber deswegen iſt doch Alles, wie es iſt, gut, denn ich habe die Welt überſehen und mehr aus poetiſchem Standpunkte als aus politiſchem die Ueberzeugung gefaßt, daß eine große, von uns geträumte Freiheit nur durch Selbſtbeherrſchung möglich wäre. Soll ich nebenbei geſtehen, daß ich Philoſoph geworden und naturhiſtoriſche Schriften über Erdumwälzungen mir lieber als Thiers' Geſchichte der Revolution ſind?

Du haſt Unrecht, ſo wenig praktiſch zu ſein, entgegnete Born.

Du nennſt praktiſch, was ich egoiſtiſch nenne, ſagte Sigismund lebhaft. Ich will nicht genießen, weil ich lehren, nicht raffiniren, weil ich nicht zerſtören darf. Mein Beruf iſt ein heiliger. Ich ſoll Kinder erziehen, die Staatsbürger werden wollen. Schon das nimmt meine ganze Thatkraft in Anſpruch. Ich muß ihnen Freiheit laſſen, aber der Verwilderung ſteuern. Ich darf nicht zugeben, daß die Civiliſation, die Ueberfirniſſung das Urſprüng-

liche zernichte. Nicht allein unterrichten will ich, ich will auch erziehen, will eine pädagogiſche Gewiſſenhaftigkeit nicht mit Pedanterie verwechſeln, will endlich mit Entſchloſſenheit die alte Welt in eine neue verwandeln.

Bleibt bei einer ſo ernſt genommenen Aufgabe Zeit für Sie übrig? fragte Ida, indem ſie mit ſteigendem Intereſſe den jungen Mann betrachtete.

Wer würde mich nicht beneiden, entgegnete Sigismund lächelnd, wenn ich nach mühſam zurückgelegtem Tagewerk hinaus in die Natur wandere, mich unter Blütenbäumen aufs Moos lagere, die Reſultate meiner Träume in die Wirklichkeit trage, die Pädagogik als etwas Großes betrachten darf?

Beweiſt dieſe enthuſiaſtiſche Auffaſſungsweiſe nicht, bemerkte Ida freundlich, daß Sie für einen beſſern als den jetzigen Wirkungskreis geboren ſind?

Vielleicht, ſagte Sigismund düſter; vielleicht auch nicht. Sein Schickſal tragen und benutzen, iſt ja auch Gewinn.

Man ſah ihm an, daß er ſich aus der Nothwendigkeit mit Gewalt eine tröſtende Philoſophie gemacht hatte. Indeß war Ida aufgeſtanden und einige Schritte weiter die Terraſſe entlang gegangen. Sigismund folgte ihr. Als ſie vor ſich die reiche Landſchaft, das friſch quellende Waſſer und den in Abendglut getauchten Himmel ſah, war ſie ſo überraſcht, daß ſie ſich zu Born wandte, ſeinen Arm ergriff und lebhaft ſagte: Dieſer Abend erinnert mich an unſern venetianiſchen Aufenthalt. Weißt du noch, wie ich an deiner Seite die Lagunen durchſchiffte, das Meer ſo durchſichtig und ſtill war, daß die Sterne nicht einmal darin zitzerten und Himmel und Waſſer ein einziger, durchſichtiger Schleier voll verſchwimmender Träume ſchien?

Es iſt wahr, ſagte Born, der italieniſche Himmel iſt ſo klar, daß man daran zehnmal ſo viel Sterne als in Deutſchland entdeckt. Hatten wir doch Nächte, wo wir mehr flammende Geſtirne als dunkles Blau, ein wahres brillantirtes Netz, heller als unſer leuchtendſter Mond, ſahen.

Dennoch, bemerkte Sigismund, ſind unſere deutſchen Nächte, wenn ſie auch voll wallender Nebel ſind, nicht ohne ſtilles Verdienſt. Italien kenne ich nicht, aber es kommt mir wie ein Land vor, deſſen ſchwelgeriſche Natur dem Nachdenken zu viel Stillſchweigen auferlegt. Wer nicht ein Genie iſt, könnte dort ſchwerlich thätig ſein.

Du biſt parteiiſch für Deutſchland und deine pädagogiſche Richtung, ſagte Born muthwillig. Ich frage dich mit der Hand auf dem Herzen, ob Träumen, Genießen und Schlafen denn ein ſo großes Verbrechen iſt?

Epikuräer! wandte Sigismund ein.

Sokrates! warf ihm Born zurück. So, unter heitern Geſprächen verging der Abend. Es war ſpät geworden, als ſich die Freunde trennten. Sigismund ging träumend von dannen. In dem Maße, als er ſich ſtark machte, war er es nicht. Auch in ihm ſeufzte und ſehnte es ſich nach Glück. Auch er konnte ſich nicht immer ins Allgemeine verlieren. Wie viele Erinnerungen hatte Born's Anblick, wie ſeltſam neue Gefühle Ida geweckt!

Mit faſt kindiſcher Freude ließ er ſein Herz aufgehen im ſüßen Taumel, verwandte Menſchen gefunden, an befreundete Gemüther ſich angelehnt zu haben. Alles, was er entbehrt, die Sehnſucht, die er gewaltſam niedergekämpft, ſie ſtand wieder auf in ihm in friſcher, jugendlicher Geſtalt. Er wollte Liebe, Verſtändniß. Fand er die bei Sophien, die, neben einigen guten Eigenſchaften, Mangel an Zartgefühl, an Weiblichkeit, an Phantaſie, ja, ſelbſt an unbedingter Hingebung verrieth? Was ihr fehlte, wie oft ſie ſeine Begriffe von Schönheit und Grazie verletzte, das hatte er nie lebhafter als eben jetzt, Ida gegenüber, empfunden. Er mußte ſie ſich noch einmal denken, dieſe liebliche Erſcheinung, deren ganzes Weſen ſinnig, heiter und lebensfriſch war. Mit welchem tiefen Blicke hatte ſie ihn betrachtet, ſeinen Worten gelauſcht, ſich um ihn gleich anfangs bemüht und für ihn geſorgt! Es war nur eine Kleinigkeit, die ihn lächeln machte, und doch that es ihm wohl, daß Ida ihm manche ſeiner Gewohnheiten abgeſehen und über ihn eine Behaglichkeit verbreitet hatte,

die ihm süß befremdlich war. Aber der gewiſſenhafte Mann machte ſich auch Vorwürfe, daß er im Stillen lieblos gegen Sophie ſei, daß er ihr nicht Gerechtigkeit genug widerfahren ließe. Er zwang ſich, für ihre Unvollkommenheiten eine Entſchuldigung in den Verhältniſſen zu finden. Wäre ſie in Ida's Umgebungen groß geworden, ſie hätte ſich beſſer entwickelt, dachte er in freundlicher Weiſe und ſetzte ſich beklemmt in die Laube vor dem Schulhauſe. Die Stille um ihn, nur vom Rieſeln eines Brunnens unterbrochen, lockte ſeine Gedanken weiter und weiter. Wozu dieſen Werth auf Verſtand, Schönheit und Grazie legen? rief es in ihm. O, über das Frivole, Wankelmüthige in unſerm Geiſte, über den Glauben, daß die Eigenſchaften des Gemüths wenig, Talent oder Genie Alles ſind! Wahrheit, Aufopferung, wie beruhigend wirken ſie aufs Leben ein, ſprach er faſt laut, indem er die Arme ausbreitete und dann wieder fallen ließ. Möglich, dachte er, daß die Welt, die egoiſtiſch iſt, das nicht begreift, aber ich, der ich wahrhaft Gutes ſtiften möchte, ich darf doch nicht

auf Lohn warten? Genüge mir das eigene Herz, die eigene Thatkraft!

Wozu dieſe Sehnſucht? fragte er ſich nach einem tiefen Athemzug. Warum klage ich? Was wehſchreit in mir in dieſer ſtillen Stunde, daß ich mich auf die Erde ſtürzen und weinen möchte? Will ich die Genüſſe der Materie? Und ſtoße ich ſie von mir, warum zittere ich, als wenn ich im Fieber läge? Bin ich ſokratiſch, wie Born mich dieſen Abend nannte? Eigentlich glaube ich Dichter zu ſein, dachte er ſtill, aber mit einem ſolchen Schmerzensausdruck im Geſicht, daß, hätte ihn Ida in dieſem Augenblick geſehen, ſie Thränen des Mitgefühls über ihn geweint hätte. Ich wäre Dichter, ſetzte er kopfſchüttelnd hinzu, und habe doch nie Verſe gemacht? Aber freilich, wenn die Vertreter der Poeſie weniger lukulliſch, gleichgültiger gegen die Welt, ernſter in der Anſchauung, eifriger für die Arbeit ſind, dann bin ich einer. Japhet's Reich iſt zerſtört. Wie ſie herrſchen die weltlichen Kinder, ihn, der nicht ihrer Meinung iſt, verſpotten, ihn für gefährlich halten, weil er

den Staub nichtiger Vorurtheile aufrüttelt, ihn Demagog ſchelten, ihm die Fackel der Ueberzeugung aus den Händen reißen, ihn in Ketten ſchlagen! . . . .

Sigismund hielt inne, riß ſich den Oberrock auf, fuhr mit der Hand über die Augen und ſeufzte: Ich glaube, daß ich nie glücklich werden ſoll. Nicht daß ich mir die Welt zuſchneiden möchte, aber weil ich einſehe, daß ſie ſich zu weit von göttlichen Abſichten entfernt hat. Ich habe eine nie zu befriedigende Sehnſucht. Bei Künſtlern wirft ſie ſich aufs Aeußere. Bei mir, der ich eine poetiſche Natur zu haben mir einbilde, erſtreckt ſie ſich weiter. Ich möchte in die Tiefen des Ideals hinabſteigen, klar ſehen, bin ſo ein Mittelding zwiſchen Schwärmer und Philoſoph. Das macht mich traurig. Wenn ich die Augen aufſchlage und dieſe ewig ſchöne, ewig junge Natur anblicke, fühle ich mich von himmliſcher Begeiſterung umfloſſen, dann genügt mir die Erde, das Geſchöpf, Das, was wir Beſitz nennen. Und dann bin ich doch wieder weitſichtig genug, meine Thorheit einzuſehen, die mich

umgeben, mit verdammenswerther Schärfe zu beurtheilen, verdrehte Gemüther in correcten Hüllen und hohle Gedanken in goldenen Worten zu erkennen. Die Vorurtheile entreißen mir Schmerzenslaute. Die Falschheit brennt sich mir mit glühendem Eisen ein. Ich bin zernichtet ... O Zukunft, Glaube, sokratisches Ideal, christliche Versprechung, ihr seid kühlende Luftzüge, tröstet auch mich ....

Er trat hastig aus der Laube, ging ein paar Mal im Garten auf und ab, klopfte der traurig blökenden Ziege auf den Hals, sah hinüber auf das älterliche Haus, das von Fremden bewohnt war, und rief sich seine Kindheit, die sterbende Mutter, den kranken Vater zurück. Nun schlief auch er unter einem Lindenbaume den Schlaf des Gerechten, neben der, die er einzig geliebt hatte. Sigismund war allein, arm, aber begabt zurückgeblieben. Ich sterbe zu früh für dich, hatte ihm die liebevolle Mutter gesagt. Wie wahr klang Sigismund heute dies Wort, wie ahnte er, daß so Vieles anders, beglückender, besser gewesen wäre, hätte die

Gute gelebt! Wie heiß war die Sehnſucht nach ihr, die ihm nie erſetzt werden konnte, die ihm gezeigt hatte, was unerſchöpfliche, unbedingte, unzerſtörbare Liebe vermag. Lange noch flackerte Sigismund's Licht hinter den Fenſtern des Schulgebäudes an jenem Abend. Und wie er verſunken, das Geſchick gefragt und keine Antwort erhalten hatte, ſo ſtand auch Ida ſpät auf dem Balkon, blickte hinaus in die dämmernde Landſchaft, dachte an ihren Verlobten, an den Proceß, dem ſie geopfert werden ſollte, und verhehlte es ſich nicht, daß ihre Aufgabe ſchwer zu erfüllen ſei. Aber ſie hatte, angeregt durch Das, was der Freund ihres Bruders geſagt, auch gefühlt, daß es ſich mehr um das Sein als um das Thun handele. Sie wies die verführeriſche Phantaſie, dieſe fürchterliche Fee, von ſich; ſie wollte nicht durch Träume gelähmt, ſondern thätig ſein. Hatte ſie doch ein unerſchöpfliches Bedürfniß, aus fremder Zufriedenheit die eigene zu bauen! Hier und dorthin blickte ſie, beſonders auf Sigismund, auf dies in der Fabrikſtadt eingefriedigte Leben und fühlte, zart organi-

ſirt, ſchnell heraus, daß er entbehren und leiden müſſe. Und wie ſie das nachempfand, war auch das Intereſſe für ihn begründet, hätte ſie gern gleich viel für ihn gethan. Sie ſeufzte über Sigismund's Idylle, über die allzu beſcheidene Stellung, in die er ſich eingeſponnen, über die bald zu feiernde Hochzeit.

Daß die Gelehrten in Deutſchland mit dem Amte auch gleich eine Frau haben müſſen, ſagte ſie ihrem Bruder beim Frühſtück, als dieſer von Sigismund zu reden anfing.

Das kommt daher, antwortete Born, weil die Deutſchen immer die dupes ihrer Gutmüthigkeit ſind. Ich ſage dupe, weil ich kein Wort für dieſen Ausdruck in unſerer Sprache finde. Die Franzoſen ſind geſcheiter. Die heirathen nur, wenn ein Mädchen ein Capital, irgend eine Geldſelbſtändigkeit mitbringt. Aber ſo ein Deutſcher ſtürzt ſich in Sorge und Noth, verheirathet ſich ins Blaue, jung, ohne Ueberlegung, es iſt zum Raſendwerden . . . dabei fällt mir ein, daß ich doch Sigismund bitten will, mich zu ſeiner Braut zu führen . . . .

Aber als dieſer im Laufe des Tages vorſprach, wies er Born unter dem Vorwande zurück, es ſei im Amtmannshauſe große Wäſche und Sophie dabei ſo betheiligt, daß an Beſuchannehmen in den erſten Tagen nicht zu denken ſei. Dann brach er ab, und als Born nach einigen Tagen auf einem Spaziergange nochmals darauf zurückkam, ſagte er kurz: Ich glaube, daß du mich lieb haſt. Thue mir die Gefälligkeit und bringe mit dieſer Bekanntſchaft nicht in mich. Es iſt eine Laune, eine Eigenheit, aber ich wünſche, daß du Sophien jetzt nicht kennen lernſt.

Born ſchwieg betroffen. Sieht es ſo aus, dachte er theilnehmend. Wie ſollte ich den Armen kränken, je ihn wieder an ſeine Uebereilung erinnern wollen! Doch theilte er Ida dieſe Erfahrung mit, und dieſe bemühte ſich, tief ergriffen, Sigismund von ihrer Seite die Laſt leicht und die Stunden, die er mit ihnen verlebte, heiter zu machen. Es wurde viel discutirt. Einmal ſprach Sigismund über den Unterſchied des männlichen und des weiblichen Geſchlechts und beſchwerte ſich, daß die

Frauen in der Geſellſchaft und von den Geſetzen ſo ſtiefmütterlich behandelt würden.

Nichts hat den Schöpfer veranlaſſen können, ſagte er, die eine Hälfte der Menſchheit zu beglücken, ihr Freiheit und Kraft, und der andern Knechtſchaft und Schwäche zu geben. Ich will wol eine Verſchiedenheit in den Geſchlechtern, aber nicht das Befehlen und das Dienen eingeführt ſehen.

Und als Ida ihn dankbar und ermuthigend anſah, fuhr er fort, ſeine Anſichten zu entwickeln. Man ſagt ſo gemeinhin, bemerkte er, daß die Frauen aus einem andern Thon als wir geknetet ſind. Geſetzt, dies wäre der Fall, ſo iſt der Geiſt Gottes, aus dem die geſammte Menſchheit fließt, doch ein und derſelbe. Welche Verirrung, daß die Männer meinen, die Frauen hätten weniger hervorragende Gaben als ſie! Iſt nicht der weibliche Verſtand liebenswürdiger, ihre Tugend und Beharrlichkeit größer, ihre ſo oft angefeindete Eitelkeit geringer als die unſere? Treiben dieſe Keime weniger kräftig als die männlichen, iſt das Gottes

oder unſere Schuld? Wir pflegen ſie nicht, wir zertreten ſie muthwillig . . . .

Nun, nun, ſagte Born, ereifere dich nur nicht.

Ich kann es nun einmal nicht leiden, daß der Mann ſich zum Herrſcher der Welt aufwirft, erwiderte er. Als wenn nicht aus dem weiblichen Geſchlecht ebenſo viel Größe als aus dem männlichen aufgeſtiegen wäre! Der Natur Misgriffe aufbürden, blos um unſer egoiſtiſches Syſtem retten zu wollen, wäre Sünde, Sünde, einer Eliſabeth, Maria Thereſia, Katharina II. nicht Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

Da Sie von dieſen glänzenden Geſtirnen reden, ſagte Ida, ſo fällt mir Katharinens Briefwechſel mit Voltaire ein. Sie bleibt in ihm weiblich und ſelbſtvergeſſen, indeß er, der Philoſoph, klein wird, ſich in ſeinem theuern Selbſt als erſte Perſon zeigt und von ihr, der Weltüberwinderin, verlangt, ſie ſolle Konſtantinopel blos deswegen erobern, damit er, dem es zu kalt in Petersburg iſt, ihr im Strahl orientaliſcher Sonne die Füße küſſen könne.

Iſt dies auch ein Scherz, entgegnete Sigis-

mund, ſo iſt er doch bezeichnend genug. Voltaire, mit Katharina abgewogen, müßte jedenfalls ſinken, denn indeß ſie ein Geſetzbuch für ihr Volk entwarf, die Peſt vertrieb, die Inoculation der Blattern einführte, muthete ihr Voltaire zu, einen Uhrenhandel mit China zu Stande zu bringen, um ſeine Uhrmacher zu bevortheilen. Voltaire ſtieg vom Parnaß zur Börſe herab. Was das für ein betrübender Sprung war!

Sigismund, fing Born wieder an, du wirſt mit deinen Lobpreiſungen das freigeiſteriſche Köpfchen meiner Schweſter völlig verrücken.

Mit nichten, entgegnete Ida raſch. Die Zeiten ſind vorüber, wo man uns überreden konnte, der Zuſtand der Abhängigkeit ſei behaglicher als der der Verantwortung. Warum ſollen wir nicht mit Ich ſprechen? Warum keine Perſon ſein?

Man gebe den Frauen nachhaltige Beſchäftigungen, fügte Sigismund hinzu, und ſie werden die äußern Vorzüge mit weniger Wichtigkeit als viele unſerer Narziſſe behandeln, die ſich mit Selbſtliebe im Spiegel betrachten.

Solche und ähnliche Gespräche, weit ausgeführt, machten einen tiefen Eindruck auf Ida. Sie ließ in ihren einsamen Stunden die Momente vorübergleiten, wo Sigismund ihr erschienen war, und immer kam er ihr wie ein Stern vor, der am Horizont ihres Lebens zum innersten Glück auftauchte. Es wäre thöricht zu behaupten, daß ich ihn liebe, sagte sie sich einmal, als er mit Born von der Terrasse in die Wiesen und Felder ging und sie einsam daheim blieb. Aber gewiß ist, daß er mir ein ergänzendes Gemüth, ein Heiligenbild im Tabernakel meines Innern ist. Wenn er nur glücklich, so recht innerlich zufrieden wäre.

Das war Sigismund nicht. In seinen tiefen Melancholien konnte er aufblicken und, zu Ida gewandt, sagen, daß er wie ein einsamer Vogel auf dem Dache sei, und zuweilen setzte er mit einer sie zerschmetternden Traurigkeit hinzu: Ich habe nach Dem gestrebt, was mir recht, gut und billig erschien, und nun es erreicht, ist mir beklommen, todtenähnlich. Warum hat sich meiner eine Erschlaffung bemächtigt, die mich niederwirft? Was

will ich? Was darf ich anders wollen, als dieſen kleinen Kreis, in dem ich Aufgaben, Lebenszwecke finde?

Da blitzte es plötzlich in ihr auf, daß ſie Sigismund wol aus dieſer ihn niederdrückenden Sphäre reißen, für ihn wirken und handeln möchte. Zuerſt kam ihr der gaukelnde Gedanke wie ein Unrecht, ſchattenhaft vor. Sie wies ihn von ſich. Alles, was hinter dem Schleier des Herzens verborgen lag, Scheu, an fremdes Schickſal zu greifen, jungfräuliches Zagen, Unentſchloſſenheit, es tauchte auf, durchſchauerte ſie. Und wiederum kamen ihr Geſpräche mit Sigismund, ſeine traurigen Mienen und Geberden, ſein reines Wollen, ſeine demüthige Ergebung und ſchmiegten ſich mit warmem Hauch um ihre Seele. Sie verſank in Zuſtände, in denen ſich das Empfindungsvermögen nach Innen kehrt, die Zeiten ſtillеſtehen, der Raum verflogen zu ſein ſcheint, und dann fuhr ſie empor, ſchlug die Hände ineinander und ſagte athemlos: Das hält er auf ſein Leben nicht aus, Lehrer am hieſigen Gymnaſium, in dieſer kleinen Stadt zu ſein.

Indeß hatten die Proceßangelegenheiten, die Unterſchriften und Legaliſationen ihren Fortgang gehabt. Die Sache war erledigt. Born ſollte die Stadt, Geſchäfte halber, einige Tage früher verlaſſen. Ida wollte ihm auf Umwegen in die Reſidenz folgen. Als Sigismund das hörte, ward er beſtürzt. Er hatte gedacht, der jetzige Zuſtand müſſe immer, ewig dauern, das Ende deſſelben ſchien ihm unmöglich zu ſein.

Wie du mich erſchreckt haſt, ſagte er zu Born, der mit der Reiſemütze in ſein Zimmer trat.

Ich ſage dir Lebewohl, erwiderte dieſer nicht ohne innere Bewegung. Ich wollte, ich könnte dir auch ein fröhliches Wiederſehen zurufen, aber unſere Verhältniſſe trennen uns. Du biſt im Amt, bald verheirathet . . . .

Sigismund lächelte wehmüthig, ermannte ſich und ſagte: Ich habe ein heiteres Herz, einen offenen Sinn, finde mich in jede Lage, ſtrebe hinauf, nicht hinaus . . . es wird ſchon Alles gut werden. Bleib mir treu, ſchreibe mir zuweilen . . . .

Er ſtockte, von Wehmuth überwunden. Born

bemerkte das nicht, ſondern bat: Beſuche Ida, ſo lange ſie noch hier iſt. Sie wird einſam ohne mich ſein. Leiſte ihr Geſellſchaft. Dann umhalſte er ihn, ſah ſich raſch in den Räumen um, blickte zum Fenſter hinaus, und wie der Wagen vorfuhr, ſprang er hinein und war verſchwunden.

„Ida wird einſam ſein", das Wort ſtieg auf und ab in Sigismund's Seele. Er eilte zu ihr. Es war Abend. Sie ſaß auf der Terraſſe vor einem Tiſche mit Büchern, Zeichenapparaten und Näharbeit. Das ſind meine Proviſionen für die paar Tage Einſamkeit, ſagte ſie, als Sigismund zu blättern anfing.

Sie ſind glücklich, Freude an Beſchäftigung zu haben, bemerkte er zerſtreut, indem er über das Buch ihr ins Antlitz ſah.

Geringe Vortheile einer ſogenannten angenehmen Exiſtenz voll Windſtille, *entgegnete ſie leiſe.* Aber keine Freuden. Mein Leben iſt leer . . . .

Leer? fragte er raſch. Haben Sie nicht eine freie volle Zukunft?

Sie ſah ihn mit Thränen und Blitzen im Auge

an. Das Bild ihres Verlobten ſtand nüchtern und entzaubert vor ihr. Doch bezwang ſie ſich, ſcheuchte das Andenken, athmete tief auf und rief: Ich bin heute gar nicht mittheilſam. Ich plaudere verſtimmt. Die Kehle iſt mir wie zuſammengeſchnürt!

Was hat man Ihnen gethan? fragte Sigismund redlich beſorgt.

Gethan hat man mir nichts, wehe thut mir aber Vieles.

Was? fragte er ſorglich.

Sie ſchwieg und arbeitete fort. Da ſchlug es acht Uhr. Sigismund ſtand auf. Sie gehen? fragte ſie ſanft.

Ich muß ins Amthaus. Sophie wartet auf mich, antwortete er einſylbig.

Wie lange bleiben Sie da?

Eine halbe Stunde.

Und dann?

Dann geht die Familie ſchlafen und ich bin frei.

So kommen Sie wieder?

Er ſah ſie zögernd an. Das wird zu ſpät

ſein. Vor neun Uhr bin ich ohnedies nicht wieder hier, da müſſen auch Sie ruhen, ſagte er zögernd.

Warum nicht gar, rief Ida lachend. In der Reſidenz gehe ich nie vor Mitternacht ſchlafen. Kommen Sie hübſch. Ich erwarte Sie auf der Terraſſe.

Als Sigismund von ſeiner Braut zurückkehrte, wehte ein lauer Südwind. Der Mondſtrahl brach ſich in Silberſlittern auf dem Teiche, die Baumblüten ſchloſſen ſich, der Erdboden dünſtete einen leichten Nebel aus, die fernſtehenden Eichen blieben in majeſtätiſches Dunkel gehüllt. Seitwärts erſchienen zitternde Birkenbüſche wie wandelnde Geiſter oder nackte Baumſtämme griffen energiſch in die Lüfte hinein. Ida empfand jene ſanfte Ruhe, die der Aufregung, jene Apathie, die dem Fieber folgt. Sie war wieder aus dem phantaſtiſchen Drama der Träume in das beruhigte Daſein der idyllenartigen Spaziergänge gekommen. Wie Sigismund auf ſie zutrat, hatte ſie ſich auf das Gemäuer der Terraſſe geſetzt.

Soll ich Ihnen, da es noch leidlich hell iſt, vorleſen? fragte er.

Sie ſchüttelte mit dem Kopfe.

So will ich Ihnen ein Gedicht ſagen, das mir eben jetzt einfällt, entgegnete er freundlich.

Während er ſprach, war die Dämmerung herniedergeſunken. Es war ein Abend ſo lau, daß die trüben Gedanken wichen, Ida ohne Bitterkeit an die Zukunft dachte und nur Sigismund's Schickſal ſie leiſe und ſanft bewegte. Ob ich ihm ſage, daß auch ich ſo gut wie verlobt bin? fragte ſie ſich und ſah ihn mit theilnehmenden Augen an. Aber Sigismund ſchien in einer Stimmung zu ſein, die ſo ausſchließender Art war, daß die Mittheilung von Ida's geheimgehaltener Verlobung, von Geld- und Proceßangelegenheiten begleitet, ſehr proſaiſch dazwiſchengeklungen hätte. Er ſprach von ſeiner Kindheit, ſeiner Mutter, von den Sorgen, die ihn auf die Univerſität begleitet, von den Anſtrengungen, mit denen er ſeine Studien vollendet, von ſo Manchem, was in ſeinem Innern gährte. Unter Anderm ſagte er ihr: Ich habe Tage, wo der Geiſt

in mir in gewaltigem Zwieſpalt lebt. Dann leide ich, weil ich mich ernſtlich frage, ob dieſes, mein Schickſal, nicht eine Ironie, eine Art gelehrter und infernaliſcher Combination iſt? Und dann habe ich wieder Epochen, wo Alles in mir Poeſie und Hingebung, Fähigkeit zu lieben und zu bewundern iſt. Dieſe Stimmung iſt ſo beglückend, ſo ganz einzig, daß ich ſie mit einem berauſchenden, vom Himmel herniederſinkenden Duft vergleichen möchte. Und wiederum kommt eine Stimmung, wo ich hinausgehe, meine Gedanken in das Unerreichbare ſäe, mich am Glanze der Sonne verblende, an die Unendlichkeit beim Anblicke des weiten Horizonts glaube, dann an ihr zweifle, wenn ich die Algebra der Sterne ſtudire und mich für das poſitive Leben zu bilden ſuche, das doch, ach! nicht für mich geſchaffen ſcheint. *Wie fühle ich, daß es nichts* mit mir iſt, daß meine hochfliegenden Träume mich auf Abwege führen, daß ich mich kaſteien, dieſen Hochmuth in mir zerſchlagen muß!

Haben Sie keine Plane für eine reicher ausgeſtattete Zukunft? fragte Ida ängſtlich beſorgt.

Keine, erwiderte er ſanft. Ich habe weder Protectionen, noch Freiheit. Ich habe nur die Aufgabe, Das, was mir geworden, zu benutzen und zu verarbeiten.

Sie ſind zu paſſiv, wandte Ida ein.

Halten Sie mir meine heutige Stimmung zu gute, ſagte er, heiter geworden. Der leichtgeröthete Abendhimmel über uns, die heraufziehenden, matt wie ſterbende Augen flimmernden Sterne, das Rauſchen des Waſſers und der Bäume laſſen mich heidniſch, fataliſtiſch empfinden. Ich fühle mich glücklich und doch traurig, denn ich habe Sie kennen gelernt und ſoll Sie verlieren.

Als Sigismund gegen elf Uhr von Ida Abſchied nahm, ſie in ihr Zimmer zurückgekehrt war, der Mond durch eine künſtlich angebrachte Scheibe Amethyſten und Rubinen auf den Boden ſäete, betete ſie: Guter Gott, breite deine ſchützenden Flügel über Sigismund aus! Du haſt ihn groß und gut gemacht, denn du haſt ihn beſtimmt, ſeinen Nächſten nützlich und tröſtend zu ſein. Hilf mir, ſein Schickſal ſanfter wenden! Sie zündete Licht

an, rückte ſich Papier und Feder zurecht, ging ein paar Mal im Zimmer herum, ſchöpfte tief Athem, Athem aus der innerſten Bruſthöhle und ſetzte ſich — zum Schreiben.

Thue ich wirklich Recht? fragte ſie, als ſie das Datum oben am Anfange des Briefes geſetzt hatte, und hielt im Schreiben inne.

Ihre Stimmung in den letzten Tagen war ſehr wechſelnd geweſen. Bald war ſie heiter und gefaßt, bald qualvoll zernagend. Immer drängte ſich ihr Sigismund's Schickſal, dieſe untergeordnete Stellung, dieſe unpaſſende Heirath, all' die Sorgen und Mühen einer verfehlten Exiſtenz auf. Wenn ſie ſich dazwiſchen dachte, daß es damit anders und beſſer werden könne, ſie Mittel in Händen habe, dies Schickſal zu ändern, wenn ſie ſich Sigismund als Staatsdiener in einer Carrière, glücklich in ſeinem Wirkungskreiſe, immerhin mit Sophien verheirathet, aber freier dachte, dann kam ihr auf einmal das Leben durchſtrahlt und verklärt, zu einer Lichtatmoſphäre emporgehoben vor, die ſich zu dem bisherigen Zuſtande wie der glü-

bende Süden zum mattumflorten Norden verhielt, dann flutete es ihr im Herzen mit einer Beglückung, daß sie, vom Schwindel ergriffen, sich wie in Flammen fühlte. Auch schien ihr ein Eingriff in sein herbes Geschick völlig erlaubt, sobald sie sich ihn frei dachte. Ihn sich gebunden vorstellend, ward der Gedanke an Sophie, an deren Aeltern, an die Vorwürfe, die eine Aenderung hier nach sich ziehen konnte, wahrhaft zur Qual. Doch überwand sie sich, sagte so laut, daß sie vor dem Schall ihrer Stimme erschrak: Nein, ich will nicht zögern. Es darf und soll nicht sein, daß Sigismund untergeht — griff zur Feder und schrieb entschlossen an ihren Verlobten, den Herrn von Rhode, folgenden Brief:

„Mein Bruder hat mich gestern, nach einem gemeinschaftlichen Aufenthalte in hiesiger Stadt, verlassen und ich folge ihm, sobald ich von Ihnen, lieber Vetter, eine Antwort erhalte, etwa in drei bis vier Tagen nach. Die Geschäfte sind beendet. Was sie Erfreuliches oder Nichterfreuliches als Endresultat abgegeben haben, wird Ihnen Wilhelm

aus der Reſidenz melden. Sie wiſſen, daß ich in dergleichen Dingen eben nicht praktiſch bin. Schelten Sie, daß mir das Geld ſo unwichtig vorkommt. Erziehen und belehren Sie mich; ich will mir das gern gefallen laſſen. Sehe ich doch ein, daß der Beſitz ein großes Mittel zum Glücke, vielleicht das wirkſamſte iſt. Wie hemmend iſt der Mangel! Ich habe das wieder in der letzten Zeit auf unſerm Gute und ſelbſt hier in der Stadt kennen gelernt. Wir leben unter Menſchen, die die Armuth heimſucht. Der Himmel hat uns einige Wohlhabenheit verliehen, und doch können wir wenig für unſere Nächſten thun, eben weil Geld aufhäufen leichter, als es richtig verwenden iſt. Unſer Pfarrer fiel mir durch ſeinen ſchlechten Anzug auf. Ich erfuhr, daß er nicht vier Groſchen ohne Nothwendigkeit, aber mit Verſtand und Bedacht Alles, was er beſitzt, ausgäbe. Einer ſeiner Untergebenen nannte ihn geizig. Wie beneidenswerth mir dieſer Geiz war! Das iſt mir ja immer als das traurige Zeichen unſers Jahrhunderts vorgekommen, daß uns die eiſerne Gewöhnung ſo weit hinreißen kann,

hundert Thaler in einem Tage und nicht zehn Groſchen für einen Armen auszugeben. Wäre ich unſer Pfarrer, ich würde auch dahin ſtreben, ſo wie er zu wirken, damit ich nicht von den eingebildeten Bedürfniſſen zu ſehr beherrſcht würde. Freilich kann der gezogene Kreis dadurch zu eng und geiſtige Wünſche können erſtickt werden, aber wird er, im Gegenſatz, zu ſehr erweitert, welches Heer von conventionellen Dingen, die über uns verfallen und uns zu ihrem Sklaven machen!

„Verzeihen Sie dieſen Umſchweif. Eigentlich wollte ich Ihnen von etwas Anderm, von einem Univerſitätsfreunde meines Bruders, von dem Doctor Hallig reden. Wir haben ihn hier als Lehrer in einer ſehr untergeordneten Stellung am Gymnaſium gefunden und wünſchen ihm eine andere, ſeinen eminenten Geiſtesgaben entſprechendere Stellung. Er hat anfangs Jurisprudenz ſtudirt und machte ſchon auf der Univerſität einiger geiſtreichen Diſſertationen wegen, die ich beifüge, großes Aufſehen. Um ſo betrübender iſt es, ſich denken zu müſſen, daß ſeine Anlagen verdorren und ein Geiſt

verloren gehen könnte, der zu etwas Anderm im Staat als zur Pädagogik geſchaffen war. Er muß durchaus in einen Wirkungskreis gebracht werden, wo er ſich an geiſtreiche Männer anlehnen, durch Umgang und Austauſch gewinnen kann. Helfen Sie mir dieſen Wunſch ausführen, benutzen Sie Ihre günſtige Lage, Ihre einflußreichen Verbindungen, um dem Doctor Hallig eine Anſtellung vielleicht im Miniſterium, gleichviel in welcher Branche, zu verſchaffen. Wenn ich mir ausmale, daß wir dieſem gedrückten Gemüthe die ſchon etwas verloren gegangene Energie wieder einflößen, ihn für große Zwecke gewinnen könnten, dann fühle ich an meiner lebhaften Freude, daß ich auch mit ein Theil unſers Vaterlandes bin. Schreiben Sie mir bald. Das Leben, das ich führe, iſt wunderſam einſam; es behagt mir aber ſehr. Iſt doch das Daſein ein Drama, das verſchiedenartig, wechſelnd, unterhaltend und doch zweifelhaft iſt. Ich denke auch an die Zukunft. Möchte ſie uns Beiden ſegenreich ſein! Ida.“

Ida glaubte, indem ſie ſich an Herrn von Rhode

wandte, nur eine einfache Pflicht erfüllt zu haben. Noch nährte ſie ſich von Täuſchungen, noch ſprach ſie von bloßer Achtung. Und doch hatte die Energie ihres Gemüths, die Hoffnung, die ſie für Sigismund erfüllt ſehen wollte, Fähigkeit zur Liebe, tiefes Verſtändniß, der Ehrgeiz des Herzens, der Heroismus verſteckter Leidenſchaft ſie einzig zu dieſem folgenreichen Schritte getrieben. Als ſie den Brief geſiegelt hatte, legte ſie ihn vor ſich hin, lehnte ſich ſinnend im Lehnſtuhl zurück, träumte ſich an die Pforte des Paradieſes, lautlos, anbetungsdurſtig, horchte, und als die Klänge ſehnſuchtsvoller Melodien ihr Ohr berauſchten, ſie ſich eine wunderſam ſüße Gemeinſchaft mit Sigismund ausmalte, umgaben ſie goldene Wolken und trugen ſie einer großen Verheißung entgegen. Konnte ſich nicht Sigismund's Schickſal wenden, gab es nicht überraſchende, heilbringende Fügungen? Sie erwartete die Antwort des Herrn von Rhode mit einer Ungeduld, über die ſie hätte lächeln und weinen mögen. War Sigismund in der Zwiſchenzeit bei ihr, ſo redete ſie von Vielem wie zwiſchen

Wachen und Traum, mit ſo überfliegendem Geiſte, daß er ſie zuweilen ganz verwundert anſah und nicht wußte, was für hüpfende Flammen aus Ida's Augen ſprühten. Das waren einzig ſchöne Stunden. Sigismund hatte nicht die Gewohnheit der kleinen Aufmerkſamkeiten, aber ſo auf dem Höhepunkte dieſes Beiſammenſeins kamen ſie ihm ganz unwillkürlich. Er ſchickte Ida Blumen und Bücher, wenn er nicht ſelbſt kommen konnte, und Abends, wenn er ſich bei Sophien beurlaubt hatte, ſprang er flügelſchnell, um Ida irgend eine heimliche Freude zu bereiten. So vergingen drei Tage. Am vierten, als der Thee auf der Terraſſe bereit ſtand und Sigismund mit raſchen Schritten die Stufen heraufkam, trat ihm Ida mit leuchtendem Geſichte, einen Brief in der Hand, entgegen.

Haben Sie Nachricht von Ihrem Bruder? fragte er beklemmt, indem er ſich auf einen Stuhl ſetzte.

Nein, ſagte ſie mit ſtockender Stimme, es iſt ein Brief, der Sie angeht, der Ihnen weite Ausſichten, eine vortheihafte Laufbahn eröffnet.

Mir? rief er raſch aufblickend.

Ich habe mich, ſagte ſie, ſich ſelbſt beherrſchend, Ihretwegen an einen Vetter von mir gewandt, der im Miniſterium dient, ihm auseinandergeſetzt, daß die Stelle eines Lehrers für Sie zu gering wäre. Sie ſind zu etwas Höherm geboren. Als Beweis habe ich die Diſſertationen, die Sie auf der Akademie ſchrieben, beigefügt. Sie ſind von ſo ſchlagender Wirkung geweſen, daß Herr von Rhode Ihnen Anträge macht. Wenn Sie ſich perſönlich zeigen wollen, ſo wird Ihnen bald eine ausgezeichnete Stellung werden. Sie ſtockte, weil Sigismund leichenblaß vor ihr ſitzen blieb.

Der Staat hat Diener wie Sie nöthig, brachte ſie nach einer Pauſe heraus. Sigismund antwortete nicht.

Die Carrière iſt etwas, was man nicht verſäumen darf, fügte ſie freundlich ermuthigend und doch traurig hinzu, daß er ſo ſtarr war. Dabei reichte ſie ihm den Brief hin. Sigismund nahm, durchflog das Blatt, zitterte, faßte ſich, ergriff Ida's Hand und ſagte überwältigt: Ich danke

Ihnen für Ihre himmliſche Güte, für Ihre Theilnahme an meinem Schickſal, für Alles, Alles, was mir an Glück und Beruhigung durch Sie geworden iſt. Warum darf ich dieſen Antrag nicht annehmen? Aber ich kann durchaus nicht. Ich bin verlobt, in acht Tagen bin ich verheirathet . . . .

Als er das ſagte, war es Ida, als habe ſie mit dem Leben und der Welt abgethan, als ſei ſie begraben unter Sigismund's fürchterlichem Worte. Doch faßte ſie ſich anſcheinend und fragte bebend: Iſt das Ihr feſter Entſchluß?

Sigismund ſtand vor ihr wie in die Erde gewurzelt, verſteinert, lebend nur in dem Blicke, der auf ihr haftete. Dann wiederholte er tonlos: Mein feſter Entſchluß.

Es entſtand eine peinliche Stille, in der Ida langſam die Terraſſe entlang ging, zu Sigismund zurückkam, ſich ihm gegenüber ſetzte, ihm mechaniſch eine Taſſe Thee reichte und kalt ſagte: Ich reiſe morgen früh.

Sigismund war ſprachlos.

Ich ſehne mich zu meinem Bruder, fuhr ſie mit Anſtrengung zu reden fort, nach dem friedlichen Leben neben ihm, zu den Menſchen, die mein ſind ... Sigismund's trauriger Blick ließ ſie nicht enden. Sie ſtand auf, ging dicht an ihn heran, legte ihre Hand auf ſeine Schulter und ſagte gepreßt: Gott ſegne Ihre Entſchlüſſe!

Er wollte ihre Hand ergreifen; ſie entzog ſie ihm. Plötzlich wechſelte ſie die Farbe, ſenkte das Haupt, um ihre hervorquellenden Thränen zu verbergen, und ging raſch, ohne ein Wort zu ſagen, zurück in das Haus, wo ſie vor Sigismund's Blicken wie eine Erſcheinung verſchwand.

Entſetzt blieb er ſtehen. Die Hand an der Stirne, die andere auf dem Herzen, fragte er ſich: Was war das? Dann rief er außer ſich: Ida! Und als Niemand antwortete, ihr Fenſter und die Balkonthüre verſchloſſen blieben, ſank er in die Wirklichkeit wie ein Verurtheilter zurück.

Es mußte ſo kommen, ſeufzte er mit verbiſſenem Schmerz, ging langſam durchs Haus, und vor der Thür Ida's Reiſewagen und die packende Zofe

erblickend, blieb er ſtehen und fragte gefaßt: Wann ſind die Pferde beſtellt?

Sie kommen gleich, war die Antwort.

Sigismund lehnte erſchöpft an der Mauer. Dieſer Antrag auf eine veränderte Carrière, Ida's Bewegung, ſein Nein, ihre plötzliche Abreiſe, war das nicht .... Kalter Schweiß ſtand ihm auf der Stirne. Er fühlte ſich geknickt; dann dachte er: Hilf mir vergeſſen, Gott der Güte! — und ging ſchwankend auf das Schulgebäude zu.

Um Mitternacht rollte ein Wagen vorüber. Er riß das Fenſter auf. Sie winkte in die mondhelle Nacht mit dem Schnupftuch zurück. Es war ihm, als müßte er hinaus, als dürfe er ſie nicht laſſen, nicht geben ....

Ida fuhr troſtlos in die mondhelle Nacht hinein. Erſt jetzt ward ihr ihre Liebe zu Sigismund klar. Erſt jetzt empfand ſie, wie ſie an ihm hing, ihn in ſich aufgenommen, ihn mit ihren Gefühlsnerven umwebt hatte. Sein Nein hatte ſie ſterben, ſein „feſter Entſchluß" ihre Kraft zittern gemacht. Wie waren plötzlich die ſtillen Blüten ihres Ge-

müths verkümmert! Welch tiefer Gram zog wie Gebet um geliebte Todte bei ihr ein! Mit Ueberdruß dachte ſie an ihre Zukunft, an Herrn von Rhode, an ihre geſcheiterten Plane, an Alles, was ihr wichtig erſchienen und ſo unwichtig geworden war. Konnte ſie ſich entſchließen, jetzt gleich zu dem Bruder in die Reſidenz zu reiſen? Nein, ſie mußte Einſamkeit haben. Deswegen befahl ſie, auf das Gut zurückzufahren. Als ſie dort gegen Morgen ankam, warf ſie ſich auf ein Ruhebett und überließ ſich dem erſten gewaltigen Schmerz ihres Lebens mit einer ſo erſchütterten Einbildungskraft, daß ſie nicht zur Faſſung, ſelbſt nicht durch Thränen gelangte. Der Kopf brannte ihr fieberhaft. Die Glieder ſchienen centnerſchwer. Das fühlte ſie, Sigismund's Bild mußte in eine tiefe Kluft ſinken. Sie wollte ihn nicht wiederſehen. Kam ihr doch jetzt Alles, was ſie für ihn unternommen, wie Thorheit vor!

Das Netz der ſtillen, gleichförmigen Stunden umſpann ſie dann wieder und ihren Schmerz, ohne ihn tödten zu können. Sie ging zum Pfarrer; ſie

ließ ſich die Armen des Dorfes aufſchreiben, beſuchte ſie, machte Neuerungen und kam gewaltſam in eine gleichmäßigere Stimmung. Dabei ſchien die Natur ſich ihr in ihrem Walten und Weſen offenbaren zu wollen. Die Quellen flüſterten wie Liebesſtimmen und der Sonnenſtrahl wob im Dickicht goldene Faden. Vierzehn Tage nach ihrer Trennung von Sigismund fühlte ſie ſich ſtark genug, zu ihrem Bruder in die Reſidenz zurückzukehren. Als ſie in ſein Zimmer trat, war ſo viel Ruhe, ſo viel Beherrſchung und Selbſtgefühl in ihr, daß Born ſie erſtaunt anblickte und ihr liebevoll ſagte: Du biſt größer und ſchöner in dieſen drei Wochen, entwickelter und ſelbſtändiger geworden. Man ſieht, was das Landleben vermag.

Ida lächelte wehmüthig, ſprach mit Gelaſſenheit von ihren kleinen und großen Geſchäften, von des Pfarrers Rathſchlägen und ſagte, ſich traulich in Born's Divan werfend: Nun erzähle mir, was du gemacht, wie du dich unterhalten haſt, denn geſchrieben haſt du wieder nicht, du lieber Faullenzer!

Born zündete eine Cigarre an und erwiderte

heiter: Es haben ſich einige Abendzirkel in deiner Abweſenheit im Lilienthal'ſchen und Reisland'ſchen Hauſe gebildet, die angenehm ſind. Wir leſen mit vertheilten Rollen, es werden lebende Bilder aufgeführt, zuweilen ſpielen wir Komödie.

Wobei du die Liebhaberrollen übernimmſt, bemerkte Ida neckend.

Verſteht ſich, entgegnete Born, den Tabaksrauch in Spiralwindungen von ſich treibend, ohne mich zu binden, denn an das Heirathen werde ich vorläufig noch nicht denken. Das iſt Unſinn. Die Lilienthal und die Reisland ſind nur ſo gewiſſermaßen kokett, etwas geziert, nicht ſentimental, daß es ſich leicht mit ihnen leben, an ihnen nippen und naſchen läßt. Beim Heirathen fällt mir Sigismund ein. Denke dir, daß er vorgeſtern in meine Stube ſtürmt, mich umarmt . . . .

Sigismund! rief Ida und war wie vom Schlage getroffen.

Nun, was ſchreiſt du denn? ſagte Born verwundert. Du haſt ja ſeinetwegen an Rhode geſchrieben. Daß er hier iſt, iſt dein Werk.

Ich weiß, entgegnete ſie kühl, ſtand auf und ging in ihr Zimmer. Aber hier verließ ſie die Faſſung. Laut weinend, mit Freud und Schmerz durchwühltem Gemüthe, ſank ſie auf einen Stuhl. Sigismund hier? Das hatte ſie nicht erwartet. Es griff in das tiefſte Leben ihres weichen Gemüths, es rüttelte und ſchüttelte ſie mit Fieberangſt und dann fühlte ſie wieder an dem verborgenen Jubel, daß ſie mit Wonne ihr Daſein für ihn hingeben möchte. Was waren dieſe vierzehn in Qualen verlebte Tage gegen dieſen Moment?

Die Nacht verging ſtürmiſch. Ob ich ihn ſehen, meiden ſoll? Immer fragte ſie das, bis Fritz eintrat und Sigismund meldete. Da raffte ſie ſich auf und den krampfhaften Ausbruch ihres Gefühls, das wie der Blitz geleuchtet und gezündet, niederkämpfend, ließ ſie ihn eintreten.

Sie hatten Recht, ſagte er anſcheinend ruhig, indeß ſeine großen blauen Augen leuchteten, es wäre thöricht, mein Glück nicht verſuchen zu wollen. Ich habe mir das reiflich nach Ihrer Abreiſe überlegt, habe die Hundstagsferien benutzt, bin

vorläufig hier, um Studien zu machen und will mich um die bewußte Stelle bewerben. Meine Hochzeit iſt etwas aufgeſchoben, ſetzte er leiſer hinzu und ſah ſie fragend an. Ida jedoch blickte ſeitwärts, pflückte eine Blume entzwei und erwiderte zerſtreut, daß auf der Bibliothek wahre Schätze für alle Fächer aufgehäuft ſeien, er ſolle ſich hübſch umſehen, Born's Rath benutzen, ſagte das kurz, indem ſie den Kopf zurück an die Wand lehnte, ſchaute ihn groß mit blitzenden Augenſternen an und ging zu etwas Gleichgültigem, zu Büchern über, die auf dem Tiſche lagen.

So trat Ida Sigismund in den erſten Momenten mit einer Kälte entgegen, die ihn ſtutzen machte. Doch dieſen erſten Augenblicken folgten Stunden, den Stunden Tage, den Tagen Wochen, die Vieles ausglichen und die Erinnerung an das erſte herbe Nein verwiſchten. Die Gewöhnung machte ſich geltend bei Ida. Sie ſah Sigismund täglich. Täglich lernte ſie ihn höher ſchätzen, inniger lieben. Er kam, wenn er den ganzen Morgen auf der Bibliothek geſeſſen, mit einem ſeligen

Gefühl zu ihr, war frisch, frei und heiter, erzählte von seinen Studien und seinen angeknüpften Verbindungen, und bewegte sich so unbefangen, daß selbst Gleichgültige ihn liebenswürdig nannten. Durch Born und Ida wurde er mit der Gesellschaft bekannt. Er ging mit ihnen ins Theater, in die Lilienthal'schen und Reisland'schen Häuser, er nahm sogar einmal Theil an lebenden Bildern und zeigte einen so fein gebildeten, künstlerischen Sinn, daß die Frauen entzückt und Ida stolz auf ihn war. Er hatte nach Hause geschrieben, sein Aufenthalt würde sich verlängern, er hätte eine Arbeit unternommen und sei überdem unwohl. Das gab ihm Freiheit. Er benutzte sie, um für Ida zu leben und fühlte sich glücklich, weil er in ihr ein Wesen erkannte, das umschloß, was er geträumt hatte. Eine himmlische Fügung war sie ihm ohne sein Zuthun, ohne irdische Hoffnung und Berechnung geworden. Nur an Sophie konnte er nicht ohne Schauer denken. Zuweilen auch sagte er sich: Das kann kein Unrecht sein, was Gott selbst wunderbar fügte, was kam, ohne daß ich es

gerufen, in mein Leben eingriff, ohne daß ich es veranlaßt habe. Was mich bewegt, iſt ja rein, gibt mir Spannkraft, hat mich erſt entwickelt und geſtählt.

Ach, es iſt Seligkeit, mit Ihnen zu ſein, ſagte er einmal, als Ida an einem Tiſche ſaß und der Schein der Lampe ihr aufs Geſicht fiel. An Ihnen habe ich erſt erkannt, was Frauenweſen iſt.

Darauf verſtehe ich nicht zu antworten, entgegnete ſie mit einem Anfluge von Verlegenheit.

Sie ſollen auch nicht antworten, ſagte er lebhaft. Sie ſollen mich nur anhören. Ich habe mich in Ihre Eigenthümlichkeit hineingelebt, Sie haben mich reden gelehrt. Ich ſehe wieder ins Leben, in die Zukunft, in die verlorenen Ahnungen meiner Jugend.

Born trat ins Zimmer und Ida fragte: Hat der da keinen Theil an Ihrer Lob- und Dankrede?

Den größten, entgegnete Sigismund mit ſchöner Offenheit. Ich kann Born nicht dankbar genug ſein, daß er mir durch die äſthetiſchen Elemente

ſeiner Bildung den Ernſt und die Beharrlichkeit meiner Studien leicht gemacht hat. Ich würde mein Leben lang ein excentriſcher Kopf geblieben ſein, wenn nicht Born's anregender Umgang mich vom Schwindel geheilt, mich frei von Vorurtheilen gemacht hätte.

Ja, ſo gutmüthig bin ich, entgegnete dieſer, daß mich die Carrière Anderer mehr als die eigene intereſſirt. Jetzt bin ich hier, um dich und Ida in ein Familienconcert zu Lilienthals zu führen.

Sie gingen. Der Saal war gedrängt voll Menſchen. Die hübſche Lilla Reisland ſpielte. Sigismund ſetzte ſich hinter Ida. Born wandte ſich nach vorn, um Lilla die Notenblätter umzuwenden. Die Augen blieben auf die Spielende geheftet. Sigismund's Herz war bei Ida. Lilla ſpielte und ſpielte. Er wußte nicht was. Ihm war, als träte er aus einem langen Kerkerleben in ein freies, ſonniges Daſein. Die Morgenröthe einer neuen Zeit leuchtete. Alle Quellen ſeines Innern ſtrömten, alle Pulſe pochten. Ida's Schnupftuch, vom zarten Duft durchfeuchtet, glitt auf die

Erde. Sigismund ergriff es und drückte es an die Augen, an den Mund. Der schlichte Glaube an Glück durchglühte ihn. Heute noch wollte er mit Born von seiner Liebe zu Ida reden. Er befand sich in einer Aufregung von Gefühlsüberschwenglichkeit, daß ihm das Unmögliche einfach und thunlich schien. In dem Augenblicke trat Auguste Lilienthal ans Clavier. Lilla begleitete. Auguste sang.

Eine von Beiden führt der Herr von Born heim, hieß es und Aller Blicke flogen zu ihm, der Notenblätter umwandte und Bravo rief.

Es war eine eigenthümliche Erscheinung, dieser Born. Glänzend, voll Talent und Verstand, mit großen Eigenschaften begabt; das Salonsleben völlig inne habend, spielte er mit duftenden Liebesabenteuern, ohne deshalb Libertin oder Fat zu sein, allein Egoist war er wie selten einer, daher unfähig, das Recht oder Unrecht in seinem Benehmen, Frauen gegenüber, richtig zu beurtheilen, über seine eigenen Angelegenheiten sich täuschend, klar nur dann sehend, wenn die Sache ihn nicht selbst be-

traf. So war er oft ſchuldig, ohne haſſenswerth, bizarr, ohne verwundend zu ſein. Zuweilen gelang es ihm, ſogar ſich von Denen beklagen zu laſſen, die über ihn hätten ſeufzen können. Seine Phyſiognomie war offen. Seine Art ſich auszudrücken gefällig und leicht. Nur wenn er im engen Kreiſe über die Ehe zu reden anfing, ward er ernſthaft. Er hatte die fixe Idee, daß ein Mann vor dem vierzigſten Jahre nicht heirathen dürfe und meinte, erſt müſſe man das Leben gelernt und ausgekoſtet haben, dann könne man an eine Verbindung denken.

Eine Frau, ſagte er, iſt ein herrliches Inſtrument, aber man muß die feinſten Saiten deſſelben kennen, den Bau langſam ſtudiren, ſonſt lockt man nur Mistöne heraus. Das Leben iſt kurz, dieſe Kunſt iſt lang. Wie viele Männer heirathen, ohne die Frauen zu kennen, ja ich muß ſagen, die Meiſten fallen mit der Thür ins Haus herein und ſind verwundert, daß ſie ſchlecht empfangen werden. Faſt Alle ſind unwiſſend in der Liebe, verblendet über ſich und über Andere. Wer die Ehe aus

dem bürgerlichen und moraliſchen Geſichtspunkte anſieht, heirathet, weil er legitime Kinder haben oder ſich ein Neſt in der Geſellſchaft bauen will. Beides ſchließt das Glück nicht ein. Das Glück einem Mädchen abfodern, das man vierzehn Tage geſehen und zwei mal geſprochen hat, iſt Thorheit, denn die Ehe zählt unter die ernſthafteſten Wiſſenſchaften. Erſt muß man die Anatomie ſtudiren, ehe man Herr eines Körpers wird. Hier wie in Allem handelt es ſich nicht ſtark, aber ſicher ſein. Dazu ſind vierzig Jahre nöthig. Auch muß man, um mit Vortheil gegen die Hinderniſſe des Eheſtandes zu kämpfen, außer Liebenswürdigkeit und Reichthum, einen feinen Takt, vielen Verſtand, Klugheit genug beſitzen, um ſeine Ueberlegenheit nicht fühlen zu laſſen. Eine glückliche Ehe iſt ein herrliches Drama, in dem Gefühle, Kataſtrophen, Wünſche, Begebenheiten ſein können; aber ein Drama, das vorbereitet werden muß. Natürlich habe ich dazu Zeit nöthig.

Man lachte, wenn man Born ſo reden hörte. Er machte den Fräuleins Lilla und Auguſte zu-

ſammen den Hof und Niemand wußte, für welche er ſich entſcheiden würde. Sie waren hübſche Mädchen, in der erſten Penſion der Stadt erzogen, eingelernt für den Salon, talentvoll, nicht ſentimental, wie Born ſich lobend ausgedrückt hatte. Daß er keine von Beiden heirathen wollte, ging aber ſchon daraus hervor, daß er ſich entſchieden gegen die Penſionserziehung ausſprach.

Da ſtäche man ja in ein wahres Wespenneſt, ſagte er. Dieſe Mädchen, zuſammen erzogen, verderben ſich untereinander durch pikante Bemerkungen, durch geheime Geſpräche, durch Träumereien von Liebe, in denen ſie ihren Zartſinn verlieren. Nein, meine Frau darf durchaus nicht die häusliche Schwelle überſchritten, muß eine beſchäftigte Kindheit gehabt haben, nicht im Theater geweſen ſein, keine Bälle beſucht haben . . . Und zeigte man ihm eine ſolche, ſo hatte er wieder, ihr entgegenarbeitend, geiſtreich komiſche Gründe. Diesmal war er tiefer hineingerathen als er wollte. Die Lilienthal'ſchen und Reisland'ſchen Aeltern waren aufmerkſam gemacht. Man nahm Born

gegenüber eine den Verhältniſſen angemeſſene Miene an. Das verſtimmte ihn. Vermaledeites Heirathen! ſagte er unwillig für ſich beim Auskleiden. Da trat Sigismund, der Ida und Born gegenüber wohnte, ſpät Abends, aufgeregt und erhitzt in das Zimmer. Born, froh einen Menſchen zur Mittheilung zu haben, ging ihm raſch mit der Cigarre im Munde entgegen und ſagte: Gut, daß du kommſt. Wir wollen Thee trinken, rauchen und plaudern. Ich muß dir allerlei erzählen! ſchellte und als Fritz das Geſchirr hingeſetzt und ſich entfernt hatte, zog er ihn zu ſich aufs Sopha und platzte mit ſeinem Unmuth heraus.

Ich kann ſie doch nicht Beide heirathen, rief er mit komiſcher Verzweiflung. Zum Unglück gefällt mir die Lilla ebenſo gut als die Auguſte. Was ſoll ich nun thun? Jeder wird einſehen, daß mir nur Ein Weg übrig bleibt.

Der wäre? fragte Sigismund geſpannt.

Keine von Beiden zu heirathen, erwiderte Born lachend, indem er des Freundes Hand faßte, ihn theilnehmend anblickte und ihm ſagte: Sigismund,

mache es wie ich. Sei geſcheit, heirathe nicht. Es kommt nichts dabei heraus. Die Chance, die man läuft, iſt zu groß, das Reſultat iſt gering. Gib Sophien auf.

Das will ich, antwortete Sigismund ernſt.

Wirklich? Gott ſei gelobt, daß du endlich praktiſch wirſt! rief Born vergnügt.

Lobe mich nicht, entgegnete Sigismund, ich gebe Sophien auf, weil . . . weil ich Ida liebe.

Born war aufgeſprungen. Biſt du wahnſinnig? rief er. Willſt du dich und Ida ins Verderben ſtürzen? Und als Sigismund ihn traurig anſah, ſetzte er ſanft hinzu: Es ſchmerzt mich, was du mir ſagſt, mein armer, armer Freund! Ich Thor, der ich das nicht vorausgeſehen, das nicht verhindert habe.

Das Unwillkürliche iſt ſchwer zu hindern, bemerkte Sigismund tief verwundet.

Doch, doch, entgegnete Born; in dieſem Falle mußte ich verhindern. Sieh, guter Freund, ich liebe, ehre dich. Eine Verſchwägerung mit dir würde mir angenehm ſein, aber es läßt ſich nicht

machen. Ida iſt ſeit längerer Zeit ſo gut wie mit Herrn von Rhode verlobt.

Liebt ſie ihn? fragte Sigismund düſter.

Nun, nun ... was man ſo Liebe nennt, ſagte Born verlegen, empfindet ſie wol nicht. Aber — ſie achtet ihn. Das iſt vorläufig genug. Die Hauptſache dieſer Verbindung iſt der dir bekannte wichtige Proceß zwiſchen der Rhode'ſchen und Born'ſchen Familie, der auf dieſe Weiſe niedergeſchlagen wird. Es iſt unrecht von mir, daß ich dir das nicht früher geſagt habe. Nun du es weißt, wirſt du einſehen ....

Daß ich hier überflüſſig bin, erwiderte Sigismund bitter.

Nicht doch, ſagte Born beſchwichtigend. Ich beklage nur, daß unſer Vermögen von dieſem Proceß abhängt und wir ohne daſſelbe ärmer denn Bettler ſind. Haſt du mit Ida geſprochen? fragte er beſorgt, als Sigismund trüb vor ſich hinſtarrte.

Nein, entgegnete dieſer. Ich war es deiner Freundſchaft ſchuldig, erſt mit dir zu reden.

Das lohne dir Gott, rief Born lebhaft ergrif-

ſen und fühlte Sigismund's kalte Hand in der ſeinen zittern. Schweige noch länger! Schweige ewig! Ich weiß wohl, daß das, was ich ſage, fürchterlich kalt klingt, aber ich kann nicht anders. Sei ein Mann! Vergiß, vergib!

Sigismund war aufgeſtanden. Ich ſehe ein, ſagte er tonlos, daß ich ein Thor bin. Die Hand der Vorſehung zeigte mir den Weg, den ich verließ.

Born wollte ihn halten. Er ſchob ihn zurück, ſagte Lebewohl, wankte aus der Thüre, die Treppe hinunter, über die Straße, in ſeine Wohnung .... Verblendeter! ſagte er zerknirſcht und zwei Thränen rannen langſam die blaſſen Wangen herab.

Es war früh Morgens, als ein Einſpänner auf der weſtlichen Landſtraße der Stadt zufuhr, in der Sigismund jetzt wohnte. In dem altmodiſchen, etwas harten Wagen ſaß ein alter Herr mit weißen Haaren, rundlich, aber wohlerhalten, wie es Die ſind, die mehr mit der Natur, als mit

den Menſchen gelebt haben. Neben ihm ſaß ein etwa zweiundzwanzigjähriges Mädchen mit einfachem heitern Seelenausdrucke, faſt gedankenlos in die Welt blickend. Ihre Züge hatten etwas Leidendes, dem ihr Lächeln widerſprach. Die Haare waren ſchlicht in einen Scheitel über die Stirne getheilt und endeten hinter dem Ohre in Locken, die von der feuchten Luft auseinandergegangen waren. Es war etwas Wehmüthiges im Anblicke dieſes jungen Mädchens, dem die ovale Form des Kopfes einen Ausdruck gab, den man nicht geradezu unbedeutend nennen konnte.

Da wohnt Sigismund, ſagte der alte Herr und deutete mit der Peitſche, er fuhr ſelbſt, auf die immer näher rückende Stadt.

Mich friert, rief das junge Mädchen, indem ſie ſich feſter in ihren Shawl wickelte.

Fürchteſt du dich? fragte der Amtmann lächelnd und ſah auf ſeine Tochter.

Dieſe, die keine andere als Sophie, Sigismund's Braut, war, entgegnete mit beklommener Stimme: Wenn er nur nicht ernſtlich krank iſt!

Was ſollt' er! fuhr der Amtmann ärgerlich heraus. Es wird eine Erkältung, nichts weiter, Folge von den fortgeſetzten Studien auf der kalten Bibliothek und der veränderten Lebensweiſe ſein. Es wäre Zeit, daß ihr euch endlich verheirathetet. Die Ehe wird den Sigismund kuriren. Das Haus iſt in Ordnung. Die Ausſteuer iſt fertig. Ich weiß nicht, wozu und warum er dieſe Reiſe unternommen und die Hochzeit aufgeſchoben hat.

Sophie blickte nieder. Der Amtmann trieb den Grauſchimmel an. Er hatte ſich Tags vorher mit Sophie, die beunruhigt über Sigismund's Ausbleiben war, aufgemacht, hatte unterwegs bei einem Freunde übernachtet und fuhr nun im ſcharfen Trabe in die Stadt vor dem Gaſthaus, „Zum Einhorn" genannt, vor, ließ die Tochter ausſteigen, in ein Zimmer treten und eilte, indeß ſich Sophie zaghaft vor dem Spiegel die Locken wieder rollte, hin zu Sigismund, den er nach einer völlig durchwachten Nacht ſo blaß und verſtört traf, daß er ohne Schwierigkeit an die vorgegebene Krankheit glaubte, ſich an Sigismund's Bett ſetzte, ihm

herzlich die Hand reichte und ihm gutmüthig zur Erheiterung die Nachricht ohne Umſchweif mittheilte, daß Sophie hier ſei. Wäre der Arme nicht ohnedies ſo bleich geweſen, der Amtmann hätte den über ihn kommenden Schrecken bemerken müſſen. Jetzt ſah er in Sigismund nur einen Kranken und meinte wohlwollend: Das Mädchen wird ſich härmen, wenn ſie erfährt, daß Sie ernſtlich unwohl ſind. Sie hat ein großes Verlangen, Sie zu ſehen.

Ich werde aufſtehen und zu ihr gehen, ſagte Sigismund fiebermatt.

Mit nichten, entgegnete der Amtmann und war der Anſicht, wenn Sigismund ſich ins andere Zimmer aufs Sopha legen, einen Rock anziehen wolle, ſo könne wol auch die Braut einmal zu ihm kommen, beſonders da ich dabei bin, ſetzte er gutmüthig hinzu.

Die Nachricht von Sophiens Ankunft, die Erinnerung an Ida's Verlobung, ſeine eigene Verpflichtung, die ihm jetzt wieder drängend unter die Augen trat, die durchwachte, in tiefen Gemüths-

ſchmerzen durchwachte Nacht, alte angeſtammte Vorurtheile, nur weggedrängt, nicht ausgerottet, die in ihn gepflanzte Gewiſſenhaftigkeit, alles Das kam mit Gewalt auf ihn eingeſtürmt. Ich bin wahnſinnig, ſagte er heimlich zu ſich, als der Amtmann Sigismund's Quartier muſterte. Ich gehöre Sophien, ſie hat mein Wort, ich habe kein Recht mehr auf mich, ich muß, muß . . . .

Er hatte Sophien zu lieben geglaubt und ſo lange er Ida nicht kannte, war ſie ihm einfach und anſpruchslos erzogen, häuslich und ſeinem Glücke nicht entgegen vorgekommen. Ihr hübſches Talent zur Muſik war ihm erquicklich geweſen. Sie ſpielte ziemlich fertig, führte krauſe, wirbelnde, wie elegiſche und ſentimentale Compoſitionen aus, hatte mehr Fingergeläufigkeit als Verſtändniß, was Sigismund nicht eher erkannte, als bis er ſie mit Andern, beſonders mit Ida vergleichen konnte und ſtand nun da, ſich Ida ſtrahlend vor Liebreiz und Sophie ſo nüchtern vorſtellend, daß er zuſammenfuhr und ſagte: Ich muß, aber ich kann nicht.

Er führte ſich Alles vor die Seele, was an

Sophien vortheilhaft ſein konnte. Er dachte an ihre häuslichen Tugenden, an ihre Anhänglichkeit an die Familie, an ihre Treue und Ausdauer während der Univerſitätsjahre, aber immer trat Ida's Bild phantaſtiſch dazwiſchen, flammend, unauslöſchlich, voll hohen Zaubers, dem er jubelnd entgegengezogen und von dem er im Wahnſinn ſcheiden mußte.

Einem Mädchen das Eheverſprechen brechen iſt ſchändlich. Ich habe keinen Grund dazu, ſagte er, ſich barſch anfahrend.

Keinen Grund? Er hatte tauſend Gründe, weshalb er Sophien nicht heirathen mochte; aber dieſe Gründe einrahmen in eine triftige Entſchuldigung, ſie den Aeltern und ihr auseinanderſetzen, das konnte er um ſo weniger, als eine von Seiten des Mannes aufgelöſte Verbindung ohne hinlänglichen Beweggrund wie eine Ehrenkränkung und in kleinen Städten vollends wie Leichtſinn ausſieht. Allmälig verſenkte er ſich wieder in die Heiligkeit der Pflichterfüllung, in den Gedanken, daß Sophie ſich härmen und grämen würde, dachte,

daß Ida doch für ihn verloren ſei, was man ſo gemeinhin verloren nennt, an ihre Anſprüche, an ſeine beſchränkte Lage, die nicht zu der ihren paßte, an ihre Verwöhnung, an ſeine bürgerliche Abkunft . . . Nein, es darf nicht ſein, rief er ſo laut, daß der Amtmann ſich umſah und erſtaunt Sigismund hinter ſich erblickte.

Was darf nicht ſein? fragte er treuherzig.

Sigismund ſchwieg betreten. Der Amtmann ging und holte Sophie. Sie kam zögernd. Als ſie Sigismund blaß auf dem Sopha ſitzen ſah, ſtieß ſie einen hellen Schrei aus, lief auf ihn zu, blieb ſtehen und ſagte verwirrt: Wie du krank ausſiehſt!

Indeß hatte ſie Sigismund auch betrachtet und zum erſten Male ihr einfaches Bild in ſich aufgenommen. Ach, es erhob ihn nicht, es machte ihn nicht trunken vor Seligkeit wie der Anblick Ida's! Es war ſeine Braut, er konnte nicht los von ihr, ohne ſich ſelbſt und ſie in den Augen der vorurtheilsvollen Menge verächtlich zu machen! Seufzend fuhr er mit der Hand über die Augen,

raffte ſich auf und trat ans Fenſter. Sophie folgte. Der Amtmann ſetzte ſich, ſtopfte eine Pfeife und ſagte:

Lieber Schwiegerſohn, Sie ſind ein Menſch, dem die Ehe eine wohlthätige Abdämpfung gewähren wird. Sie haben das Leben etwas kraus angeſehen. Deſto ſicherer wird die eingefriedigte Exiſtenz ſein.

Sigismund's verwirrtes Geſicht widerſprach dem lebhaft. Doch faßte er ſich gewaltſam, reichte Sophien die Hand und ſagte weich: Wir wollen ſuchen glücklich zu ſein.

Während er ſo ſprach, war es im Hauſe gegenüber, in der Born'ſchen Wohnung, lebendig geworden. Born ſaß mit Ida am Frühſtückstiſch, verſtimmt über ſein Geſpräch mit Sigismund, über die Lilienthal-Reisland'ſchen Anſprüche, über ſeine Schweſter, die ſtumm mit den Taſſen klapperte und eben auch nicht wie Jemand, der geſchlafen hat, ausſah. Sie fühlte ſich angegriffen und ihre Augen zeigten Spuren vergoſſener Thränen. Wie ſie Born anſah, konnte ſie nicht umhin zu denken,

daß er neben viel Liebe für ſie doch einen gewiſſen ſpitzfindigen Egoismus beſaß, der faſt erbarmungslos ihr die ſchönen Jugendträume knickte, und Born, auch nicht von Denen, die heiter ſind, wenn es innerlich wogt und tobt, verrieth durch Reizbarkeit die Unruhe ſeiner Gefühle, ließ den Kaffee ſtehen und war eben im Begriff, Ida mit ſeinen Sophismen über die Ehe von neuem zu ermüden, als Fritz zwei Briefe von der Poſt brachte, die Born aufriß und las.

Die Geſchichte wird immer drolliger, rief er entrüſtet. Da bekomme ich einen anonymen Brief von irgend einer alten Tante der Lilienthal-Reisland'ſchen Clique, die mich kraft meines Gewiſſens auffodert, zwiſchen den zwei Mädchen zu wählen. Hol der Kukuk die alten Tanten, die heirathsluſtigen Töchter und die Freier, die ſich fangen laſſen!

Vielleicht wäre es beſſer, ſagte Ida ernſt, du machteſt der Ungewißheit ein Ende, heiratheteſt und würdeſt ein ordentlicher Menſch.

Born ſah ſie ganz verblüfft an. Dann ſagte er bedauerlich: Es iſt eine große Befangenheit in

dir, daß du mir in dieſen verſchiedenen Conflikten nichts Anderes als die Ehe rathen kannſt.

Denkſt du denn gar nicht an die armen Mädchen, die auf dich hoffen und die du unglücklich machſt? ſeufzte Ida.

Hoffen ſie auf mich? rief Born unwillig. Bilde mir ſo etwas nicht ein! Sie hoffen auf die Ehe, auf eine geſellſchaftliche Stellung. Ich bin nur der Deckmantel.

Du beſtätigſt, entgegnete Ida, was ich ſchon öfters ſagte. Die Ehe ſoll kein Deckmantel, ſondern nur das höchſte Glück der Liebe ſein. Ich habe mich auch bedacht und werde Herrn von Rhode ſchreiben, daß aus unſerer, nur um des Geldes willen geſchloſſenen Verbindung nichts werden kann. Laß uns arm, aber frei bleiben!

Born war verſteinert. Biſt du wahnſinnig? rief er. Da liegt ein Brief von Rhode, der ſich für morgen ankündigt. Was willſt du ihm ſagen, wie dieſe Charakterloſigkeit verantworten?

Ida flammte hoch auf, dann ſagte ſie: Ich könnte Vieles verantworten, lieber Bruder!

Thu, was du mußt, ſagte er kalt. Du biſt dein, wie ich mein Herr. Beide hängen wir vom Proceß ab. Iſt der Vergleich nicht möglich, gut, ſo müſſen wir ohne ihn fortbeſtehen. Ich werde Dienſte nehmen, irgend eine kleine Stelle wird ſich finden. Du wirſt dich nützlich machen . . . .

Je länger er ſprach, deſto verwirrter ward Ida. Sie lehnte mit der Stirn an den Fenſterſcheiben, da flimmerte es ihr plötzlich vor den Augen, und wie ſie aufſah, erblickte ſie Sigismund, den ſie ſtillſchweigend frei glaubte, auf den ſie baute, Sigismund, den Verlobten einer Andern und dieſe Andere plötzlich drüben vor ihr in ſeinem Zimmer, vertraulich vom zitternden Sonnenſtrahl umſpielt. Mit vorgebeugtem Körper, mit angehaltenem Athem, die Lippen halb geöffnet, von einem Schmerz ſonder Gleichen berührt, Zunge und Gehirn wie Blei, ergriff es Ida mit Verzweiflung. Indem trat Fritz mit einem ſuperklugen Geſicht herein. Der Doctor Hallig hat Beſuch bekommen, ſagte er, das Geſchirr forträumend. Fräulein Braut und der Herr

Schwiegerpapa ſind angelangt. Sehen die gnädige Herrſchaft nur hinüber. Sie ſtehen alle Drei am Fenſter.

Ida zuckte zuſammen und Born entgegnete erſtaunt: Was du ſagſt, Fritz! lief ans Fenſter, umſchlang die blaſſe Ida und ſah hinüber auf Sigismund. Schon war dieſer ins Zimmer zurückgetreten, als Born bemerkte: Der Arme kann ſeinem Schickſal nicht entrinnen. Sie ſind ihm nachgereiſt, um ihn an ſeine Pflicht zu mahnen. Es iſt ſchade um ihn, ſehr ſchade.

Dann wandte er ſich zu Ida, und wie er ſie erſtarrt und ganz verändert ſah, ſagte er zärtlich, ihren Zuſtand auf ihre Verbindung mit Rhode beziehend: Mache dich frei, Ida, ich kann dich nicht leiden ſehen.

Einen Augenblick ſtutzte Ida, dann lehnte ſie ſich an Born und ſeufzte matt: Vergib meine augenblickliche Muthloſigkeit. Es war ein Schwindel, er iſt vorüber. Ich heirathe Rhode.

Born ſchloß ſie in ſeine Arme; ſie lag müde und ergriffen an ſeiner Bruſt. Der Contraſt dieſer

anſcheinenden Ruhe und ihrer Erregung war fürchterlich. Doch wars nur ein Augenblick. Dann lächelte ſie, es ſchien, als ob ein mitleidsvoller Engel herabſtiege und ſie ſtärkte. Nach einer Pauſe ſagte ſie fröhlich: Meine Sehnſucht iſt erfüllt. Du biſt der ſchönſte Zweck meines Lebens. Laß uns gemeinſchaftlich an Rhode ſchreiben und ihn willkommen heißen.

Sie hielt inne. Ihre Lippe zuckte. Wie von einem mächtigen Entſchluß gehoben, blitzte es ihr im Auge und, ſich vom Fenſter wegwendend, rief ſie mit dem Ausdruck eines bis zur Schwärmerei geſteigerten Gefühls: Wilhelm, du ſollſt mich finden, wie du mich erwarteſt; ich habe Kraft, Liebe, Ausdauer . . . Sie verſtummte in leidenſchaftlicher Erregung und Born hielt es, als Weltmenſch, für angemeſſen, nicht weiter in ſie zu dringen. Er zupfte an ſeinem Schlafrocke, blies ein paar Stäubchen von den Möbeln und ſuchte einen Uebergang zur Heiterkeit, indem er von den zu ſtechenden Verlobungskarten ſprach.

Laß ſie roth wie die Liebe, gelb wie der Zorn,

grün wie die Hoffnung machen, ſagte ſie anſcheinend muthwillig, aber innerlich zerriſſen.

Abends kam Sigismund. Er hatte ſich von Sophien fortgeſtohlen und wollte Ida ſprechen. Sie ließ ſich verleugnen.

Was willſt du machen? ſagte Born bedauerlich, als Sigismund ihm auf der Treppe begegnete. Rhode kommt morgen. Ida hat viel zu beſchicken. Ueberdem iſt es für dich beſſer, daß du ſie nicht wiederſiehſt. Nimm dich zuſammen, guter Junge, ſuche den feindlichen Widerſpruch in dir zu erſticken. Er macht dich krank.

Krank iſt das Wort, ſagte Sigismund über die Straße nach ſeiner Wohnung zurückſchwankend. Krank am Leben, an der Nothwendigkeit, krank — aber nicht wortbrüchig.

Tags darauf war er mit Sophien fortgereiſt und Fritz trug Ida's Verlobungskarten in der Stadt herum.

2.

Fünf Jahre waren verſtrichen. Vieles hatte ſich verändert. Born war nicht mehr der raſche Tänzer von ſonſt. Bleiern lag es auf ihm, daß er bereits fünfunddreißig Jahre zählte. Wie er ſich um neun Uhr zu einem Ball in dem noch immer zahlreich beſuchten Reisland'ſchen Hauſe rüſtete, die Cravatte ſteifer ſchnallte und den Backenbart kämmte, durchzitterte es ihn mit Unmuth, nicht mehr der Erſte unter den Jungen zu ſein.

Warum muß man alt werden? murrte er, indem er mit den Augen blinzelte und ſich ein weißes Haar ausriß. Er verſuchte die Glacéhandſchuhe anzuziehen, beſah ſeine Firnißſtiefel, machte eine Pirouette und ſank, den Kopf mit der Hand ſtützend, auf einen weichgepolſterten Lehnſtuhl. Wir waren jung, ſeufzte er ſchwermüthig. Was das für ein Schmerz iſt, ſich ſagen zu müſſen: wir waren, wir ſind nicht mehr. Aber wir wol-

len jung bleiben, wir wollen! rief er aufſpringend. Wozu dieſes Bangen, wozu dieſe Unſicherheit? Man iſt, was man ſein will. Bin ich auf der Schwelle einer neuen Exiſtenz, ſo bin ich doch! Zwar mußte ich mich gewöhnen, daß meine Abſichten lächerlich gemacht und meine Grundſätze verleumdet wurden, aber noch habe ich nicht vor dem Gekläffe der Hunde gebebt, noch bin ich nicht gewichen und werde, wills Gott, nicht von dem eingeſchlagenen Wege weichen!

Er horchte, ob der Wagen vorführe, dann bog er ſich in ſeinen Lehnſtuhl zurück. Wie viele bunte Bilder, die ihn gaukelnd umgaben! Lilla und Auguſte, ſeine Flammen vor fünf Jahren, waren beide verheirathet. Lilla war dem Baron Mäuſeburg und Auguſte dem reichen Fabrikherrn und Commerzienrath Schmidt zu Theil geworden. Mäuſeburg war, trotz ſeiner guten Eigenſchaften, ungeſchickt genug, nur ſeine Fehler zu zeigen, leidenſchaftlich und doch über die Leidenſchaften ſpottend, ein Menſch, der ſich in Allem verſuchte und ſeine Bekannten gleichſam betaſtete, blos um ſeinen Vor-

theil zu erſpähen. Schmidt war das Gegentheil, ernſt und gewiſſenhaft, ſchweigſam, mager, mit ſonderbar dünnen Beinen, die mühſam den dickern Oberleib trugen. Meiſt ſchwarz gekleidet, machten die mit Gold geſtickten und mit bunten Steinknöpfen verſehenen Weſten deſto größeres Aufſehen. Auf dem, in Kaffee getränkten Spitzenjabot funkelte eine diamantene Bruſtnadel, die in ihrer geſchmackloſen Faſſung doch charakteriſtiſch erſchien. Wer Auguſte neben ihm mit den reizenden Schultern, dem ſchönen Geſichte, den jugendlich vollen Formen ſah, glaubte das Leben neben dem Tode zu erblicken. Der ſieht wie der Kirchhof aus! rief Auguſtens funfzehnjährige Schweſter, die zu Born's Erſtaunen in den fünf Jahren ein ſchönes Mädchen geworden war. Man ſah ſie misbilligend an. Er iſt reich, hieß es. Auguſte muß glücklich ſein. Aber Auguſte war ein ſeltſames Geſchöpf. Ihre Kindheit verſprach eine geiſtreiche Zukunft. Nur das lernend, was ihr behagte, widerſtrebte ſie oft und blieb ſtundenlang in unklaren Träumereien verſunken, in denen ſie entweder den Spielen der

andern Kinder nachläſſig zuſah, oder daran mit einer erſchreckenden Heftigkeit Theil nahm. Abwechſelnd thätig oder leidend, ohne Ausdauer und doch merkwürdig begabt, hatte ihr Charakter einen Anſtrich von Wunderlichkeit, der anzog und abſtieß. Ihre erſte und einzige Neigung gehörte Born. Sie war ſo feſt überzeugt, daß er ſie heirathen würde, daß ſie jahrelang alle übrigen Anträge von ſich wies. Allein Born, der nicht an die Ehe, oder doch nur zögernd dachte, zog ſich erſchreckt über die an ihn ſtillſchweigend gemachten Anſprüche zurück und beſuchte die Lilienthal-Reisland'ſchen Häuſer erſt dann wieder, als Auguſte und Lilla verheirathet waren. Auguſtens getäuſchte Hoffnungen, die für Born zurückgedrängte Neigung, ihre Verbindung mit Schmidt, die ihr inneres Leben leer ließ, trieben ſie an, ihr Talent zum Geſang auszubilden. Die langen, faſt peinlichen Studien bezwangen Auguſtens Gemüth. Durch ſie gelangte ſie zur anſcheinenden, wenn auch nicht zur wirklichen Ruhe. Sie hatte manche Reiſe mit Schmidt gemacht. Der tiefblaue italieniſche Him-

mel, die Kunſt und Alterthümer ſchürten ihre Phantaſie. Als ſie von dieſer Reiſe in dieſer Stimmung heimkam, begegnete ihr Born. Ihre Neigung erwachte wieder. Sie verglich Born mit Schmidt, erſchrak, daß er ſo liebenswürdig geblieben war, und ſchwur ſich, ihn nicht wiederzuſehen. Aber heimlich in ihrem Boudoir nahm ſie ein Blatt Papier und zeichnete ihn. Bald ſtellte ſie ihn ruhig und kalt in ſeiner gewöhnlichen Art, bald idealiſch dar. Das war ein fortgeſetztes, unſelig-ſeliges Denken an ihn. Wenn er ihr begegnete, war ſie ſchüchtern und befangen. Wenn ſie ihn nicht ſah, fühlte ſie ſich glühend vor Leidenſchaft. Dieſe goldene Zeit, wo die Liebe an ihrem eigenen Gefühl ſich ſättigt, ſollte bei Auguſten nicht lange dauern. Born war nicht ſtoiſch genug, um Auguſtens Liebe zu errathen und von ſich zu weiſen. Daß er ſie nicht geheirathet hatte, war ſchon ein Unrecht. Sollte er nun ein zweites hinzufügen und ſie nicht lieben? Hatte er ſie doch in einem Augenblick wiedergeſehen, wo die Neuheit ihrer Erſcheinung die Geſellſchaft für ſie einnahm. Darum ließ

er ſich vom Strome mit fortreißen, ohne an das künftig, an das Ende zu denken.

Es war auf einem Balle, wo er Madame Schmidt getroffen und wiedererkannt hatte. Die Einfachheit ihres Anzugs, die matte Bläſſe ihres Geſichts, die ſich mit ihrem Halſe und dem Kreppkleide, das ſie trug, vermählte, die zarte, kaum mit einer bengaliſchen Roſe zu vergleichende Röthe, die auf ihren Wangen ruhte, gaben ihr etwas Feenhaftes, das ſich im Tanze mehrte, wo ſie ſich leicht wie ein Hauch zeigte. Born hatte ſie von Weitem beobachtet. Eine ſeltſame Bewegung ergriff ihn, als er Auguſten in jener ſylphidenartigen Geſtalt wiedererkannte. Sie war graziös, ohne in ihren Bewegungen lebhaft zu ſein, lächelte ſchwermüthig und ſchien eher geängſtigt als erfreut, wenn ſich ihr Jemand näherte. Born ſah ſich im Tanzſaal um und trat dann zu ihr. Sie kennen mich nicht mehr, ſagte er lebhaft, aber ich würde Sie überall erkannt haben, ſetzte er leiſe hinzu, indem er gleich eine Art von Verhältniß anſpann. Er war leider ein Menſch, dem das Ich viel und der

Andere weniger galt. Fühlte er ſich angeregt, ſo betäubte er ſich, nicht um vernünftig zu bleiben, ſondern um die Vernunft von ſich als unbequem zu weiſen.

Die Reisland'ſche Fête, zu der wir ihn in ſeinem Zimmer vorbereitet geſehen haben, war ſehr glänzend. Als Born aus der Dunkelheit in den hellerleuchteten Ballſaal trat, blieb er wie geblendet ſtehen. Das Local, zu einem wahren Feenpalaſt umgewandelt, konnte ſich der ſchönen Frauen, der diamantenen und ſchillernden Toiletten wegen füglich mit einem Treibhaus vergleichen. Ueberall Glanz, Feinheit der Stoffe, ſchimmernd wie Libellenflügel, Spitzen und Blonden mit Gold- und Silberfäden durchwirkt, Wolken von Gaze und Krepp, Blumen von Feenhänden hervorgezaubert, Federn mit tropiſchen Farben übergoſſen, Perlen und Seide künſtlich ineinander verſchmolzen, wie wenn ein Genius an den Webſtühlen geſeſſen hätte. - Dieſer Luxus war in Harmonie mit der Schönheit der anweſenden Frauen. Der Blick überflog blendend weiße Formen, Augen funkelnd wie Onyxe,

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

oder ſanft ſchimmernd wie Türkiſe, Stirnen, die voll ſinniger, würdevoller Gedanken waren. Das Tönen der Muſik, das Rauſchen der Kleider, die neckenden Stimmen miſchten ſich mit Polkas und Galoppaden. Zauberiſch ſchien das Ganze, dieſe Melodien voll Düfte und dieſe durch kryſtallene Lichter in Irisfarben ſchmelzenden Flammen der Hand einer Fee entſtiegen und der ſchwarze Hintergrund der Männer nur für den glänzenden Vordergrund der Frauen da zu ſein. Wer dieſe Welt betrachtete, mußte ſich ſagen, daß ſie neben der blendenden Hülle auch eine Seele, Gedanken und Gefühle hatte, denn verborgene Leidenſchaften gaben ihr eine ſcharf ausgeprägte Phyſiognomie, in der anſcheinend flatterhafte Mädchen tiefere Wünſche verriethen, harmloſe Frauen ſich hinter dem Fächer Bosheiten oder übertriebene Complimente mittheilten; kurz, dieſe geſchmückte, durchduftete und gezierte Geſellſchaft überließ ſich einem Taumel, in dem Born mit fortgeriſſen wurde, doch nur einen Augenblick, dann faßte er ſich, foderte Marie, Auguſtens funfzehnjährige Schweſter, zum Tanze auf

und war höchlich verletzt, als dieſe ihm lachend erwiderte, ſie hätte keine Ehrentänze übrig.

Bin ich denn ſo alt, ſagte er ärgerlich, daß Sie mich unter die Ehrentänzer rechnen?

Für mich ſind Sie es, ſagte ſie keck und galoppirte mit einem jungen Menſchen davon.

Born lehnte unmuthig an einer Conſole und ſah dem Tanze zu. Marie iſt ein allerliebſtes, aber ſehr impertinentes Ding, dachte er, ſie in ihren Bewegungen verfolgend. Was ſie für einen kleinen Fuß, was für eine ſchlanke Taille ſie hat! Der Mund könnte ſchöner ſein, aber welche große Augen, in denen nichts als Schalkhaftigkeit lacht. Dann wandte er ſich in Gedanken zu Auguſten, verglich und muſterte, gab Lilla den Arm, als es zu Tiſche ging, und ſaß unverſehens wieder neben Marie, die ihn ſcherzend Onkelchen nannte und aus ihm, zu ſeinem größten Verdruß, eine Reſpektperſon machte. Eben wollte er ſich rächen, da brachte ihm der Diener ein Billet. Von Ida, ſagte er überraſcht, ſich zu Lilla wendend. Dann las er und entfärbte ſich.

„Zürne mir nicht", ſchrieb ihm die Schweſter. „Ich bin hier in deiner Wohnung, plötzlich von meinem Manne getrennt, in der Unmöglichkeit länger mit ihm zu ſein. Komm zu mir, damit ich dir mündlich die Sachlage vorlegen und deine Entſcheidung hören darf."

Born ſchlug ſich vor die Stirne. Gott! dachte er, als er ſich von den Damen beurlaubt hatte und durch die Nacht raſch ſeinem Hauſe zueilte, heirathe doch ein Jeder ſo ſpät als möglich. Was das für Verhältniſſe, für verwirrende Unglücksfälle ſind! Das iſt auch ein Fluch unſerer Zeit, daß die Frauen das Leben nicht ruhig genug zu nehmen wiſſen. Woher dieſe Haſt? Daher, weil der Mann länger als eine Frau jung bleibt. Die Armen müſſen raſch leben, weil ſie kurz leben. Wir Herren der Schöpfung ſind eigentlich vom fünfunddreißigſten bis funfzigſten Jahre am glücklichſten. In dieſem blühenden Alter haben wir den Schatz der Erfahrung geſammelt, kennen das Leben und bewältigen die Leidenſchaft, ſtatt daß die Frau kaum funfzehn Jahre Jugend beſitzt und nach ih-

nen nichts als Spreu bleibt. Von den Kanzeln müßte geſagt werden, was Alles für Uebelſtand aus der jetzigen Ehe entſpringt. Man ſehe nur die Uebervölkerung, die Auswanderung, man denke nur an die Fabrikarbeiter, an das Unglück der Verarmten, an die Vielkinderei, die täglich überhand nimmt. Der Apoſtel Paulus ſagt ſehr weiſe: Heirathen iſt gut, nicht heirathen iſt beſſer. Aber wer nimmt ſich Sprüche aus der Bibel zu Herzen? Und dabei ahnen die Frauen nicht, welcher Heroismus von Seiten des Mannes dazu gehört, ſich in dieſe entnervende Inſtitution hineinzubegeben, davon nicht zu reden, daß ein Ehemann nie ſeines Eigenthums ſicher iſt. Eine hübſche Frau wird ſtillſchweigend wie ein moraliſches Gemeingut angeſehen.

Er machte eine Pauſe, ſtand ſtille und dachte dann weiter: Welche elende Kleinigkeiten, die eine Ehe ſtören, ſie null und nichtig machen können; z. B. ein elegant bekleideter Fuß (er ſah ſeine pariſer Stiefel an), ein Frack vom Schneider Staub, ein Paar Handſchuhe von Spiegelhalter, eine Cravatte von Boivin.

Indem war er vor ſeinem Hauſe angelangt. Was habe ich heute nicht Alles erlebt, getrieben und geſchwatzt! ſagte er raſch die Glocke ergreifend. Ich bin ſogar verliebt, ob in Auguſte oder Marie, weiß ich zwar nicht, aber verliebt bin ich. Deswegen darf ich mit dem Heirathen mich nicht übereilen.

Durch ſolche Gedanken ſuchte er ſich ſeinen Aerger über die Schweſter wegzutändeln. Oben warf ſich ihm Ida mit einer Flut von Thränen in die Arme.

Gut, daß ich dich wiederhabe, rief ſie ſchluchzend. Wie habe ich an Liebe gedarbt, mich nach dir geſehnt, dieſe Stunde herbeigewünſcht!

Faſſe dich, ſagte Born beruhigend, indem er ihr die Haare von der Stirne ſtrich.

Sie umſchlang ihn noch feſter. Nein, ſagte ſie, laß mich mein Leid ausſtrömen. Ich will dir Alles erzählen, mich an dir aufrichten, dir ſagen: So viel habe ich gelitten, es iſt genug, das Maß iſt voll, ich will nicht länger leiden.

Born ſtand erſchüttert da. Sie ſank auf das

Sopha zurück, zitternd, aufgelöſt, ein Bild des Grams. Das ſchwarze, anſchließende Kleid zeigte ihre zarter gewordenen Formen, der Blick war fieberhaft; alabaſtern guckten die Hände aus den knappen Aermeln hervor. Schon ſah ſie nicht mehr der Ida vor fünf Jahren ähnlich. Ihr Geſicht, das früher in friſchen Farben glühte, war weiß und matt geworden. Violette Schatten hatten ſich unter die Augen gelagert. Wenn dieſe, ehemals von Lebensluſt, hinter feuchten Schleiern gelacht hatten, ſo ſah man, daß inneres Leiden den Ausdruck und die Bewegung jetzt ſchwerfälliger machten. Born war ſehr erſchüttert, Ida ſo wiederzuſehen. Gehörte er auch zu Denen, die Ideen, Reſultate und Mittel da erblicken, wo Andere Gefühle, Genüſſe und Täuſchungen ſehen, ſo hatte er doch nur künſtlich die Wärme und Hingebung in die Tiefen ſeines rechtlich geborenen Innern verſenkt, abſichtlich ſich kalt und förmlich gemacht, um in eleganten Manieren und äußerlichen Liebenswürdigkeiten die Reichthümer ſeines Geiſtes zu verbrauchen; traurige Aufgabe eines Weltmenſchen,

der das höchſte Ziel, eine geſellſchaftliche Stellung, bezweckt! Ida's Anblick erweichte ihn gleichſam und rief die Stimmen ſeines Herzens, das mehr ſehnſuchtlos als gelähmt, mehr unbeſchäftigt als verdorben war, wach. Er ſetzte ſich neben ſie und indeß ſich ſein Verſtand in verworrenen, widerſprechenden, angefangenen und nicht vollendeten Gedanken verlor, ſagte er ihr liebevoll: Ruhe dich aus, pflege und ſchone dich. Morgen wollen wir ein Weiteres reden.

Sie lehnte ſich an ihn, ſah ihn mit trüben Augen an und ließ es geſchehen, daß er ſie in ein für ſie inzwiſchen hergerichtetes Zimmer führte, ſie auf die Stirne küßte und ſie der harrenden Kammerfrau mit den Worten übergab: Daß meine Schweſter nur gehörig ruht. Leiden Sie nicht, daß ſie früh aufſteht. Dann ging er, mit Schmerz dieſen gebrochenen Körper, die Nachläſſigkeit ihrer Stellung, ihre matten Bewegungen betrachtend. Verräth nicht Alles an ihr, daß ſie kein Intereſſe am Leben, die Freuden nur geträumt, nicht gekannt hat, dem Drucke trüber Erinnerungen er-

liegt? dachte er, ſchwermüthig in ſein Zimmer zurückgekehrt.

Die Lampe flackerte trübſelig. Er ſchraubte ſie in die Höhe. Wie ſie flammte, ſchickte er Fritz zur Ruhe und ſann über dies geſellſchaftliche Leben nach, das doch ein ſeltſam verſchrobenes Ding, voll parlamentariſcher Berühmtheit, ariſtokratiſchen und literariſchen Anſtrichs ſei. Und doch, wie voll kleiner Intriguen, todtgeborener Leidenſchaften, nichtsſagenden Glücks, Misachtungen ohne Urſachen, Blicken ohne Flammen, vielen, aber nutzlos verſchwendeten Geiſtes! Alle dieſe vorüberziehenden Figuren ſuchen weniger Genuß als Zerſtreuung! rief er. Glücklich wer ſich mit unbedeutenden Phraſen, mit lockenden Grimaſſen begnügen kann. Wer tiefer ſieht, erblickt Unglück oder Reue. Und nun iſt auch Ida mit in dieſen Strudel geriſſen und durch mich.

Es durchfuhr ihn, daß er ſie von Sigismund getrennt. Ob ſie wol glücklich mit ihm geworden wäre? ſeufzte er und erwartete ungeduldig den Morgen, um Ida wiederzuſehen und mit ihr ſprechen zu können.

Als er um zehn Uhr in ihr Zimmer trat, war ſie bereits angekleidet. Ihre langen, ſchönen Haare waren einfach in Flechten gelegt. Das Kleid war faltenreich und dunkel. Sie ſchien dem Toilettentand Lebewohl geſagt, auf Effekt und Eitelkeitsberechnungen Verzicht geleiſtet zu haben.

Zum erſten Male ſeit fünf Jahren habe ich ſanft und ſorglos unter deinem brüderlichen Schutze geruht, ſagte ſie weich. Zum erſten Male genieße ich einer Art von Häuslichkeit. Wie bitter hat mir das bei Rhode gefehlt. Sie reichte ihm eine Taſſe Thee, brachte ihm das Licht zum Anzünden der Cigarre, gab ihm ſein Lieblingsbrot und rief mit wehmüthiger Freude: Ich werde jung, jetzt, wo ich wieder bei dir bin.

Aber wie — was hat dich zu dieſer gewaltthätigen Handlung: zu dieſer Trennung von deinem Manne veranlaßt? fragte Born beſorglich.

Alles oder nichts, entgegnete Ida traurig. Wie ſoll ich es anfangen, dir alle die kleinen, oft unſcheinbaren und doch ſtarkwirkenden Züge zu ſchildern,

die dieſen Charakter gebildet und unleidlich gemacht haben.

Kindereien! rief Born unwillig.

Wären ſie es, entgegnete ſie ſanft, ich würde nicht hier ſein und dich betrüben! Aber Rhode's Fehler ſind mehr als Kindereien; es ſind die Auswüchſe eines rohen, deſpotiſchen Sinnes. Willſt du nun hören, was ich dir zu ſagen habe?

Er nickte und ſie ſetzte ſich zu ihm. Gott iſt mein Zeuge, fuhr ſie fort, daß ich einen ehrlichen Willen in die Ehe trug, daß ich ein unermeßliches Drängen hatte, aus Rhode's Exiſtenz Erfreuliches zu ſchöpfen. Ich warf mich in den Kreis meiner Pflichten betäubt und doch geſpannt, mir ſelbſt räthſelhaft, ſchwer lebend, aber entſchloſſen glücklich zu machen, um ruhig zu werden. Rhode, lieber Bruder, gehört jedoch zu Denen, die ſelbſt ihren Bekannten unerklärlich ſind. Sein Rang, ſeine Geburt, ein gewiſſer Höflichkeitsfirniß, kluges Zurückhalten und eine nicht unebene Außenſeite verbieten der Kritik, bis zu ihm vorzudringen. Ich möchte ihn den Fürſten vergleichen, die nie

ihr wahres Antlitz zeigen, von weitem geſehen aber Meteore ſind. Dabei beſitzt Rhode einen gewiſſen, geliehenen Liberalismus, der ihm zwar Schärfe in den Discuſſionen über Volksangelegenheiten gibt, doch innerlich nur Verſpottung jener Richtung iſt.

Du biſt hart, ſagte Born verweiſend.

Nein, entgegnete Ida, ich bin nur hellſehend. Er hat ſich die Wunderlichkeiten eines Genies, ohne Genie, anzueignen gewußt. Ich gebe zu, daß ſein Aeußeres etwas Außergewöhnliches verräth, aber näher beſehen, iſt Alles, bis auf ſeine Bewegungen, gemacht, Bewegungen, die dem Tiktak der Uhr in ihrer mechaniſchen Regelmäßigkeit nicht unähnlich ſehen. Du weißt, daß er ein juriſtiſches Werk geſchrieben hat. Er ließ es von ſeinen Freunden das beſte des Jahrhunderts, ein wahres, das einzige Meiſterwerk der Zeit nennen, war aber natürlich nicht fähig, ſeinen Ruhm auf ein zweites fortzupflanzen, weil ihm die Ausdauer für eine langwierige Arbeit fehlt. Von den Rechten ſprang er auf die ſociale Philoſophie, ſich zerſplitternd und doch immer vom Dämon der Ehr-

ſucht beſeſſen, über. Als er ſah, daß ein paar Männer durch großartig gezeichnete Anſichten vorwärts ſchritten, bedauerte er, nicht ein politiſches, ſtatt ein wiſſenſchaftliches Buch geſchrieben zu haben. Er glaubte ſich über Alle erhaben, befähigter als ſeine Collegen, war eiferſüchtig auf ſie, ein wahrer Komödiantencharakter, voll Egoismus, aber nicht ohne deklamatoriſches Talent. Niemand weiß beſſer Gefühle zu heucheln, ſich mit falſcher Größe zu bemänteln, mit glänzender Tugend zu ſchmücken, ſich in Worten hoch zu ſtellen, als eben er. Rhode, das kann ich dich verſichern, iſt mir wie Don Quixote in pappener Rüſtung vorgekommen. Im falſchen Gefühle ſeiner Größe und ſeiner Zukunft erlaubte er ſich Dinge, die ich Barbarismen des Gewiſſens nennen möchte. Sein Gemüth iſt niedrig und ſeine Hand reicht in Laſter und chamäleontiſche Anſichten in einem Grade hinein, daß das Zartgefühl für ihn eine wahre Chimäre iſt und er im Uebermaß ſeiner Grundſatzloſigkeit Alles rechtfertigt und das Schlechteſte entſchuldigt.

Gerechter Gott, welche Anklage! bemerkte Born

traurig. Was muß in dir vorgegangen ſein, um dir ein ſo hartes Urtheil bei der Milde deines Charakters eingeflößt zu haben? Arme Ida!

Bedauere mich weniger, entgegnete ſie gefaßt. Habe ich doch an Rhode's Seite viel gelernt! Mein Verſtand iſt ſchärfer, mein Rechtlichkeitsgefühl tiefer geworden. Wenn ich ihn beobachtete, der die Feigheit des Geiſtes gleichſam heiligte, von Jedermann ein weites Gewiſſen verlangte, ſo fühlte ich, daß das Maß des Rechtes für mich in dieſem Uebermaß, Feſtigkeit in dieſer gleißneriſchen Charakterloſigkeit lag. Was mich gleich in den erſten Tagen unſerer Ehe in Erſtaunen ſetzte, war die Erfahrung, daß Rhode das Geſtern mit dem Heute tödtete und weder Zeit noch Geduld zur Arbeit fand. Unfähig, irgend eine große Idee auszuführen, rettet er ſich hinter Phraſen, die der Epoche und dem Geſchmack gehören, oder, um mich deutlicher auszudrücken, er iſt unwahr, ein Bild falſcher Größe, ſchöner Schlechtigkeiten, voll brauſender Cascaden und entſetzlicher Sümpfe.

Als ich Rhode heirathete, blühte ſein Ruf.

Jedermann nahm ihn für ausgezeichnet. Ich ſelbſt war geblendet. Der Purpurmantel ſeines Ruhms, der ihm augenblicklich von den Schultern floß, deckte nur die Blößen ſeines Geiſtes. Wenn er mir in den erſten Tagen unſerer Verbindung ſagte, daß ein edles, weibliches Weſen einem fleckenloſen Gewiſſen gliche, in deſſen Nähe man groß und demüthig bliebe, ſo mußte ich ſehr bald erkennen, daß er zu den Männern gehörte, die fromm in der Gegenwart ihrer Frauen, von ihnen entfernt cyniſch und ſpottend ſind und ſie gleichſam durch groteske Späße geiſtig entehren.

Du weißt, daß er unſer Haus mit großem Luxus eingerichtet und mich ſelbſt in ein Boudoir gebannt hatte, deſſen Wände und Gardinen Sammt und Seide waren. Wie furchtbar ſtach dieſe Pracht von dem Elend unſerer Häuslichkeit ab! Rhode iſt geizig bis zur Thorheit. Vor der Welt und ſeinen Bekannten gilt er für großmüthig; nur ich wußte, daß ich ihm nichts für die dringendſten Ausgaben entreißen konnte, daß er das, was die Haushaltung und die Dienerſchaft koſtete, für über-

flüſſig erklärte und die billigſten Anſprüche meinerſeits ſehr unzart von ihm abgewieſen wurden. Jedoch hinderte ihn das nicht, ſich öfters mit namhaften Summen zu Wohlthätigkeitszwecken zu unterzeichnen, Bettler oder verſchämte Arme aber mit Härte fortzuſchicken, natürlich weil ſeine Großmuth hier nicht an die große Glocke gehängt werden konnte. Wer ihn in der Geſellſchaft von ſeinen Kämpfen mit Menſchen und Dingen reden hörte, der hätte ſchwerlich gedacht, daß er mir im Geheimen für einige in der Haushaltung gebrauchte Groſchen peinliche Scenen machen würde.

Das iſt ja der kritiſche Punkt faſt aller Ehen, bemerkte Born, und Ida entgegnete: Die Glockenblumen ſind nicht zarter, die Orchideen nicht reizender als ſeine Vergleiche, wenn er vor der Welt, nichts war roher, ungebührlicher als ſeine Ausdrücke, wenn er mit mir allein ſprach. Von vornherein hatte ich eine Art paſſiver Stellung ihm gegenüber eingenommen, die ihn erzürnte, ſtatt ihn entwaffnete, denn was vielleicht innere Würde, angeſtammte Sanftmuth war, nahm er für Heuchelei

und Unwahrheit. Wie oft habe ich mich bemüht, ihm Geſchmack für häusliches Beiſammenſein einzuflößen, wie oft mich in ſein Zimmer in der Vorausſetzung gedrängt, daß weiblicher Umgang ihm angenehm und erfreulich ſein müßte. Hatte er mich mit einem barſchen Worte abgefertigt und fort in mein Boudoir geſchickt, ſo mußte ich erleben, daß er ganze Tage und Nächte fortblieb, unwillig nach Hauſe kam und, wenn ich auf ihn gewartet hatte und ihm freundlich entgegentrat, von ihm wegen unnütz verbrauchten Lichts angefahren und wie eine Magd ausgezankt wurde.

Born ſah Ida mit ſchmerzlichem Lächeln an. Sie zerdrückte eine Thräne und fuhr mit Anſtrengung zu reden fort: Rhode hatte, wie geſagt, unſer Haus mit großem Luxus eingerichtet. Ein zweites Haus war von ihm früher für eine ſogenannte Freundin gemiethet und mit Aufwand meublirt worden. Dort ſpann ſich eigentlich ſeine wahre Exiſtenz ab. Dort aß und lebte er, wenn er nicht nothgedrungen bei mir ſein mußte. Ich erfuhr das zufällig durch die Unvorſichtigkeit eines ſeiner Be-

kannten und laſſe dich errathen, welchen Eindruck dieſe Entdeckung auf mich machen mußte. In meinem gerechten Schmerz ſchrieb ich dir darüber . . . .

Den Brief habe ich nicht bekommen, ſagte Born aufhorchend.

Ich weiß, entgegnete Ida traurig. Rhode hatte die Anordnung getroffen, daß meine Briefe durch ſeine Hände gehen, nach Gutdünken fortgeſchickt oder bei Seite gelegt wurden. Als er den, den ich dir nach der Entdeckung ſeines Verhältniſſes mit Mathilde Braun ſchrieb, geöffnet und geleſen hatte, kam er in einem Anfall von guter Laune zu mir und geſtand, im Beſitz meines Briefes zu ſein. Ich ſah ihn erſtarrt an, da lachte er und fragte mich, ſeit wann ich die Ehe vom Kammerjungfergeſichtspunkte aus betrachtet und ihn für treu gehalten habe? Die darauf folgende geniale Schilderung ſeines Lebens mit Mathilden endete damit, daß er ſie mir in ihrer Schalkhaftigkeit zum Muſter aufſtellte. Von dieſem Augenblick dachte ich ernſtlich an eine Scheidung, ſprach darüber mit

Rhode, wurde aber wie ein Kind, das Albernheiten ſagt, ausgelacht. Einmal, wo Rhode zufällig mit mir auf der Promenade war, begegneten wir Mathilden und er zeigte ſie mir, ohne daß ich es zu hindern vermochte. Sie hat wirklich — darf ichs leugnen? — ein reizendes Köpfchen, Züge voll geiſtreicher Correctheit, aber einen Blick, der dem der wilden Thiere in ſeiner ſtarren Grauſamkeit nicht unähnlich iſt. Die verſteht alle Fäden des Herzens beben zu machen, ſagte er mir und ſetzte hinzu, ſie kenne das Leben, von dem Käſebutterbrot an bis zu den Faſanen mit Trüffeln geſtopft. Wer ſie im weißen Gewande auf ihrer chaise longue ruhen ſähe, der nähme ſie für ein ſechzehnjähriges Mädchen, ſo träumeriſch unſchuldig ſei Alles an ihr. Einen Augenblick darauf ſpränge ſie auf und könne wie ein Huſar fluchen. Ihre Reize ſind ihre Widerſprüche, bemerkte er, indeß ich zernichtet daſtand. Obendrein nannte er meine gekränkte Ehre Sentimentalität. Wollte ich nicht noch Aergeres dulden, ſo mußte ich wieder ſchweigen. Als ich mich nun aber anſtrengte, ihm bei Gründung eines

politiſchen Blattes, das er im Auftrag der Behörde bei Gelegenheit des Landtags herausgab, behülflich zu ſein, fand er mich plötzlich brauchbar, beſonders wie ich ihm ſagte, daß heutzutage ein politiſches Blatt eine Macht ſei.

Die Ehrſucht iſt wie der Tod. Sie reicht überall hin, zerſtört und läßt nur das Gerippe zurück. Rhode war dem Blatte, das er gegründet, nicht gewachſen. Er wollte ſcheinbar liberal und doch innerlich ſtreng monarchiſch ſein. Natürlich ſchlichen ſich Fehler über Fehler, Taktloſigkeiten aller Art und endlich ſo viele Widerſprüche ein, daß er ſeinen Abſchied aus dem Miniſterium bekam. Man ſetzte ihn auf Wartegeld. Nun ging erſt meine eigentliche Leidenszeit an. Rhode, erbittert durch ſeinen Sturz, klagte mich, die ich ihm allerdings ſeine politiſchen Fehden nicht widerrathen hatte, an und überſchüttete mich mit Vorwürfen, die eigentlich ihm ſelbſt und ſeiner Partei gehörten. Um ſich an mir zu rächen, ſteckte er ſich hinter Armſeligkeiten, fand den Kaffee verbrannt und das Eſſen abſcheulich, machte mich verantwortlich für Knöpfe,

die an ſeinen Handſchuhen fehlten, und entwickelte einen Kleinlichkeitsſinn, der, täglich mit Stecknadeln dieſelbe Stelle treffend, endlich eine Wunde verurſachte und mich unglücklicher denn je machte. Wenn ich Rhode ſagte, er ſolle mir ſein doppelſeitiges Weſen, liebenswürdig in der Geſellſchaft und verletzend im Alleinſein, erklären, ſo entgegnete er: Weißt du nicht, daß man ſich in der Welt nie erzürnen, nur hier und da ein geiſtreiches Wort ſagen und ruhig im Augenblick ſein muß, wo man die größte Luſt hat, die Leute, mit denen man redet, aus dem Fenſter zu werfen? Im Hauſe zeigt man ſich natürlich in ſeiner wahren Geſtalt. Man muß ja Erholung von dieſem Weltzwange haben!

Wir zogen aufs Land. Rhode war gewohnt eine Rolle zu ſpielen, mit im Triebrad der Geſchäfte zu ſein. Als ihm das fehlte, ward er von einer Härte gegen mich, die jede Beſchreibung überſteigt. So ſehr ich mich, die ich ſeine gewaltthätige Laune als Folge ſeines Unglücks gleichmüthig ertrug, anſtrengte, ihm das Leben angenehm zu ma-

chen, ſo wenig gelang mir dies. Ich hatte ihm gemeinſchaftliche Spaziergänge vorgeſchlagen. Ich bat ihn, mich in der Geſchichte zu unterrichten, ſprach von der Selbſtadminiſtration unſers Gutes. Ueber dies, wie über ſo vieles Andere zuckte er die Achſeln, weil er nur Ein Intereſſe, den Ehrgeiz, beſaß und, da dieſer zerſtört, das Uebrige ihm gleichgültig war. Seine Freunde waren ſeine Feinde im Augenblick geworden, wo er ſich über ſie zu erheben geſucht hatte!

Ja, ja! unterbrach ſie Born. Das iſt der Lauf der Welt. Wer ſich erhebt, dem wachſen die Feinde aus dem Erdreich hervor.

Nach dem, einem Seiltänzer nicht unähnlichen Leben, das Rhode geführt hatte, entgegnete Ida, ward ihm der Aufenthalt auf dem Lande unerträglich. Er ging zuerſt häufig auf die Jagd, um ſich Bewegung zu machen, kam verſtimmt nach Hauſe, ging dann wieder, blieb länger .... Ich hatte mir längſt geſagt, daß ich ihm nichts ſei. Hätte ich mir einräumen dürfen, daß ich ihm nützlich werden könne, ich hätte, das kann ich betheu-

ern, ſeine Sorgen und Schmerzen, ſeine Höhe und ſeinen Fall getheilt, mich gezeigt und nicht gezeigt, ihm das Glück mit vollen Händen geſtreut, ohne Phraſen oder Vorwürfe, mich auszeichnen oder vernachläſſigen, mich nehmen und wie einen Gegenſtand mich wegwerfen laſſen. Aber was einem Manne gegenüber anfangen, der ſeine Frau wie ein Werkzeug betrachtet?

Man muß ihn ſeinen Weg gehen laſſen, ſagte Born unmuthig.

Das habe ich mir um ſo mehr geſagt, bemerkte Ida, als Rhode ein für mich aus hohlen Worten zuſammengeſetztes Problem, eine Art von Geſpenſt wurde. Ich zog mich von ihm zurück und hätte vielleicht in dieſer innern Stille das Gleichgewicht wiedergefunden, wäre ich nicht auf einem Spaziergange Rhoden begegnet, der ein weibliches Weſen am Arme hatte. Es war wieder dieſe Mathilde! Sie hatte, das erfuhr ich, in der Nähe des Gutes, aus wirklicher oder ſpeculativer Anhänglichkeit, eine kleine Wohnung gemiethet. Eine Stunde nach dieſer Begegnung verließ ich das Haus, um zu dir zu reiſen.

Ida ſchwieg erſchöpft und Born blickte zur Erde. Dann faßte er ſich und fragte mit beklemmter Stimme: Was willſt du nun thun, welchen Entſchluß wirſt du faſſen?

Ich will bei dir bleiben, entgegnete Ida haſtig.

Bei mir? ſagte Born betroffen. Nähme ich mich dann nicht aus, als begünſtigte ich deinen Schritt, träte in Feindſchaft mit Rhode und verwirrte die Partien, ſtatt ſie zu ſchlichten?

Dieſe kalten Worte betrübten Ida. Als ſie in Thränen ausbrach, fühlte ſich Born unangenehm berührt, darum eilte er ſie zu beruhigen und meinte, Ida ſolle ſich fern von gewaltſamen Entſchlüſſen halten, ein vorläufiges bei ihm Bleiben könne als Beſuch gelten, das compromittire weder ſie, noch ihn. Dann ſprach er von dieſem und jenem und kam bald wieder zu einer heitern Stimmung. Inzwiſchen meldete Fritz Rhode's Reitknecht an. Ida fuhr vor Schreck zuſammen. Born nahm ihm aber gelaſſen einen Brief ab, öffnete und las ihr den Inhalt vor, der damit ſchloß, daß er Ida zu

infamiren drohe, wenn sie nicht augenblicklich zurück zu ihm kehre.

Wahrscheinlich, sagte sie traurig, vermißt er mich als Haushälterin.

Das ist doch besser, als wenn er dich gar nicht vermißte, antwortete ihr einlenkend Born, der zwischen Mitleid für Ida und der Furcht vor Proceßwiderwärtigkeiten hin- und herschwankte. Aber einen Moment darauf sah ihn Ida mit ihrem stillen Antlitz so unsäglich sanft an, daß er, auf seine erste Idee zurückkommend, rasch sagte: Ich werde Rhode schreiben, daß du bei mir bist und dir Bedenkzeit ausbittest.

Sie hielt ihm ihre krankhaft weiße Hand sprachlos dankbar entgegen und er legte die seine freundlich hinein. Dann setzte er sich an den Schreibtisch, sagte Rhoden ein paar Worte, daß Ida's Gesundheit einer Erholung bedürfe, siegelte und als er den Reitknecht fortgeschickt hatte, bemerkte er nicht ohne Schwermuth: Wer hätte gedacht, daß wir uns in diesem Zimmer so wiederfinden würden! Welch ein Ballast von Leid ist über dich gekom-

men und hat dir deine Jugend verkümmert. Denkſt du noch, wie froh und geſchwätzig du warſt, als wir hier einzogen?

O, wol denke ich daran, entgegnete ſie beklemmt. Und nach einer Weile fragte ſie: Was weiß man wol von Sigismund?

Direct habe ich nichts mehr von ihm gehört, entgegnete er abſichtlich zerſtreut. Ich vermuthe, daß er Kohl gepflanzt und die Menſchheit vermehrt hat.

Ida ſchwieg verletzt. Born öffnete das Fenſter, ſprach von den Schmerzlichkeiten, die ſich einem Jeden aufdrängen, wenn man nach einer geringen Anzahl Jahre den Blick auf die wirft, die man geliebt und aus den Augen verloren hat, und ſagte dann: Wie ich weiß, hat Sigismund einige Bücher geſchrieben. Sie ſind gut. Ich habe ſie geleſen, ob ſie gleich nicht in mein Fach ſchlagen. Auch die Anzeigen darüber ſind günſtig.

Nun hatte Ida plötzlich einen Anhalt in ihrer ſtillen, oft unterdrückten Sehnſucht nach Nachrichten von Sigismund. Als ſie erfuhr, es wäre wieder

etwas erſchienen, hing ſie ihre Mantille um und ging raſch zum Buchhändler. Haben Sie die neuern Werke des Doctor Hallig? fragte ſie ſtockend, erſchrak freudig, als ihr der Commis zwei ſtarke Bücher brachte, verbarg ſie unter ihrem Mantel und lief damit nach Hauſe. Wie eine warme, weiche Hand, ſo legte ſich ihr der Gedanke ins Herz: Ich werde leſen, was Sigismund gedacht und geſchrieben hat! Sie fühlte ſich ſo glücklich mit den Büchern in der Hand, daß es ihr war, als ſei ſie nun nicht mehr allein. Ein befreundeter Geiſt begrüßte, eine ſeltſame Befriedigung durchbebte ſie. Sein Leben ſchien vor ihr zu liegen, ſeine Athemzüge ſich mit den ihrigen zu miſchen. Wie war ihr Alles ſo verſtändlich, ſo zuſagend! Sie lag ausgeſtreckt auf dem Divan, das Falzmeſſer in der Hand, raſch nacheinander die Seiten aufſchneidend, lächelnd und weinend, je nachdem die Stimmungen wechſelten, voll Bewunderung für dieſen feinen, mittelbaren Umgang, gewaltſam jeden Wunſch, jede Sehnſucht zurückdrängend und doch von ihr wie von Meeresflut überſchüttet, immer deutlicher ihre

unzerſtörbare Verwandtſchaft mit Sigismund, die phönixartig aus den Büchern und ihrem Herzen aufſtieg, erkennend, immer tiefer ſich in die Wahrheit ihrer Liebe verſenkend.

Einmal fand ſie, mitten unter pädagogiſchen Erörterungen, folgende philoſophiſche Stelle: „Wenn es Menſchen gibt, ſchrieb Sigismund, die wie unheilvolle Strömungen kleine, heimlich angelegte Glücksinſeln zerſtören, ſo ſind es unſtreitig diejenigen, welche die Ehe unauflösbar gemacht und die Geſchlechter zur Liebe gleichſam gezwungen haben. Wer weiß nicht, wie unerträglich im Innern der Familien jene ſchwer zu ertragenden Launen, jene prickelnden Gewohnheiten ſind, in welche Frauen hineingerathen, weil ſie das menſchliche und männliche Herz nicht kennen. Sie enden, ohne angefangen zu haben, erziehen Kinder, die unreif bleiben und bilden eine ganze Generation voll Schwachheit. Das Alles, weil ſie glauben, daß Stricken, Bibelleſen und Rechnen eine vollſtändige Erziehung ausmachen! Und doch liegen in einem weitverzweigten Unterricht mehr

Glückselemente, als man ſich gemeiniglich geſtehen will.“

An einer andern Stelle las Ida: „Wir ſind Menſchen und Chriſten. Wir predigen Gleichheit und thun doch Alles, um den Unterſchied zwiſchen uns und dem Nächſten fühlbar zu machen. Womit dieſem Unheil ſteuern? Wäre es nicht wünſchenswerth, ſich weniger um Fremdes und mehr um Eigenes zu bekümmern, das vorzugsweiſe auszubilden, was Schmerzen heilt und Thränen trocknet?“

„Die Ergebung iſt heilſam für das Individuum und ſchädlich für die Maſſe. Wird man behaupten können, daß man ſich nicht an das Ideale, nicht an das Abſolute, ſondern an die Einzelheiten der directen Nützlichkeit zu halten hat? Die Natur beweiſt, daß ſie oft Körner mit vollen Händen ausſtreut, um nur ein einziges aufgehen und Wurzel faſſen zu ſehen. Jeder ſuche in ſich das Wahre, horche auf die Stimmen des Herzens, laſſe ſich von ihnen leiten und führen. O wie beneidenswerth ſind die voll Vertrauen und Hingebung,

voll Herzlichkeit und Friede die Werke ihrer Tage keimen und gedeihen ſehen, ihr Glück in die hergebrachte Ordnung, in das Gemüth eines treuen Freundes, auf das Haupt eines edeln Weibes ſäen und ihr Schickſal nicht in den Strudel der Leidenſchaften ſenken!“

Ida hielt einen Augenblick inne; dann zitterte ſie, als ſie auf einer neuen Seite den Ausruf fand: „Wer gedenkt nicht mit lächelnder Schwermuth der vergeblichen Wünſche, der kindiſchen Pläne, der Freude an einem wolkenloſen Himmel, der Hoffnung der erſten Jugend, dieſes zauberhaften Zuſtandes, wo man an das Glück, an die Erfüllung der Sehnſucht glaubt! Man fragt ſich, was die feſſelnde Kraft in der Freiheit, dieſe hindernde Schwäche mitten in der Energie iſt? Was erwarten, wenn man nicht hoffen, was ſuchen, wenn man nicht lieben kann?“

Es war Ida, als hörte ſie Sigismund's Stimme, der ihr aus der Ferne den Gruß ſeiner Sehnſucht ſandte. Er hatte, das ſah ſie ganz deutlich, mitten in ſeinen objectiven Studien ſeine

Freunde zwiſchen den Zeilen leſen laſſen. Der knappe Zuſchnitt der bürgerlichen Verhältniſſe drückte ihn. Das Leben an Sophiens Seite war unbefriedigend und niederwerfend, die „prickelnden Gewohnheiten“ der Frauen, von denen er geredet, der Mangel an höherer Erziehung, ja ſelbſt die „misverſtandene“ Moral, die ein edles Gefühl mit einem gemeinen verwechſelt, konnten Hindeutungen auf ſeine Verhältniſſe ſein! Mit dieſem Ariadnefaden ausgeſtattet, durchlief ſie das Labyrinth ſeiner Schriften. Wie mehrte ſich der ſchmerzliche Eindruck, als ſie eine Note fand, worin Sigismund bemerkte: Eine weitere Forſchung über den vorliegenden Gegenſtand ſei ihm um ſo weniger erlaubt, als er in ſeinem Wohnort aller Hülfsquellen entbehren und ſich namentlich einer Reiſe nach Paris wol für ſein ganzes Leben enthalten müſſe. Dieſe Schranke, die ſeine Beziehungen in ihrer negativen Gewalt um ihn gezogen hatten, ſchien ihr ein Gitterwerk, hinter dem ſich ſein edler, ſtrebender Geiſt bis in den Tod abmarterte. Zwar verkannte ſie keineswegs die faſt antike

Strenge ſeines Charakters, aber ſie geſtand ſich auch, daß Vieles, was Andere tröſten könnte, für ihn nicht vorhanden ſei. Und in der That, die bei ihm ſcharf gezeichnete Trennung zwiſchen Ideal und Wirklichkeit zeigte ſich nur zu deutlich und nur die, wie Irrlichter tanzenden Reminiſcenzen an ſeine Liebe zu Ida ſchleuderten zuweilen einen Liebesfunken oder gar einen feurigen Brand auf das todte Feld der Betrachtung.

Sigismund hatte viel über Religion geſchrieben und ſie als einzig aus Liebe beſtehend hingeſtellt. Seine große, ſittliche Kraft, ſeine reine, von Eigennutz entblößte Hingebung an die Entwickelung des Menſchenwohls offenbarten ſich in dieſer Abtheilung ſeines neuen Werks, vor denen Ida glühte und bebte, aber zugleich machte ſich ihr die Entzweiung ſeines Innern fühlbar, weil er gegen den finſtern Geiſt des Chriſtenthums ankämpfte und keine poſitive Religion gelten laſſen wollte.

Im zweiten Bande entwickelte Sigismund wiederum ſein geheimes Leben neben wiſſenſchaftlichen Zwecken. Sein tüchtiges Naturell ſtieg entſcheidend

hervor und ließ ihn den populairen Ton mit groſſer Wahrheit treffen. Was aber Ida am meiſten feſſelte, war Sigismund's Perſönlichkeit, ſeine aus den Alten geſchöpfte Bildung, die ſich in alle innerlichen Theile des Daſeins hinabſtürzte. Freiheit, das erkannte ſie, war für Sigismund ſittliches Gefühl, und nur ſeine unglückliche Ehe, die wie eine Paſſionsblume aus den Zeilen hervorſchoß, war für Ida ein Schmerz, der in ihren eigenen Flammen ſie erſticken und vergehen ließ. In wenig Stunden hatte ihre Neigung zu Sigismund wieder Macht gewonnen. Verſchleierte ſie ſie in ſich, ſo flimmerten doch wunderbare Schatten- und Dämmerſtreifen an ihrem Horizonte und ließen ſie zwiſchen Ergebung und Leidenſchaft, Philoſophie und Offenbarung mitten innen ſchweben. So hatte ſie leſend und träumend die Nacht verbracht. Mit dieſem Ergriffenſein beſuchte ſie Orte der Erinnerung am andern Morgen, ſah ſie in Born's Zimmer Bücher wieder, die ſie mit Sigismund geleſen hatte. Hier auf dieſem Stuhl hatte er geſeſſen, hier zu ihr geredet, dort ſie nur ſchüchtern ange-

ſchen. Sie rief ſich ihre Geſpräche mit ihm, ſein mildes Gemüth, ſeine Stimmungen und Verſtimmungen zurück und war athemlos, als Abends im Lilienthal'ſchen Hauſe die Rede auf Sigismund, als auf einen Autor kam, der neben tiefen Geſchichtsſtudien eine Miſchung von Schwermuth und Naivetät offenbare, die eine Anwendung auf das praktiſche Gebiet nicht zulaſſe.

Das kommt daher, meinte ein älterer Herr, weil der Doctor Hallig wie ein Maulwurf an ſeine Erdſcholle gebunden iſt. An Fehlgriffen kann es dabei nicht fehlen, denn ein Talent darf ſich nicht einſeitig ausbilden.

Er iſt deutſch durch und durch, bemerkte ein Vielgereiſter. Krank deutſch, möchte ich ſagen, deswegen kommt er nicht über ſeine perſönlichen Sorgen hinaus, was auch ſehr natürlich iſt, da ſeine Familienverhältniſſe ungünſtig ſind. Können Sie ſich denken, daß dem Doctor Hallig vor einigen Jahren eine vortheilhafte Stellung angetragen wurde, die er mit Freuden annahm, dann aber häuslicher Rückſichten wegen wieder aufgeben mußte?

Das gibt mir, fügte der Minister des Innern, der bei diesem Gespräch aufgehorcht hatte, hinzu, Aufschluß über einen Vorfall, den ich selbst mit Doctor Hallig erlebte. Gleich nachdem sein Geschichtswerk die Presse verlassen hatte, schrieb ich ihm und machte ihm den Antrag, einen Lehrstuhl an der Universität unter vortheilhaften Bedingungen anzunehmen. Die Antwort ließ sich lange erwarten. Endlich schrieb er, seine Familienverhältnisse seien der Art, daß er seinen Wohnort nicht mit einem andern vertauschen könne. Ich konnte mir das Wort nicht gleich erklären. Später habe ich mir gesagt, daß wol eine niederdrückende Macht in häuslichen Beziehungen der Art liegen muß Täglich kommen bei uns Briefe und Gesuche ein, wo die Beamten immer „aus Rücksicht auf Familie" Aenderung ihrer oft glücklichen Lage wünschen.

Das Gespräch ward allgemeiner und Ida, der kein Wort davon entgangen war, flüchtete sich voll Schmerz über das Schicksal ihres Freundes in ihr Zimmer, wo sie lange, lange mit heiliger Sehn-

ſucht vor der goldenen Pforte ihrer Jugenderinnerungen hin- und herwandelte.

Wenige Tage darauf las ſie in der Zeitung, daß Sigismund einen Ruf nach E** erhalten hätte. Der Referent ſetzte hinzu, die Annahme deſſelben ſei um ſo mehr zu erwarten, als dieſe Stelle des Doctor Hallig's Neigungen im Lehrfache völlig entſpräche.

Das wird er annehmen, jubelte Ida mit hochſchlagendem Herzen und war erſtarrt, als ſie kurz darauf die Notiz fand, Sigismund hätte wiederum nein geſagt. Wie hatte ſie ſich eine freiere Lage für ihn ausgemalt, wie ſich gedacht, dieſe Thätigkeit in wahrhaft glänzender Lage würde eine herzſtärkende Zaubergewalt auch über Sophie ausüben! Sie hatte nicht auf die immer größer werdende Unmöglichkeit, Sigismund wiederzuſehen, nicht auf den Schmerz dieſer Trennung hingeblickt. Jener Enthuſiasmus, den ſie für ihn empfand, jene Selbſtvergeſſenheit, die die wahre Weihe des Lebens iſt, hatten ſie über Das, was drohend und feindlich war, hinwegſehen, ſich in dem Wohl des

Freundes auflöſen laſſen. Und nun mußte ſie ſich, das unglückliche Blatt in der Hand, mit trüben Augen eingeſtehen, daß Sigismund's Kette ſchwerer denn eine Galeerenkette ſei.

O! rief ſie, mit hervorſtürzenden Thränen, man lieſt kalt in den Zeitungen einfache Thatſachen. Aber welche Arabesken von Schmerz ranken ſich um die dürrſte Notiz; welche Fülle von Leid, die aus zwei Worten, aus dem Ja oder Nein wächſt und ſich erbarmungslos über die ganze Exiſtenz gießt.

Und indeß ſie Sigismund's Schickſale nachſann, fehlte es ihrem eigenen weder an Herbe noch Erregung, denn neben Mahnungen, die wöchentlich von Rhode einliefen und widerwärtige Rechnungsexempel enthielten, machte ihr auch Born's Verhältniß zu Auguſten viel Sorge.

Du biſt mir eine wahre Retterin geweſen, ſagte er ihr in Rückſicht auf dieſe Beziehung. Du weißt aber auch, wie ſonderbar ich organiſirt bin. Liebe ich, ſo kann ich den Augenblick, frei zu ſein, nicht erwarten, und bin ich frei, ſo möchte ich gleich

wieder gefeſſelt ſein. Jetzt, wo ich doch ſo ziemlich von Auguſte losgeriſſen bin, jetzt will ich ein Narr ſein, wenn ich dieſen beſeligenden Zuſtand ſo bald wieder aufgebe. Es leben die flüchtigen Neigungen! A bas die Welt- und Geſellſchaftsdamen, in Romantik getaucht!

Ida ſeufzte misbilligend. Ihr war leider an Born dieſer furchtbare Männeregoismus bekannt. Vielleicht wäre er durch mehr Widerſpruch ihrerſeits ſelbſtloſer geworden, denn theilweiſe floß ſeine Ichſucht aus der unendlichen Liebe, mit der Ida ihn umgab. Weil ſie ſich ihm unterordnete, ſich immer bereit zeigte, ihn glücklich zu machen, entſprang bei ihm der Gedanke, die Welt müſſe wie ſeine Schweſter, großmüthig und ihm unterwürfig ſein. Er war egoiſtiſch ohne Bewußtſein und dachte gar nicht, daß Auguſte ein gebrochenes Lebensglück, eine auf immer zerſtörte Jugend haben könne.

So ſtanden die Sachen, als Lilla Mäuſeburg, die eine Art von Blauſtrumpfsſtellung ſich in der Geſellſchaft erobert hatte, ein offenes Haus machte

und gern Abends bei ſich geiſtreiche Menſchen ſah, Ida zu einem Leſeabend, den dieſe vorzugsweiſe liebte, einiud. Lilla's Haus war ihr angenehm, weil ſie ohne Aufſehen kommen und gehen, wegbleiben und ſich wiedereinfinden konnte. Lilla übte den Grundſatz im vollen Maße, daß Zwangloſigkeit zur Freude des Beiſammenſeins beiträgt, nöthigte nie zum Bleiben, machte keinen Unterſchied im Rang, war heiter und nahm ſelbſt die, welche nicht zum Adel gehörten, gut bei ſich auf, zankte auch nicht, wenn einmal ein Verſehen der Diener vorfiel. Sie ſchien dies ebenſowenig als die Anweſenden zu bemerken, und nur wenn ſie allein mit der Dienerſchaft war, bewieſen ſtrengere Ermahnungen, daß ihren Blicken nichts entgangen war. Ihr Haus, mit Geſchmack eingerichtet, bot ſchöne, große Räume, kleine Etabliſſements mit Tiſchen voll Bücher und Kupferwerken geziert. Beſonders hübſch war ein Boudoir, deſſen großes gothiſches Fenſter von einer Epheulaube umſchattet war. Ida nannte den Sitz dahinter ihr Obſervatorium, weil ſie ſich dort gern aufhielt, ihren träumeriſchen Ge-

wohnheiten nachhing und geſondert von der Geſellſchaft und doch mit ihr war. Jetzt aber hatte ſie ſich tief in die ſchwellenden Sammtkiſſen des Sitzes gewühlt, den Kopf auf die Hand geſtützt und ſtill vor ſich hinblickend an das Sonſt mit ſeinen immergrünen Erinnerungen gedacht, da trat ein Bedienter zu Lilla, die unweit Ida's mit dem Miniſter des Innern ſprach, und meldete einen Fremden, den Doctor Hallig!

Dieſen Namen hören, ſich aufrichten und mit einem dumpfen Schrei wieder zuſammenbrechen, war Eins bei Ida, denn ſchon trat Sigismund mit blaſſem, magerm Geſicht ein, verbeugte ſich mit edlem Anſtande und war überraſcht, als der Miniſter ihn in eine Ecke zog und ihm auf eine wohlwollende Weiſe Vorwürfe über die Nichtannahme ſeines Vorſchlags machte. Oder ſind Sie vielleicht hier, um Ihr Unrecht wieder gut zu machen? fragte er freundlich.

Sigismund dankte, ſagte, daß ſein Entſchluß ihm ſelbſt ſchmerzlich geweſen ſei und fügte, ſich gewaltſam ermannend, hinzu, er ſei hier, um auf

der Bibliothek einige seltene Werke, die er sich zu seiner neuesten Arbeit nicht habe verschaffen können, nachzuschlagen.

Ida athmete kaum. Ihr Herz wurde immer schwerer, ihr Blick immer trüber. Sigismund sprach mit dem Minister in ihrer Nähe. Sie konnte ihn aus ihrem Versteck mit unsäglicher Trauer betrachten. Wie alle Personen, die in der Einsamkeit leben, verstand er nicht, die Maske der Heiterkeit vorzunehmen, wenn er bedrückt war. Im Sprechen machte er einmal eine Bewegung mit der Hand, da bemerkte Ida mit blutendem Herzen das welke Weiß derselben. Mit innerer Gleichgültigkeit schien er sich von dem Minister zu den ihn umringenden Männern zu wenden, und nur wenn eine Frau sich nahte oder Lilla im weißen Kleide vorüberrauschte, erröthete er lebhaft, war wenig zuvorkommend und für die winzigen Weltinteressen durch und durch stumpf. Er hatte offenbar keine Anknüpfungspunkte zwischen den Frauen und sich, ja er vermied mit ihnen zu reden, unempfindlich wie er gegen den brillantirten Verstand und die

künſtliche Bildung war. In dem flüchtigen Augenblicke, wo Ida als Sonnenſtrahl in ſein Leben gefallen, zeigte er ſich zwar emporgeriſſen aus der maſchinenmäßigen Richtung ſeiner Exiſtenz, aber ſeitdem war er wieder ſtill in ſich verſunken. Das bemerkte Ida an einzelnen Aeußerungen, die er den Männern gegenüber machte und die ſo ſchroff waren, daß ſich Viele verletzt fühlten. Aus ihrem Verſteck hervorzueilen, dazu fehlte ihr der Muth. Sie blieb unbeweglich an ihrem Platze ſitzen, als Sigismund offenherzig ſagte, er ſei zu Frau von Mäuſeburg gekommen, um Born zu finden, und bedauere, ihn nicht getroffen zu haben. Noch weniger mochte ſie ſich ihm zu erkennen geben, als er, ſchon der Thüre zugewandt, ſich nach einer kleinen halben Stunde empfahl, denn die erſchütternde Bewegung ihres Innern hatte bei Sigismund's Anblick ſo überhand genommen, daß ſie ſich wie gelähmt fühlte und erſt lange, nachdem er fortgegangen, zu Lilla's und der Geſellſchaft Beluſtigung aus ihrem „Obſervatorium" mit gewaltſamer Faſſung hervorkam.

Ich denke, Sie ſind längſt nach Hauſe gefahren, rief Lilla muthwillig. Daß Sie die Rolle eines Spions übernehmen, traute ich Ihnen nicht zu und vermuthete Sie von goldenen Träumen umwebt, ſtatt daß Sie mit uns Verſteck ſpielten. Darüber haben Sie den Doctor Hallig verſäumt, der hier war.

Und als Ida ſie blicklos anſah, ſagte ſie leiſer, zu ihr gewandt: Sie ſollten ſich zuſammennehmen, liebe Ida, und nicht wie aus einer andern Welt zu uns herniederſteigen. Sie waren früher ſo heiter und lebensfroh und jetzt ſind Sie ganz menſchenſcheu geworden.

Ja . . . früher! entgegnete Ida und ſank in ihre ſtarre Regungsloſigkeit zurück.

Das war eine Nacht! Ida verbrachte ſie ſchlaflos auf einem Stuhle, die gefalteten Hände um die Knie geſchlungen und den Blick unbeweglich zum Himmel gerichtet. Gott, welche Angſt, deren ſie nicht Herr werden konnte und die in ihrem Gemüth immer weiter um ſich griff. Sie ſollte Sigismund wiederſehen, von neuem den Schmerz

der Entſagung durchlaufen! Ach, wie ſie eine höhere Macht zu erkennen glaubte, wie ſie nicht mehr entfliehen konnte, wie es ſie hielt, daß ſie ſich dies Begegnen ausmalen mußte! Zu dieſer Thüre konnte Sigismund eintreten, dort auf den Seſſel ſich niederlaſſen. Wird er Derſelbe ſein? Haben ſich ſeine Geſinnungen verändert? Was mag auch er in dieſen fünf Jahren gelitten haben? Das waren Fragen, die ſich ihr ſo gewaltſam aufdrängten, daß ſie mit in die Höhe gehobenen Händen Gott um Beiſtand anzurufen ſchien.

Wie die Sonne hinter den herabgelaſſenen Gardinen hereinlugte und Ida ſich anſchickte, die Unordnung einer gänzlich durchwachten Nacht an ihrem Anzuge zu vernichten, hörte ſie die Thüre des Nebenzimmers, in dem Born ſie zum Frühſtück erwartete, aufreißen und Sigismund's Stimme, der zu ihrem Bruder ſagte: Guten Morgen, beſter Freund! Ich ſuchte dich ſchon geſtern bei Frau von Mäuſeburg und komme nun, obs gleich bei dir früh an der Zeit ſcheint, dich nach ſo langen Jahren wiederzuſehen.

Es hat mich recht nach dir verlangt, antwortete Born traulich. Nur der Gedanke, vernarbte Wunden wieder aufzubrechen, hielt mich vom Schreiben ab.

Oder deine Trägheit, ſagte Sigismund und ſetzte ſich neben Born, der ihn aufmerkſam betrachtete und endlich in die Worte ausbrach: Nun ſage mir, Sigismund, wie es dir gegangen iſt? Deine ermüdeten Züge beweiſen mir, daß du nicht glücklich biſt.

Tiefes Stillſchweigen, indeß Ida im Nebenzimmer ſich athemlos auf ihrem Sopha niederließ.

Wie Recht hatteſt du in deiner Freundſchaft für mich, begann Sigismund endlich von neuem. Wie oft habe ich deiner Warnungen in meinen Kämpfen, in allen Qualen einer im häuslichen Kreiſe unbefriedigten Exiſtenz gedacht!

Born, der im Grunde gut war und Sigismund lieb hatte, ſo viel Charaktere der Art lieben können, gab ihm die Hand und entgegnete: Siehſt du, daß du mir hätteſt vertrauen und nicht heirathen ſollen! Der bittere Gram, der dir die Stirne

zerfurcht und deine ſonſt leuchtenden Augen ausgelöſcht hat, geht mir durch die Seele, denn ich erkenne, wie dein heißes Herz, von Pfeilen durchbohrt, recht lebensmatt iſt.

Wer hätte das ſo denken ſollen! begann Sigismund von neuem. Auf unſern alltäglichen Wegen, mit einem ſtillen Schickſal, in beſchränkten Verhältniſſen ſchien mir der Friede geſichert. Ich heirathete, weil ich mir dachte: Ihr das Glück, mir die Ruhe! Aber wie ſchmerzlich habe ich mich getäuſcht und einſehen lernen, daß es Frauen gibt, die in der ihnen angeborenen engen Gedankenſphäre die einfachſten Verhältniſſe zu Martern machen!

Mein armer Sigismund, ſagte Born eindringlich, ich kann mir denken, wie Uhland's Wort auf dich paßt: „Ich ſitze wie ein Fiſch auf dürrem Sand!"

Es entſtand eine kleine Pauſe, in der Ida, den Kopf in die Hände geſtützt, mit zerriſſenem Gemüthe im Nebenzimmer aufathmete, dann ſagte Sigismund: Wie ſoll ich es anfangen, dir ein klares Bild meines Lebens zu entwerfen? Gleich

nach der Hochzeit, in den erſten acht Tagen meiner Ehe, erkannte ich den ſchmerzlichen Misgriff, den ich gethan, die Folgen deſſelben, die nun vor mir lagen. Dieſer melancholiſche Kampf mit der Alltäglichkeit, der ſich in ewig wechſelnden und doch immer gleichen Scenen kund that, hatte ſo etwas Aufreibendes, daß ich davon müde und ganz ſtumpf und dumpf wurde. Sophie iſt nicht fähig je daran zu denken, mir das Leben durch kleine Aufmerkſamkeiten, durch tröſtenden Zuſpruch und klares Verſtändniß ſüß zu machen. Sie iſt nur mit dem beſchäftigt, was ihr zunächſt liegt, ich meine mit der Haushaltung, den Mägden, ihren Zänkereien und Angelegenheiten. Haben wir große Wäſche, ſo bin ich ſicher, daß ſie acht Tage vorher von ihrem mühevollen Beruf ſpricht, ſich bitter über die Sorgen, die ich ihr aufgebürdet, beklagt, ſich eines jeden von ihr ausgebeſſerten Strumpfes rühmt und ihre Anſtrengungen weit über die meinen ſetzt. Dabei preiſt ſie ihre Güte gegen die Dienſtboten, und wenn ich mich zuſammennehme und ihr gelaſſen ſage, daß ich ſtatt Nachſicht mehr

Aufmerkſamkeit und Sparſamkeit wünſche, ſo läuft ſie zu ihren Aeltern und ſchüttet ihre Klagen über meine Deſpotie in einer Weiſe vor ihnen aus, daß ſie kommen und mich über das Unglück ihrer Tochter zur Rede ſtellen. Du kannſt dir denken, was ich in dieſer Hinſicht ſchon erlebt und überwunden habe!

Born murmelte etwas von wahnſinniger Wirthſchaft und Sigismund ſagte: So lange Sophie noch nicht Mutter war, ging es mit ihr, aber ſobald dieſes, von den meiſten Eheleuten erſehnte Glück ihr zu Theil ward, fing ſie an vollends wunderlich zu werden; denn es geſtaltet ſich manches in ihrem Charakter ſogar zur Selbſtüberhebung und zum Hochmuth.

Du hätteſt deinen Einfluß geltend machen und ſie erziehen können, bemerkte Born verdrießlich.

Sigismund ſeufzte und wollte in ſeinen Geſtändniſſen nicht weitergehen. Wer weiß, ſagte er beklommen, ob ich es nicht bin, der die Schuld allein trägt! Ich hätte Sophien nicht heirathen ſollen, obwol ich mir einbilde, daß ſie mich — liebt.

Du kommſt mir in deiner Nachgiebigkeit ſchwach vor, erwiderte Born ärgerlich; ja, ich fühle mich eher gereizt als theilnehmend und möchte dich ernſtlich fragen, wie ein Mann nicht lieber gewaltſam den Knoten zerhaut, als ihn ſich ewig auf derſelben Stelle drücken zu laſſen.

Man ſieht, daß du nicht verheirathet biſt, ſagte Sigismund gelaſſen, ſonſt würdeſt du einſehen, daß man, wenn man Kinder hat, ſich nicht ſo ſchnell ſcheiden laſſen kann. Zu einer Trennung gehören triftige Gründe. Die, die ich dir ſage, gelten um ſo weniger vor Gericht, als Sophie ſich eher rädern laſſen, als vor der Welt eingeſtehen würde, daß wir nicht glücklich ſind. Ich kann alſo dieſen Schritt nicht thun, darf nicht. Ich würde mich ja vor meinen Kindern ſchämen müſſen.

So würde ich ihr Alternativen ſtellen, bemerkte Born kalt.

Ich habe es verſucht, entgegnete Sigismund bewegt. Ich habe ihr geſagt, du machſt mich unglücklich, dein Gemüth iſt kalt, deine Art und

Weiſe reibt mich auf. Beſſere dich, bilde dich; lerne von andern Frauen, wie weiblich verſöhnend die einwirken. Kannſt du das nicht, ſo wollen wir uns wenigſtens eine Zeit lang trennen. Ich will eine Reiſe machen, oder du gehſt zu deiner Schweſter aufs Land. Vielleicht hilft die Entfernung. Dann iſt ſie wie vom Blitz getroffen, außer ſich, behauptet, daß ich der ungerechteſte Menſch ſei, ſagt das mit einem ſolchen Schwall von Worten, daß ich es zuletzt ſelbſt glaube, mir einbilde, daß es ſo, wie es nun einmal iſt, ſein muß, wieder ſtill trage . . . .

Born lächelte und Sigismund fügte hinzu: Lächle nur, du Glücklicher! Du kannſt dich nicht in meine Lage ſetzen, kannſt nicht fühlen, daß die Ehe in unſerer Sphäre eine ernſtere Angelegenheit als in der deinen iſt, wo der Wohlſtand ſchon das zur Folge hat, daß man größere Räume bewohnt, ſich voneinander entfernt halten und doch beiſammen bleiben kann, ſtatt daß in den beſchränktern Kreiſen die Nothwendigkeit, miteinander zu ſein, ſich erſt recht herausſtellt, kein Ausweichen

möglich iſt, ſondern ein wahres Galeerenleben, zwei Menſchen an einer Kette, eintritt.

Du haſt Unrecht gehabt, dem Rufe an die Univerſität nicht zu folgen, ſagte Born. Der Mann gehört nicht allein ſeiner Frau, ſondern auch den Kindern und der Welt. Es iſt thöricht, um des augenblicklichen Friedens willen ſein Lebensglück opfern . . . .

Du ſchlägſt den Frieden zu niedrig an, wandte Sigismund ein. Kann ich arbeiten, wenn ich Aufregungen zu ertragen habe? Ich bin nicht ſtoiſch genug, um über die üble Laune meiner Frau hinwegzuſehen. Erblick ich das mürriſche Geſicht, ſo bin ich ſo unangenehm berührt, daß mir alle Sammlung zur Arbeit abgeht, und doch weißt du, daß ich, um leben und beſtehen zu können, nicht allein meine Stelle verſehen, ſondern auch in literariſcher Hinſicht arbeiten muß. Ja, ja! Ihr Reichen ahnet nicht, wenn ihr gleichgültig ein neues Werk beim Frühſtück durchblättert, wie viele geheime Seufzer darauf kleben.

Born war aufgeſtanden und ſah Sigismund

ins Angeſicht. Dann legte er ihm ſchwer die Hand auf die Schulter und ſagte weich: Ich mache mir bittere Vorwürfe, daß ich nicht energiſcher in dein Schickſal eingegriffen habe. Statt deſſen bin ich egoiſtiſch dabei zu Werke gegangen. Auch bin ich beſtraft. Denke dir, daß Ida ebenſo unglücklich als du, wenn nicht unglücklicher iſt.

Sigismund ſchlug die Augen mit fragend ſchmerzlicher Miene auf. Nach einer todtenähnlichen Stille ſagte er beklommen: Was iſt mit Ida geſchehen? Wie iſt ſie? Wo iſt ſie?

Sie iſt hier in meinem Hauſe, ſagte Born. Die Arme ruht von der Ehe und ihrer Herbigkeit aus.

Ich möchte ſie wol ſehen, ſprach Sigismund befangen und unentſchloſſen.

Heute Abend, meinte Born ausweichend und fuhr dann fort: Von mir mußt du auch hören! Ach, Sigismund, glaube mir, auch ich ſehne mich herzlich aus den künſtlichen heraus nach natürlichen Zuſtänden, nach einem beſtimmten Intereſſe, nach der einfachen kleinen Thalwohnung, von der

ich viel auf den Gletſcherſpitzen der Geſellſchaft geträumt habe. Einſtweilen bin ich froh, daß du hier biſt und ich mit dir reden und verkehren kann. Es wird mir wohl thun, denn wahr bleibt doch das, die Jugendverbindungen geben dem reifern Alter die Weihe, tröſten über Verrath und Kälte, laſſen immer wieder an Verſtändniß und dauernde Freundſchaft glauben. Und nun erzählte Born, was er erlebt und wie er es erlebt hatte. Darüber war es ſpät geworden. Als er ſich Ida's erinnerte, hatte dieſe ihr Zimmer verlaſſen, um im Freien Muth und Entſchloſſenheit für den Abend zu ſammeln.

Sigismund rang mit ſich nach Kraft in der Stille ſeines Zimmers. Auch ihm war es, als ſtünde er an einem Abſchnitt des Lebens, als müſſe er mit ſich rechten, aus tiefſter Ehrlichkeit fragen, ob dies gut, jenes ſchlecht ſei? Und wie alle Sehnſucht ſeines Innern hervorſtrömte, er ſich ſein Begegnen mit Ida im voraus ausmalte, ſagte er ſich mit dem ihm angeborenen Ernſte: Du haſt fünf Jahre deines Lebens trübe und traurig hingebracht.

Du haſt dein Daſein oft drückend und unnütz gefunden. Nun du an einer Wendung und Aenderung ſtehſt, wird es dir leichter werden? Was wirſt du gewinnen? Was verlieren? Gibt es außer dir etwas, was dein Eigenthum ſein, was dich beglücken dürfte? Warum zitterſt du vor dem, was ein Windſtoß zernichten kann? Geht nicht Alles vorüber? Glück oder Unglück? Was ſind deine Schmerzen? Eingebildete Eintagsmühen, da du wie ein ſchwachſinniger Sklave dich an das Nichts hängſt. Laß doch der Erde, was der Erde iſt. Denke an das Ewige, an das Geſetz der Weltordnung, an den Menſchen, der ihr Inſtrument iſt, an das Geiſtige, das entwickelt, an den Nächſten, dem geholfen werden muß. Das Geiſtige zieht gegen die Materie zu Felde, gegen die blinde Gewalt, die wir Zukunft nennen; haſt du Kraft, erfüllſt du deine Aufgabe, biſt du deinem Weſen nicht untreu geworden, warum ſagſt du dir nicht, daß die Hauptſache die iſt, nicht unnütz zu ſein?

Sigismund ſprach ſich ſo Muth ein; aber als er Abends zu Ida ins Zimmer trat — die ſich tau-

ſend mal am Tage geſagt hatte: Ich freue mich zu ſehr. Es iſt Unrecht, ſtatt Theilnahme für Sigismund's Schmerzen zu haben, ſind ſie mir eher lieb als verhaßt! — da wäre er faſt in die Knie geſunken. Deswegen ſetzte er ſich athemlos, fuhr mit dem Tuche über das Geſicht und konnte nichts weiter als die Worte ſagen: Kennen Sie mich denn noch?

Fünf Jahre! ſeufzte Ida, indem ſie die Augen niederſchlug. Jetzt erſt konnte ſich Sigismund ermannen und ſie anſehen. Ach, auch ſie war verändert. Ihr Blick, der gleichſam von einem und demſelben Gedanken fortwährend verſchleiert war, offenbarte fieberhaftes Leben und weit hinausreichende Entſagung. Wie bei allen ausgezeichneten Frauen, hatten ihre Bewegungen eine Sprache. Die Gewohnheit, die Hände ineinander zu falten, die Nachläſſigkeit ihrer Haltung, die einen elaſtiſchen, wenn auch müden Körper verrieth, die Art, wie ſie ſaß und ging, dies und ſo manches Andere zeigte ein Gemüth, das das Leben gleichgültig nimmt, ſich unter ſchmerzlichen Erinnerungen beugt,

von der Vergangenheit weniger als von ſich erwartet, und angegähnt von einem unbeſchäftigten Leben, die Leere für das Nichts nimmt.

Sobald Sigismund Ida gewahrte, kam ſein unendliches Vertrauen zu ihr wieder, empfand er klar, daß er im Geiſte nur mit ihr gelebt, ſich nur mit ihr beſchäftigt hatte, daß alles Uebrige nur Staub, Einbildung, nichts war, daß ſie ihm angehöre, wie er ihr, und wie das ſo hell beim Wiederſehen auftauchte, ſo war ihm in ſeinem ganzen Leben, ſchien es, kein lieblicherer Gedanke durch den Kopf gezogen. Er hatte keine Vergangenheit, keine Zukunft, hatte nur die Gegenwart, in der Ida mit ihm ſprach, ihn anſah, ihm den Thee wie ſonſt reichte, ſeine kleinen Gewohnheiten nicht vergeſſen hatte, ſondern ſorgend, wie ein guter Genius, um ihn ſchwebte.

Wie lieb ſie iſt! Wie klar! Wie licht! mußte er beſeligt denken und heftete unverwandt ſeine traurigen Augen auf ſie. Ich wußte es ja, ſagte er nach einem tiefen Schweigen, daß wir uns im Leben wieder begegnen würden!

Sie nickte freundlich und er fuhr fort: Ich möchte einige Fragen an Sie richten, über die fünf Jahre Trennung, über das Erlebte, aber Sie dürfen sich nicht fürchten, mir die Wahrheit zu sagen.

Das thue ich auch nicht, entgegnete sie mild. Fragen Sie, ich will antworten.

Er war in heftiger Bewegung aufgestanden. Plötzlich faßte er ihre kalten Hände und fragte entschlossen: Warum sind Sie denn nicht glücklich?

Sie sah ihn betroffen an, dann antwortete sie leise: Weil ich Rhode nicht achte!

Ach, entgegnete er traurig, Sie sind glücklicher als ich. Sie haben Gründe, Thatsachen, Begebenheiten, die Sie nennen können, die Sie vor Ihrem Gewissen rechtfertigen, aber ich — ich habe eine Frau, die unantastbar vor sich selbst, gut, recht gut ist, die aber nicht zu mir paßt, mit der ich unselig bin und doch kein Recht mich also zu nennen habe.

Er schwieg und Ida sah ihn mit tausend sich kreuzenden Gefühlen an. Dann sagte sie beruhigend: Zwischen all' dem Leid ist es doppelt wohl-

thuend, ſich einmal wieder zu begegnen, ſich auszutauſchen und ſich aneinander aufzurichten. Mit dem Schmerz, ich meine mit dem verſtandenen, rechten, echten Schmerz tritt doch auch endlich innere Ruhe, Sammlung und Einkehr ein. Er wird zum befreundeten Gaſt, zum Läuterungsfeuer.

Ida ſuchte auf dieſe Weiſe ihn von den Einzelheiten auf das Allgemeine zu bringen. Sie ſprach von ſeinen Büchern, beglückte ihn durch ihr verſtändiges, klares Urtheil und wob gleich im Anfange ſeines Aufenthalts ein friſches Band um ihn, das ſeine Innerlichkeit immer tiefer beherrſchte. Er ſah ſie faſt täglich, zu allen Stunden, Mittags und Abends. Beide betrachteten ihr Verhältniß wie eine Oaſe in der Wüſte, wie etwas Großes, das ſie veredeln, wie etwas Geheimes, das ſie bewahren mußten. Hier war es keine Leidenſchaft, ſondern Liebe, die je ſtummer und ſelbſtloſer, deſto unüberwindlicher war. Sie brauchten ſich nicht gegeneinander auszuſprechen; jeder Athemzug bethätigte, das ganze Leben bewies ihre Neigung.

Sigismund hatte ſich gewöhnt, Ida die Briefe

ſeiner Frau zu zeigen und mit ihr dies Weſen in reiner Objectivität zu beſprechen. Die Briefe waren bis auf die Handſchrift nachläſſig und kurz. Das ſo natürliche Beſtreben, ſich geiſtig mit dem Freunde auszutauſchen, mit ihm fortzuleben, ihm Freude durch kleine Mittheilungen zu machen, zeigte ſich nirgend. Im Gegentheil gab ſich ein ſelbſtzufriedener Ton kund, der Ida in Sigismund's Seele verletzte. Indeß dachte ſie ſchonend an Sophiens Erziehung, an die Unmöglichkeit, in dieſer Umgebung großartige Gedanken zu faſſen und foderte Sigismund auf, Sophien lange, eindringliche Briefe in der Vorausſetzung zu ſchreiben, daß dieſe, mit Hingebung geleſen, tiefern Eindruck als der perſönliche, oft reibende Umgang machen müßten. Sie wollte aufrichtig Sigismund eine beſſere Häuslichkeit ſchaffen; deswegen ſagte ſie ihm: Sie haben es nicht recht mit Sophien angefangen. Sie müſſen geiſtig auf ſie einwirken, ihr zureden, ſie aufklären, ihr Bücher ſchicken. Aber wie erſchrak ſie, als die Antwort auf dieſe liebevollen Sendungen oder vielmehr keine Antwort kam, als Sophie

nur nebenbei auf Sigismund's lange Mittheilungen mit der kalten Bemerkung erwiderte, er müsse viel Zeit haben, um so ausführlich über unwichtige Dinge zu schreiben. Für das Uebersandte danke sie und wolle nur wünschen, daß sie bald den Augenblick fände, allen seinen Aufträgen folgen zu können.

Der Brief ging in diesem Tone fort. Ida konnte nicht umhin ihn mit dem bittersten Schmerz um Sigismund zu lesen, denn indeß sie durch ihre Liebe zu ihm zur Entwickelung ihres Wesens gelangt war, sich vom besten Herzblut nährte, ihn errieth und erkannte, ihn trug und für ihn handelte, mußte sie sich gestehen, daß Sophie in ihrer sogenannten Pflichtliebe zu ihm förmlich nüchtern und herzlos war.

Das ist ja eine unvollständige Organisation, rief sie in nächtlicher Stunde aus und prägte sich die schmerzliche Gewißheit mit langsamen Hammerschlägen so tief in das Gemüth ein, daß sie sich wiederholt geängstigt fragte: Ist es unrecht, wenn ich meinen Einfluß auf Sigismund brauche,

ihn los von diesen ihn herunterziehenden Kreisen reiße, ihn auf einen gesunden, ihm nützlichen Boden pflanze? Ich habe ihn beobachtet, zergliedert, ich habe in ihm den Kern der besten Kräfte erkannt. Ich habe ihn so lieben, so verehren gelernt, daß er mir mit seinen himmlischen Gaben, mit seiner rührenden Schonung wie ein Engel des Lichts erscheint. Und der sollte an der Seite einer Frau fortvegetiren, die ihn nicht versteht, der sollte in dem Schmerz um das Leben wie erstickt sein, dem sollte das Dasein nicht golden und rosenroth schimmernd werden?

Sie drückte beide Hände an ihre Brust und sah hinaus in die Stille der Nacht. Es umfloß sie wie Gewißheit, daß sie in Sigismund's Schicksal eingreifen, ihn einer bessern Zeit entgegenführen dürfe. Seine eigenthümliche Individualität mußte sich frei von allem Unbehaglichen machen, er mußte die Selbstgeißelung aufgeben. Sigismund durfte nicht ferner in dieser Abgeschiedenheit leben. Aufraffen mußte er sich aus den Trivialitäten des Lebens und sich an das öffentliche Dasein anlehnen.

Wie viel hoffte Ida von der freien Entwickelung in praktiſcher Thätigkeit, wie dachte ſie Sigismund aus dem unfreiwilligen Ueberflutetwerden, das ſein theures Haupt begrub, weit fort auf eine grünende Inſel zu tragen! Jener Gram, der ihn tödtete, jener bleiche Ernſt, mit dem er ſeine eingegangenen Verpflichtungen verfolgte, ſollte einer heitern Anſicht weichen. Endlich mußte auch ſein Leben Bedeutung und Anerkennung finden; endlich mußte er ſich aus allem Zwieſpalt heraus zu einem harmoniſchen Ebenmaß runden. Ein Fingerzeig Gottes ſchien es ihr, daß der wohlwollende Miniſter gegen Born und ſie geäußert, Sigismund müſſe nach Paris, dort eine größere Arbeit vollenden, mit ſeinen Kenntniſſen und ſeinem Aeußern könne ihm mit der Zeit eine Stellung in der Diplomatie um ſo weniger fehlen, als der Staat ehrenwerthe Männer bedürfe, Männer, die ſich nicht von den öffentlichen Verhältniſſen irre machen ließen.

Indeß Ida ſich das zurechtlegte, fing es im Oſten zu wallen an. Sie machte das Fenſter auf und ſah in die düſtere Herbſtgegend hinaus. Wie

ein Schauer ging es über Buſch und Hain. Der Thau dampfte und der Purpur des Morgens glitt leiſe über den Raſenplatz hinter dem Hauſe. Wie ſeltſam beklommen, aufgelöſt und gehoben ſie ſich fühlte! Um ihrer Erſchütterung Herr zu werden, eilte ſie vom Fenſter ans Clavier und griff ein paar helle Accorde. Plötzlich aber hielt ſie inne, denn Born blickte im Schlafrocke zur Thüre herein und rief, ſie umhalſend, luſtig aus: Das iſt gut, wenn du mich um meinen ſüßen Morgenſchlaf bringſt!

Ida lachte ihn an, dann ſagte ſie: ſei er nur um eine halbe Stunde zu früh aufgeſtanden, ſo ſei ſie noch gar nicht zu Bette geweſen, und als er in die ungewöhnliche Urſache ihrer Aufregung drang, verſetzte ſie erröthend, ſie habe an Sigismund's Zukunft gedacht. In die Verwirrung und Verkümmerniſſe ſeiner kleinſtädtiſchen Verhältniſſe dürfe er nicht wieder zurück. Er müſſe auf dem Gebiete der Geſchichte und Politik wirken. Der friſche Lebensmuth und der praktiſche Sinn würden ſich ſchon von ſelbſt finden. Paris ſei die Stadt der neuen

Zeit, die auch Sigismund anlocken und festhalten würde.

Born war damit einverstanden, obwol er von Sigismund's Feuer sprach, das bald ein leuchtendes Farbenlicht und bald ein auf der Erde tanzender Irrwisch sei, ihn der Unfreiheit des Geistes anklagte und sein Leben von Spukgeistern der Ehe besessen hielt. Davon wollte Ida nichts wissen. Sie hielt Sigismund mit Recht für eine hochangelegte Natur, deren großartig sittliches Element aber so mächtig wirke, daß er sich selbst vergaß und erst nach und nach zu einer persönlichen Berechtigung kommen konnte.

Wie die Geschwister darüber ihre Ansichten austauschten, brachte Fritz einen neuen Droh- und Anklagebrief von Herrn von Rhode. Ida schob ihn, durch und durch verstimmt, zur Seite; aber Born sagte: Ich sehe ein, daß der Sache endlich abgeholfen werden muß. Rhode hat dich geheirathet, um sich und uns einen Proceß zu ersparen. Es war sein und unser Vortheil. Ueberdem hatte ich eine gewisse Meinung von seiner biedern Ge-

ſinnung, erkenne aber jetzt, daß ſich Alles bei ihm in ſchleichende und ſchlangenzüngelnde Weiſen verliert, was ich natürlich deinetwegen nicht dulden kann. So mag er dich freigeben. Ich ſchreibe ihm noch heute, bedauere, daß der Neugierde und der mir verhaßten Klatſchſucht neue Opfer fallen müſſen, will mich aber aus Liebe zu dir dieſem vierwöchentlichen Zetergeſchrei in der Hoffnung ausſetzen, daß es nach einigem Murren ganz verhallen wird.

Dafür lohne dich Gott, entgegnete Ida hoch erfreut, indem ſie ſichtlich erleichtert aus ihrem Zimmer ins Freie trat. Beim Umbiegen in den Park traf ſie auf Sigismund, der auf die Bibliothek wollte. Er blieb mit leuchtenden Augen ſtehen, lüftete den Hut und fragte heiter: Wohin des Wegs?

Zum Miniſter, entgegnete Ida raſch, mit dem ich über Sie reden will.

Er trat zwei Schritte zurück. Warum ſehen Sie mich ſo bewegt an? Sie erſchrecken mich. Was begehren Sie, was ſoll der Miniſter mit mir? fragte er befremdet.

Sein Wort halten, Sie nach Paris ſchicken, entgegnete ſie. Ich habe es mir dieſe ganze Nacht aufs klarſte auseinandergelegt, daß es ſo, wie es jetzt iſt, nicht bleiben kann. Der Augenblick iſt gekommen, wo die Erkenntniß Ihrer wahren Beſtimmung Ihnen entgegentritt. Wir dürfen es nicht dulden, daß Sie mühſelig und beladen die Pein des Lebens tragen. Ihre Gaben gehören der Welt. Sie müſſen ſich dem Vaterlande, einem weitern Kreiſe widmen.

Sie ging raſch vorwärts und er folgte ihr, indem er mit ihr, zu ſeiner größten Wonne, zum erſten male allein in den hohen Alleen wandelte, die leichten Bewegungen ihrer Füße betrachtete und mehr dem Tone ihrer Stimme als ihren Worten lauſchte.

Sie haben eine zu hohe Meinung von mir, entgegnete er beſcheiden. Warum wollen Sie mich fortſchicken, in eine Welt, die ich nicht kenne, nach der ich nicht verlange?

Die Sie aber kennen lernen müſſen, entgegnete Ida lebhaft, indem ſie dem Miniſterhauſe gegen-

über ſtehen blieb. Ueberdem können Sie hier an Ort und Stelle nicht bleiben. Sie müſſen entweder zurück als Lehrer, oder vorwärts nach Paris, in die neue ſich öffnende Bahn.

Ihre Alternativen ſind drückend, ſagte Sigismund. Sie wollen nicht, daß ich meineidig werde, und wollen doch, daß ich weit fort nach Paris ziehe!

Ja, das will ich, rief Ida in fieberhafter Aufregung. Ich will, daß Sie an ſich ſelbſt, an den Ruhm, an Ihre Beſtimmung denken. Sie freveln gegen ſich, wenn Sie ferner wie bisher leben.

Sigismund ſah ſie mit tiefer Wehmuth an. Sie vergeſſen, daß ich gefeſſelt bin, ſagte er ſchmerzlich.

Ich denke täglich, ſtündlich, augenblicklich daran. Ich ſage nicht, zerreißen Sie das Band, ich glaube nur, daß die Ehe, Ihre Ehe, nicht entſcheidend einwirken kann. Sie haben ja Zeit, Sophien nachkommen zu laſſen. Vorläufig handelt es ſich nur um eine Reiſe, fügte ſie leiſer hinzu.

Verſucherin, ſeufzte Sigismund nach einer Pauſe und ſagte dann entſchloſſen: Es ſei, ich will es

wagen, will nach Paris, arbeiten, mich bilden und ausbilden. Ich ſehe ein, daß ich in der Einſamkeit, worin ich gelebt, der Welt unkundig und fremd geblieben, mich über Vieles getäuſcht, Manches zu hoch angeſchlagen habe. Ich will verſuchen, geiſtige Freiheit zu erlangen, die Kleinſtädterei überwinden, mir mehr Schärfe aneignen, Ihrer Freundſchaft werth werden.

Er ſtockte, indem er die Hand vorſtreckte. Sie legte die ihre zögernd hinein und blickte ihn ſtrahlend an. Thränen ſtanden ihr in den großen Augen, als ſie an Sigismund's gerettete Zukunft dachte. Es war ihr, als umgäbe ſie ein hochbrauſendes Meer, das dann wieder zu kleinen plätſchernden Wellen ſich zurechtlegte. Raſch griff ſie an die Thürklinke des Miniſterhauſes, wandte ſich nochmals zu Sigismund, ſagte: Heute Abend beſprechen wir das Uebrige! — und war verſchwunden.

O dieſer Engel! Was will er in meinem Daſein? Gehört er zu mir? ſtammelte Sigismund ihr nach, dann fuhr er ſich erſchreckt an die Stirne und ging langſam und ſinnend, nicht nach der

Bibliothek, ſondern in ſein Zimmer zurück. Dort hatte er auf einen Tiſch kleine Andenken aus der Heimat und auch ein Daguerreotyp von Sophie gelegt. Jetzt, wie er hereintrat, war es ihm, als habe Alles eine veränderte Geſtalt, insbeſondere aber Sophiens Bild einen eigenen Charakter gewonnen. So oft er hin und her ging und das Daguerreotyp betrachtete, glaubte er ſich von den ihm plötzlich wehmüthig erſcheinenden Augen ſeiner Frau verfolgt. Er kam ſich wieder eigennützig vor und immer waren es Sophiens Augen, die ihn aus dem Bilde heraus anklagten. Endlich nahm er es fort und verſteckte es hinter Papieren. Wie wird ſie klagen, daß ich meinen Beruf, der ihr in dieſer Form nothwendig war, aufgebe? dachte er mismuthig und rief ſich den Augenblick zurück, wo er ihr Treue geſchworen, ſie ſein genannt hatte. O Gott! rief er dann ſchmerzlich, warum hörte ich nicht auf Born, als es noch Zeit war; warum habe ich dies Leben vergeudet, daß es nun in Nichts zerrinnt, ich vor jeder Veränderung erſchrecke, feig vor Ida, vor mir ſelbſt, vor

Sophien bin. Alles um ihn, Verhältniſſe und Gefühle waren von unbekannten Strömungen ergriffen. Da klopfte es an ſeine Thüre. Der Poſtbote brachte Briefe von Sophien und dem Amtmann. Beide drangen auf Sigismund's Rückkehr, beide ſprachen ihm von ſeinem Ruhme als Lehrer und ſetzten mit breiter, wohlmeinender Vertraulichkeit die Welt auseinander, deren Monotonie er nicht mehr ertragen konnte.

Leſen und aus der elegiſchen in eine entſchloſſene männliche Stimmung kommen, war bei Sigismund jetzt ſo völlig Eins, daß ſich die Flügel ſeiner Seele plötzlich hoben, er ſich frei fühlte, die Zukunft keck ins Auge faßte und mit großer Eilfertigkeit ſich zu Ida zu gehen anſchickte, die ihm nun nicht mehr verſuchend erſchien. Die Anfälle von Verzweiflung, von Zorn und Niedergeſchlagenheit, die er gegen ſich und Sophien gehabt, waren verſchwunden, ſeit er durch die Briefe recht das Bild ſeines Lebens erhalten und gleichſam von den Seinen ſelbſt zu einem ihnen feindlichen Entſchluß gedrängt worden war. Zum erſten male ſagte er ſich, hart gegen

Sophie werdend: Sie muß ſich in meine Reiſe finden, und nur wenn er der Kinder gedachte, hauchte es ihn wehmuthsvoll an. Aber es iſt auch für ſie, daß ich reiſe, ſetzte er beſchwichtigend hinzu. Dabei lief er im Zimmer auf und ab und kleidete ſich mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich an. Es iſt ſonderbar, wie krank ich ausſehe, bemerkte er, ſich aufmerkſam im Spiegel betrachtend. Auch für dies Ausſehen hilft die Reiſe, rief er heiter werdend, griff zum Hute und ging zu Ida. War es nun der raſche Gang, die freudige Erwartung, er kam Ida beim Hereintreten ſo jung und ſchön vor, daß ſie zufrieden und lächelnd aufſah.

Fanden Sie den Miniſter? fragte er kühn geworden.

Sie ſollen morgen zu ihm kommen und übermorgen reiſen Sie, antwortete ſie, erſtaunt über Sigismund's Haſt.

Gott ſegne Sie! ſagte er, plötzlich ſtill geworden, ſetzte ſich und ſtarrte in das Weite. Auf einmal ſprang er auf und ſagte wehmüthig: So wäre morgen . . . der letzte Tag?

Der letzte Tag? Daran hatte Ida in ihrem Eifer um Sigismund's Wohl noch nicht gedacht. Sie fuhr mit der Hand über die Augen und sah ihn wehmuthsvoll an. Da blitzte ihr der Gedanke durch den Sinn: Wozu die Trennung? Ich bin ja frei, ich kann mich ja wenden, wohin ich will, reisen . . . Sie stockte, lehnte den Kopf rückwärts an die hohe Lehne ihres Stuhls, ihre Augen schlossen sich, ihre Brust arbeitete. Dann hob sie den Blick, lächelte lieblich und sagte beklommen: Wir sehen uns bald wieder, Sigismund!

Aber wann? Wo? Wie? fragte er ungestüm.

Sie schwieg, in sich den Gedanken an eine Reise nach Paris ausbildend.

Geheimnißvolles Schicksal! Wie nahst du dich den Menschen! Wie leise schleichst du dich heran auf kaum hörbaren Schwingen! Wie steht die Schuld so nahe an der edeln That! Wie rasch fassen uns die Strudel, die uns heben sollen und die uns nur hinunterwirbeln in den Abgrund des Verderbens!

3.

In den erſten Tagen des Märzmonats, in jenen Stunden, die halb Licht und halb Schatten ſind, wo der Regen über die Dächer auf die Straßen ſtrömt, die Wagen haſtiger rollen und die Fußgänger aus dem gemächlichen Schritt in den Trab fallen, hielt eine Citadine vor einem Hotel der Rue de la paix in Paris und eine in Reiſekleider gehüllte Dame ſah fragend auf den an den Wagenſchlag tretenden Haushofmeiſter, der mit einem ironiſchen Seitenblick auf die beſcheidene Equipage die troſtloſe Antwort gab, daß kein Platz im Hotel wäre. Damit empfahl er ſich und die Dame ſagte ſeufzend zu dem ſich rückwärts biegenden Kutſcher: **Place Vendôme, Hôtel du Rhin.**

Vielleicht, daß dieſes **Hôtel du Rhin** gaſtfreundlicher als die übrigen iſt, bemerkte ſie der ihr gegenüber, neben den Effekten ſitzenden Kammerjungfer, die ſprachlos in das pariſer Gewühl hin-

ausſtarrte und die graue Atmoſphäre, ringsum von milchweißen Wolkenanflügen durchſchoſſen, mit verbiſſenem Unmuth betrachtete. Indem hielten ſie vor dem großen Thorwege und die herbeigerufene Hausfrau bewilligte eine kleine Wohnung im dritten Stock. Behende ſprang die Dame aus der Citadine und unter den Thorweg. Die Kammerjungfer folgte langſam und murrend.

Gott Lob, daß wir endlich unter Dach und Fach ſind! ſagte Ida ſichtlich erleichtert, denn ſie war die in Paris anlangende Dame, gab Befehl, die Effekten ihr nach in die Wohnung tragen zu laſſen und folgte dem Haushofmeiſter, der bedächtig ihr vor, die dunkle Treppe hinan, mit einem Lichte ſchritt. Jetzt öffnete er, nachdem er auf jeder Treppenabtheilung Halt gemacht und Ida die nöthige Erholungszeit zur Erſteigung der achtzig Stufen gegönnt hatte, eine braun angeſtrichene Thür und Ida befand ſich in einem kleinen, mit einem Teppich verſehenen Gemach, das einen Alkoven, in dieſem das Bett, davor ein Sopha, gegenüber einen Kamin mit Lehnſtühlen, einen Tiſch

und einen Spiegel enthielt. Ida that einen flüchtigen Blick darauf, dann fragte ſie franzöſiſch, wo das Zimmer für die Kammerjungfer ſei?

Zwei Treppen höher, war die Antwort.

Das iſt ja gar nicht möglich, daß ſie ſo hoch und ſo getrennt von mir wohnt, entgegnete Ida kleinlaut. Aber der Haushofmeiſter ſetzte ihr auseinander, das ſei nun einmal Sitte in Paris, eine andere Wohnung wäre im Hotel nicht frei und führte die über pariſer Sitten und Weiſen ganz erſtarrte Zofe in das ihr zukommende Zimmer, wo ſie ſich erſchöpft auf ein Bett warf und Paris und die Reiſe dahin für Narrheiten ihrer gnädigen Frau erklärte, dieſe gehörig auf eine von ihr verlangte Reiſeſchatulle warten ließ und über den fortwährenden Regen in Verwünſchungen ausbrach, gerade als wenn ſie in ihrem Leben noch nie hätte regnen ſehen. Seufzend ſtieg ſie dann wieder hinab zu der Gebieterin, die ihr mit der Ankündigung entgegenkam, ſie wolle ausgehen.

Aber doch nicht mit mir? bemerkte die ſchnippiſch gewordene Kammerjungfer. Ida lächelte me-

lancholiſch, dachte, wie viel glücklicher man ohne Dienerſchaft, die meiſt anſpruchsvoller als die Herrſchaft iſt, ſein könnte, ließ ſich einen Shawl geben und ging langſam die Treppe hinab, dem Thorwege zu, wo ſie ſich in einen Fiacre warf, der ſie auf die Poſt, zu den erwarteten Briefen bringen ſollte.

Sie hatte Born zwei Tage nach Sigismund's Abreiſe verlaſſen, hatte ſich einige Wochen am Rhein aufgehalten und kam nun nach Paris, um verabredetermaßen von Sigismund poste restante Nachrichten und ſeine Adreſſe zu finden. Jetzt, auf dem Wege nach der rieſenhaften pariſer Poſtverwaltung, in der Sehnſucht nach Sigismund, in der Vorahnung ſeiner Nähe und ihres Wiederſehens mit ihm, ſchlug ihr das Herz wie im Fieber. Sie blickte hier- und dorthin. Sie glaubte ihn in jedem Vorübergehenden zu erkennen. Sie erſtaunte über das ungeheure Getreibe der Straßen, über die Paläſte und elenden Häuſer einiger kleinen, winkeligen Straßen, in denen die Armuth neben dem Verbrechen hauſt, über die Poeſie neben der Proſa,

über ſo Vieles, woran ſie, die nie große Städte bewohnt, ſelten gedacht hatte. Die Menſchen ſchienen ſie erſtaunt anzublicken; ſie ſelbſt kam ſich abſonderlich vor. Nun hielt ſie vor dem Poſtbureau. Der Kutſcher machte den Tritt herunter. Sie ſtieg aus, zog ihren Paß hervor, trat an die Beamten heran, fragte nach Briefen, erhielt eine halbe Antwort, wartete, ſah, wie man in den verſchiedenen Adreſſen ſuchte und fühlte, wie es ihr lavaartig durch die Adern und eiskalt über den Rücken lief, als endlich einer der Poſtbeamten ihr ganz kurz den Beſcheid gab, es ſeien keine Briefe für ſie da. Ida horchte hoch auf; ſie ließ ſich die Hiobsnachricht zwei mal wiederholen, dann wankte ſie auf die Straße, in den Fiacre, der ſie erwartet hatte, kam in das Hotel zurück, ſtieg mühſam die hohen Treppen hinauf, warf ſich vor dem angezündeten Kamin auf einen Lehnſtuhl und dachte tieferſchüttert, händeringend: Wo iſt Sigismund? Wie kann ich ihn in dieſer ungeheuern Stadt finden? Warum hat er nicht geſchrieben?

Es war ein trauriger Abend, dieſer erſte, den

die Arme in Paris zubrachte. Die Kammerjungfer ſummte und brummte um ſie herum, der Regen raſchelte an den Fenſtern. Mit welchem Gewicht fiel jetzt erſt der Gedanke auf ſie: Ich bin allein! Und doch hoffte ſie, ermannte ſie ſich. Sie war freilich ohne Sigismund in Paris wie verloren; es erfüllte ſie mit Furcht, daß ſie ihn ſuchen mußte, daß er nicht da war, ſie nicht frohlockend begrüßt, ihr nicht einmal geſchrieben hatte; aber wenn ſie dachte: Für ihn leide ich, auf ihn warte ich, ſo jubelte doch ihr warmes, ihm immer mehr gehörendes Herz, ſo wußte ſie doch, daß Aufklärung kommen, ſie irgend einen Faden in dieſem Labyrinthe finden würde, daß es für Sigismund war, daß ſie ſich hier in Paris, Place Vendôme, Hôtel du Rhin befand. Es gibt nichts traurigeres, als in Paris, ohne Bekannte, im Regenwetter, in einem Hotel ſein. Ida's Wohnung ging in den Hof. Die Fenſter waren ſchlecht geſäubert, die Decke und die Tapete des Zimmers vom Rauch und von der Zeit geſchwärzt. Auf dieſen verbrauchten, ihr unbekannten Meubeln, auf dieſen abge-

bleichten gelben Sammtſtühlen haftete etwas unheimlich Melancholiſches. Dieſe Wohnung, die Allen und Niemand gehörte, die vielleicht tauſend Schmerzen und ebenſo viel ephemere Freuden beherbergt hatte, der Lärm von der Straße her, der am Schlaf hinderte, der Mangel an Bedienung im Hotel ſelbſt und zum Ueberfluß die ſchmollende, ſieben Treppen hoch einquartirte Kammerjungfer waren für Ida Unbehaglichkeiten, die ihr die Luft ſchwer und die Bruſt eng machten. Beklommen dachte ſie an die Heimat, an ihren Bruder, an die ſchönen Rheingegenden, an dieſe Ankunft, an den Schmerz, keinen Brief gefunden zu haben, an die Schwierigkeit ihrer Lage. War das die Weltſtadt, von der ſie geträumt, das der Inbegriff allen Glücks, das ſie erwartet hatte? Wie mit Trauerflören behangen kamen ihr die Häuſer und Straßen vor, die ohnedies ſchwarz vom Regen waren. Das lief und wühlte ſich unter ihren Fenſtern dumpf fort. Da war, unter dieſen Tauſenden, nicht Einer, der ſich ihrer annehmen, ihr helfen konnte; da ſpann ſich eine ununterbrochene Kette

von Vergnügungen und Zerſtreuungen ab, die nicht für die Unglücklichen ſind.

Ida ſchloß ihre Reiſeſchatulle auf und nahm einzelne Empfehlungsbriefe heraus. Wird der mir helfen Sigismund finden? dachte ſie und blickte traurig auf die Adreſſe eines Bankiers. Sie beſchloß am andern Tage hinzufahren. Es erfreute, beruhigte ſie, daß ſie dieſen fragen, von ihm vielleicht Auskunft erhalten konnte. Aber als ſie am andern Morgen in die Rue bergère kam, war der Bankier ausgegangen und die Leute auf dem Comptoir wußten ihr nichts auf ihre Fragen als das zu antworten, daß der Prinzipal wol ſelbſt zu ihr kommen und mit ihr reden würde. Beklemmt kehrte Ida heim. Sie getraute ſich drei Tage nicht aus dem Hauſe, in der Idee, der Bankier könne ſie verfehlen. Endlich nach drei Tagen kam er, ſehr eilig, ſehr abgemeſſen, zerſtreut Ida's Fragen beantwortend, Sigismund's Namen in ſein Taſchenbuch ſchreibend, von ihm nichts wiſſend, höflich, aber eiskalt.

Als Ida die Thür hinter ihm ſich ſchließen

ſah, der ſie, wie die unbedeutende bei ihm ihr angewieſene Summe, nicht wie eine Frau behandelt hatte, brach ſie in Thränen aus. Sie fühlte ſich namenlos unglücklich. Da fiel ihr ein, ob ſie Sigismund vielleicht im Theater treffen könne? Sie ließ ſich alſo, ſo groß ihr die Ausgabe vorkam, eine Loge im Théâtre français holen und ging Abends mit hochklopfendem Herzen in eine Rachel'ſche Vorſtellung. Ach, Rachel in der Phädra war ihr weniger intereſſant, als die auf- und zugehenden Thüren der Theaters und der Logen, wobei ihr ein Pendel im Kopf zu hängen ſchien, der die Fragen: Iſt ers? Iſt ers nicht? hin- und herwarf. Nur während dem, daß Rachel auf der Bühne war und die Zuſchauer unverwandt nach ihr blickten, man eine Fliege hätte ſummen und eine Thräne fallen hören können, wagte Ida auf ſie und nicht auf die Eingänge zu blicken. Da freilich durchzuckte auch ſie dieſe Leidenſchaft, dieſe Schwäche, dieſe Schuld, dieſer Schmerz, dieſe Strafe. Da fühlte auch ſie, was es heißt, rettungslos unterzugehen, weil die Götter den Unter-

gang nun einmal beſchloſſen, weil das Schickſal nun einmal eifern ſein Opfer begehrt hat. Wie zitterte, bebte, litt ſie, welch einen innern Zuſammenhang fand ſie zwiſchen dieſer unerlaubten Liebe und ſich ſelbſt, wie ſchien ihr das Leben immer wieder einen neuen bittern Kampf zu bieten! Und doch wie ſtark dachte ſie die hohe, einzige Sehnſucht ihres Daſein zu geſtalten, das Gewöhnliche und Beſtehende weit hinter ſich und das nur für Recht gelten zu laſſen, was eine heroiſche That erfoderte. Phädra und ſie waren beide kühn, beide fähig, eine Welt zu erobern, beide bereit, den Jammer einer unglücklichen Liebe zu ertragen. Ida erbebte, als ſie eine Loge neben ihr ſich öffnen und einen Fremden ſtill eintreten und ſie anblicken ſah. Sie zog den Schleier über den kleinen, anſchließenden Hut und wandte ſich abwärts. Allein der Fremde neben ihr ließ ſich nicht irre machen.

Sie hier, gnädige Frau? fragte er verbindlich. Da mußte ſie auf- und ihn anblicken. Es war ein Bekannter aus der Stadt, die ſie faſt fünf Jahre mit ihrem Gatten bewohnt hatte, ein Mann,

der zwar ſchwerfällig ſchien, in dieſer Schwerfälligkeit jedoch Gemüth und Herzlichkeit bewies, gern gefällig war und Freude bezeugte, Ida getroffen zu haben. Dieſe aber fühlte ſich eher unangenehm durch dieſe Begegnung berührt; ſie ſah Beſuche, zwangvolle Geſpräche, ſo Manches voraus, was ihre jetzige Stimmung peinlich machte. Herr von Mayen bemerkte Ida's Verlegenheit nicht. Er bot ihr bei der Beendigung des Stücks den Arm, führte ſie an den Wagen, bat um ihre Adreſſe und war am andern Morgen früh bei ihr, um ſie herumzufahren und ihr Geſellſchaft zu leiſten.

Was ſie tröſtete, war der Gedanke: Wie ich Herrn von Mayen begegnet, kann ich auch Sigismund begegnen! Deswegen nahm ſie ſeinen Vorſchlag, ſie in die kleinern Theater zu führen, an, deswegen wandelte ſie ſtundenlang in den Tuilerien auf und ab und ging in den Salon oder in die verſchiedenen Kunſtſammlungen von Paris. Mit welcher Beklommenheit ſah ſie die Tage kommen und gehen, fragte ſie auf der Poſt nach Briefen und erhielt keine, wagte ſie endlich Herrn von

Mayen Sigismund's Namen zu nennen. Er hatte von ſeinen Schriften gehört; es war ihm ſogar, als hätte er ihn in Paris, jetzt eben nennen gehört. Als er das ſagte, hing Ida mit den Augen an ſeinen Lippen, zitterte ſie, daß er weiter reden, ſie wieder enttäuſchen, ſie zurück in die Ungewißheit ſchleudern könnte. Aber nein! Mayen beſann ſich wirklich vom Doctor Hallig bei der ** ſchen Geſandtſchaft gehört zu haben. Er bot ſich an, hinzugehen, ſeine Adreſſe auszukundſchaften und ihn Ida zuzuführen. Wie ſie das beſeligte, erſchütterte! Wie ſie ihm mit ungewohnter Herzlichkeit dankte und gar nicht begreifen konnte, daß ſie nicht ſelbſt an die ** ſche Geſandtſchaft gedacht, ſich dort nicht längſt nach Sigismund erkundigt hatte!

Herr von Mayen empfahl ſich und Ida blieb in einem wahren Fieberzuſtand, zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend, zurück. Es war Abend. Die Lampe brannte düſter. Das Zimmer ſchien trüber wie gewöhnlich. Die Tapete, der Fußboden, die Decke, Alles trug einen aſchgrauen Anſtrich. Die Minuten dehnten ſich zu Stunden aus! Wie die

Zeit ſie drückend umgab! Wie es ihr unmöglich zu denken und nachzudenken war! Sie ſtrengte ſich an Begriffe zu bilden; ihre müden Augen, vom flackernden Feuer des Kamins zu der geſchwärzten Zimmerdecke irrend, ſuchten, was ſie nicht finden konnten. Sie war allein! Alles um ſie, neben ihr, über ihr, ſchien einen Augenblick ſtille ſtehen, mit ihr warten zu wollen. Indem klopfte es an die Thüre und Mayen trat ein. Ida ihm entgegen. Richtig hatte er einen Brief von Sigismund bei der Geſandtſchaft gefunden, den dieſe auf das poste restante Bureau ſchicken ſollte und vernachläſſigt hatte. Als er ihn Ida reichte, war ſie blaß wie ihr Tuch geworden. Sie ſah und hörte nicht. Immer blickte ſie nach dem erſehnten Brief und wagte doch nicht, ihn aufzubrechen. Endlich riß ſie das Siegel fort. Er war von einem alten Datum, aus London und lautete folgendermaßen:

„Statt Sie in Paris zu erwarten, mich an Ihrer Nähe zu ſonnen, ſtatt Ihre Stimme und Ihren Rath zu hören, bin ich in London, vergraben in Geſchäften, mir ſelbſt nicht gehörend, plötz-

lich durch Umstände Diplomatendienste thuend, ein gequälter Mann, der den Tag über Depeschen schreibt, Discussionen und Conferenzen hat und Abends in die Salons, mitten hinein in das Feuer der Fashion muß. Beklagen Sie mich, aber freuen Sie sich auch, daß Ihre weitaussehenden Plane für mich Wirklichkeit sind.

„Ich kam nach Paris, von dem Minister aufs dringendste für jene Arbeit, die er mir aufgetragen, empfohlen. Ich traf den interimistisch fungirenden Geschäftsträger krank. Der einzige unter ihm dienende Legationssecretair war beurlaubt, der Graf ** befand sich durch sein Alleinsein mitten in einer politischen Krisis in der peinlichsten Verlegenheit und empfing mich unter diesen Umständen, als einen Quasibeamten, freundlicher, als es sonst wol geschehen sein würde. Neben der Arbeit auf der Bibliothek mußte ich ihm gleich ein Memoire über *** aufsetzen. Ich that dies um so lieber, als das politische Leben Frankreichs mich immer angesprochen und ich eine Vermittelung mit Deutschland um so wünschenswerther halte, als die vor-

wiegenden Elemente dieſer Staaten eine gegenſeitige Ergänzung nothwendig machen. Haben wir doch viel von den Franzoſen zu lernen, wie ſie uns viel abzuſehen haben. Ihnen das bewegte, raſch ſich abwickelnde, politiſche Daſein; uns das wiſſenſchaftliche, forſchende, gründliche Ringen!

„Das Verhältniß Frankreichs zu Deutſchland, die intellectuelle Anſchauung und den philoſophiſchen Gedanken entwickelnd, hatte mein Memoire einen nicht von mir erwarteten Erfolg, der allerdings mehr in den Umſtänden als in meinem Verdienſte lag und mir vom Miniſterium die Stellung eines in außerordentlichen Aufträgen beigegebenen Beamten erwarb, welche Stellung mich aber freilich augenblicklich nach London führt und, für wie lange weiß ich noch nicht, hier feſthält.

„Paris, ohne Sie geſehen zu haben, verlaſſen zu müſſen, war für mich ein wahrhaftiger Schmerz. Nicht einmal Zeit zum Schreiben an Sie hatte ich, ſo ſchnell mußte die Reiſe beſchloſſen und ausgeführt werden. Aber hier angekommen, iſt es auch mein Erſtes, Ihnen Nachricht zu geben. Die

Großmächte ſelbſt müſſen in dieſem Augenblicke bei mir in den Hintergrund treten, da ich mit Ihnen rede, mir Ihre holdſelige Geſtalt denke, mir denke, daß dieſer Brief von Ihnen geöffnet und geleſen werden wird!

„Warum muß Alles im Leben erkauft und, je höher der Menſch hinanſtrebt, deſto bitterer erkauft werden? Dieſe neue Stellung, die glänzenden Ausſichten verdunkeln ſich, wenn ich mir Ihre einſame Ankunft in Paris, Ihre Frage nach mir, die nicht ausbleibende Enttäuſchung vorſtelle. Doch weiß ich auch, daß ich Ihrem Willen entgegenhandeln würde, wollte ich den Verſtand dem Gefühle unterordnen. Ich darf mich der von Ihnen mir oft vorgeworfenen Gefühlsweichlichkeit nicht dienſtbar zeigen, muß arbeiten und vorwärtsſtreben. Ich bin mächtig aufgeregt, beobachtend, in mich aufnehmend. Vielleicht war ſelten Jemand zerriſſener als ich. Da traten Sie zum zweiten male in mein Leben, und ſo ſehr ich auch eingefangen war in die Netze der Philiſterei, ſo mußte ich doch endlich, durch Sie, Herr meiner Richtungen werden. Nun denke ich

in ſtiller Traumluſt, wenn Sie hier in London wären, wenn ich mit Ihnen reden, Sie fragen, mich nach Ihnen richten dürfte! Aber ich ſehe ein, daß Sie Ihre Reiſe nach Paris genießen und von einem überwältigenden Eindruck nicht zu einem noch überwältigernden übergehen dürfen. Schreiben Sie mir denn wenigſtens, wie Sie Paris gefunden haben. Ich habe zuweilen, in dieſem ungeheuern London, einen leidenſchaftlichen Drang nach mündlichem Austauſch mit Ihnen, eine fieberhafte Ungeduld, dieſe diplomatiſche Stellung aufzugeben, um wieder in Paris, auf der Bibliothek der deutſchen Philoſophie zu leben. Lächeln Sie nur, aber vergeſſen Sie mich nicht. Sigismund."

Als Ida dieſen Brief geleſen hatte, legte ſie die Hand über die ſtrömenden Augen. Dann blickte ſie ſcheu um ſich. Mayen war verſchwunden. Sie war wieder allein im Zimmer, mit ſich, mit dem flackernden, ſterbenden Feuer, mit Sigismund's Brief. Trotz vieler freudiger Gedanken ergriff ſie Verzweiflung, daß ſie in Paris und Sigismund in London ſei, daß ſie die zweite, vielleicht die dritte

Rolle in ſeinem Leben ſpiele, daß Alles, was ſie von einem Beiſammenſein geträumt, nichts und die Wirklichkeit ſo viel gewichtig ſei. Wenn er nicht zu mir kommen kann, warum ſollte ich nicht zu ihm gehen? ſprach ſie, ſich ermannend. Darf ich ihm nicht mehr ſein als ein Traum? Er erſehnt mich, das ſteht in dem Briefe, das iſt ja genug, um mich zu beſtimmen. Sie beſchloß die Reiſe nach London und — führte ſie aus.

In Calais angekommen, ging ſie gleich auf das Dampfboot, ſah mit krankhaft geſchäftiger Theilnahme die Anker lichten und die Räder langſam und immer ſchneller kreiſen. Frankreich war ihr entſetzlich, ein Land, in dem ſie ein troſtloſes, abgemartertes Herz gehabt hatte. England aber mußte ſchön ſein, eine blühende, grünende Inſel mitten im Meere, das dachte ſie, weil ſie an Sigismund dachte.

Ida blieb auf dem Verdeck. Das Gemüth weitete ſich, die Seele bebte vor Freiheit. Sie ſah auf die tanzenden Wellen, auf den mit ſchwarzen Wolken umhangenen Himmel, auf die Rauchſäule,

die aus dem Schornſtein des Schiffes ſich drängte. Plötzlich ſchoß das grüne Eiland vor ihren Blicken in die Höhe. Ihr Herz rief: Dort iſt Sigismund! Tauſend unvergoſſene Thränen zitterten in dem Gedanken. Was ſie dann weiter träumte? Worüber ſie nachſann? Wer kanns ſagen? Wer folgt jenem ſprachloſen Jubel, der gefühlt, nicht beſchrieben werden muß!

Gegen Mitternacht kam ſie in London an, ſtieg in einem großen Hotel ab, ſchrieb noch mitten in der Nacht an Sigismund, gab das Billet einem Lohnbedienten zur Beſorgung und ging ſelig beglückt zur Ruhe. Mit dem Frühſten war ſie wieder auf. Sie erwartete ja Sigismund, ſie ſollte ihn ja nun endlich wiederſehen! Um ihm zu gefallen, zog ſie ſich ganz ſo wie damals an, als er ſie zum erſten male geſehen. Das weiße, hoch an den Hals ſchließende Kleid, dieſe roſenfarbig flatternden Bänder ſollten ihm ein heiteres, faſt mädchenhaftes Willkommen zurufen. Jetzt ſtieg Jemand die Treppe herauf, jetzt klopfte es an die Thür. Ida konnte kaum ein Herein! aus der zuſammen-

geſchnürten Kehle hervorbringen, da trat der Lohndiener ein und berichtete: Der Doctor Hallig ſei in der Nacht als Courier nach Deutſchland über Hamburg abgereiſt.

Das war zu viel! Ida's Gehirn brannte. Ihr Herz zuckte. Sie zitterte ſo, daß ſie ſich nicht aufrecht erhalten konnte. Wie ſie halb ohnmächtig auf das Sopha glitt, wollte der Lohnbediente ihr beſtürzt beiſtehen; ſie winkte ihm abwehrend und konnte nur die Worte: Gehen Sie nach der Poſt, fragen Sie nach Briefen an mich! hervorbringen. Der Diener verſchwand und Ida warf ſich mit einer Vehemenz auf die Knie, als wenn ſich die Steine hätten erbarmen und die Mauern über ſie einſtürzen ſollen. Glücklicherweiſe dauerte dieſer zerrüttete Zuſtand nicht lange, denn wirklich waren Briefe aus Paris für ſie angelangt und unter ihnen einer von Sigismund, mit der Kunde, er ſei augenblicklich in dem Fall, eine wichtige Nachricht ſelbſt nach Deutſchland zu bringen; in ſechs Wochen käme er nach Paris, ſchrieb er, um dort eine ſichere Stellung bei der ** ſchen Geſandtſchaft ein-

zunehmen. Dann hoffe er Ida wiederzuſehen. Von ihrer Reiſe nach London hatte er natürlich keine Ahnung. Der Brief war flüchtig, im Drange der Geſchäfte, im Augenblicke der Abreiſe geſchrieben.

Wie ein Geier, ſo wühlte ſich der Gedanke in Ida feſt: Immer die Zweite in Sigismund's Leben, immer hinter Geſchäften, Verpflichtungen, immer mehr liebend als geliebt! Jetzt hatte er die Beſtimmung, die ſie ihm wünſchte. Und was hatte ſie? Was blieb ihr davon? . . . Sie fühlte ſich geknickt. Es war ihr, als ſei ſie aus dem Himmel in einen Abgrund gefallen, als läge ſie zerſchmettert, könne ſich nicht rühren noch regen und ſei rettungslos verloren. Und dann lächelte ſie und dachte: Ich bin thöricht. Schreibt er doch ſelbſt, daß er in ſechs Wochen in Paris ſein und wir uns wiederſehen werden. Sie kehrte nach Paris zurück, miethete eine Wohnung in der Rue d'Angoulême, nicht weit von den Champs élysées, richtete ſich ſtill und bequem ein, ſchrieb an Sigismund und hätte ſich in dieſer Einſamkeit wol allmälig in ihrem Gemüthe zurechtgefunden, wenn

Mayen ſie nicht wieder aufgeſucht und ihr Bekanntſchaften, die ihr nicht angenehm waren, zugeführt hätte. Er meinte es unſtreitig gut, aber für Ida ward er zuletzt ganz läſtig, weil er ſie gegen ihren Willen begleiten, ſie zerſtreuen, ſchützen und berathen wollte.

Sie wiſſen nicht, ſagte ſie ihm einmal ziemlich trocken, wie wohlthätig Einſamkeit iſt.

Seien Sie doch nicht hart, bat er. Mit ſolchen Worten ſetzen Sie mich ja zur Thüre hinaus.

Sie ſchwieg und er ging verletzt. Aber Tags darauf trat er doch wieder bei ihr ein, ſetzte ſich ihr gegenüber und ſah zu, wie die ſchmalen Finger an einer bunten Stickerei hin- und herarbeiteten.

Könnte ich doch nur irgend etwas für Sie thun! ſagte er, weich geworden.

Ich danke Ihnen herzlich, ſagte Ida mit geröthetem Geſicht. Für mich kann Niemand etwas thun.

Niemand? fragte er forſchend.

Oder doch nur ein Jemand, entgegnete ſie wehmüthig.

Der wäre? rief er mit veränderten Zügen.

Das Schickſal, erwiderte ſie neckend.

Sie erwarten nichts von den Menſchen?

Nicht ſo viel, ſagte ſie ernſthaft und zeigte auf die Spitze ihres blendend weißen Nagels. Mayen verſtummte, nahm ſich aber vor, in ſeinen Aufmerkſamkeiten nicht nachzulaſſen. Die Frauen ſind eitel, dachte er. Wer ſich ihnen ergeben zeigt, den lieben ſie. Er vergaß, daß Ida keine Frau im gewöhnlichen Sinne war. Sie hatte etwas Urſprüngliches behalten, ſich eine Welt in der Welt, Meinungen, Anſichten und Feinheiten in harmoniſchem Zuſammenhange gebildet. Sie wollte und konnte nicht dem Scheine und der Heuchelei huldigen, ſie lebte in ſich, für ſich, in einer Sphäre, in der der Geiſt unabhängig von dem Wuſt und Ballaſt iſt, der ſo ſchwer und ſo unwahr macht. Deswegen waren ihr Huldigungen durchweg unbequem. Da aber Mayen nicht jung und Witwer war, ſo duldete ſie ihn, ohne deshalb Werth auf

ſeine halben Redensarten zu legen. Auf die Glut und den Glanz ihres Beiſammenſeins mit Sigismund war ein kaltes, ſtrenges, trauriges Leben voll Entbehrungen gefolgt. In jedem Augenblicke war ſie ſich ihrer Liebe bewußt; in jedem Pulsſchlag fühlte ſie den Wunſch nach Wiederſehen, nach Austauſch und Beiſammenſein. Das Schickſal hatte ihr Klippen zu umſchiffen, Felſen zu überſpringen, Abgründe zu durchſchwimmen gegeben, aber ſie baute auf ihre Spannkraft, auf ihre Ausdauer.

Mayen wußte, daß ſie leidenſchaftlich Blumen liebte. Er ſchickte ihr täglich einen vollen Strauß Roſen, Veilchen, Hyacinthen, Camelien, eben was die Jahreszeit bot. Wenn er dann kam, blühten ſie im Waſſer und Ida dankte flüchtig und ſelten.

Machen Ihnen meine Blumen keine Freude? fragte Mayen traurig.

Statt der Antwort meinte Ida, abgeſchnittene Blumen ſeien Todte, mit den Farben des Lebens bekleidet.

Mayen ſchickte am andern Morgen Blumen in Töpfen, zierlich in einer Jardinière geordnet, aber

ſo betäubend duftend, daß Ida ſie aus dem Zimmer ſetzen mußte. Als er in das Zimmer trat, überzeugt, nun das Rechte getroffen zu haben, vermißte er die Blumen und fand Ida auf einer Chaiſe longue im weißen Anzug, aber bleich und verſtört.

Was iſt geſchehen? rief Mayen beſtürzt.

Es iſt gar nichts geſchehen, entgegnete ſie lieblich. Ihre Blumen haben mich krank gemacht.

Das iſt entſetzlich, ſagte er, daß ich ſtatt Freude Qual bereite.

Nun, die Qual, Kopfweh zu haben, läßt ſich ertragen, entgegnete ſie ſanft, ſtand von der Chaiſe longue auf und ſetzte ſich ans Fenſter. Dieſe Kälte entrüſtete Mayen. Er hatte mit ſeinen Blumen in Töpfen Effect zu machen gehofft. Als er ſich getäuſcht ſah, ward er innerlich ebenſo gekränkt, als er äußerlich geſchmeidig blieb.

Wie ſchön Sie ſind! ſagte er nach einer Pauſe.

Sie ſah ihn gelaſſen an, ſchüttelte mit dem Kopfe und entgegnete feſt: Herr von Mayen, ſoll-

ten Sie Abgeſchmacktheiten der Art öfters wiederholen, ſo . . . .

Er ließ ſie nicht ausreden, ſondern ergriff ihre Hände. Sie ſind grauſam, ſagte er heftig. Ich liebe Sie . . . .

Ida blieb ſtarr ſitzen und ſtickte mechaniſch an dem Rahmen fort. Das ermuthigte Mayen, daß er wiederholte: Ich liebe Sie, ich werbe um Sie.

Ihre Werbung iſt unnütz, erwiderte ſie kalt. Ich liebe einen Andern.

Wen? fragte er außer ſich.

Welche unzarte Frage! ſagte ſie beſtimmt, rückte den Stickrahmen fort und ging in das Nebenzimmer, das ſie verſchloß.

Mayen blieb eine Stunde, klopfte und rief: Himmliſche Ida . . . ſie erwiderte nichts. Es war ihr, als ſei ſie durch dieſe läſtige Liebe entehrt. Sehe ich denn aus wie eine Frau, der man den Hof machen darf? fragte ſie ſich niedergeſchlagen und athmete erſt auf, als ſie Mayen gehen und die Thür hinter ihn ins Schloß fallen hörte. Abends erhielt ſie einen Brief von ihm, worin er

ſich der Indelicateſſe anklagte, um ihre Verzeihung bat und ſie ruhig wiederzuſehen verſprach. Aber Ida's Harmloſigkeit war geſtört. Da die Männer einer Frau gegenüber von nichts als von Liebe zu reden wiſſen, ſo iſt es beſſer, daß ich den da nicht wiederſehe, ſagte ſie ſich, warf Mayen's Brief in den Kamin, ſchrieb einige flüchtige Zeilen mit der Bitte, ſie nicht wieder zu beſuchen, und ging traurig in dem Gedanken zu Bette, daß eine Frau in ihrer Lage ſehr beklagenswerth ſei.

Deſto heißer hoffte ſie auf Sigismund. Er hatte ſeit London nicht wieder geſchrieben. Auch von dem ſchreibträgen Bruder hörte ſie nichts. Sie fühlte ſich einſam, wenn ſie ihr Schickſal auch gläubig und vertrauend in der Hoffnung auf Sigismund hinnahm. Es wird ja Tag werden, ſagte ſie, ſich ſelbſt tröſtend, als ihre Kraft nachlaſſen wollte. Beklemmend war es ihr, daß ihre Baarſchaft durch die theure Reiſe nach London ſehr zuſammengeſchmolzen war. Born wollte ſie, bevor ihr Proceß mit Rhode nicht entſchieden war, nicht um Geld bitten, und zu ihm zurück konnte ſie,

Sigismund's wegen, nicht. Habe ich denn nicht zwei Hände zum Arbeiten? sprach sie, als sie sich noch im Besitz von 300 Francs sah. Sie sann hin und her und kam endlich auf den Gedanken ... Blumen zu machen. Sie hatte das bei ihrer Mutter auf dem Lande einfach durch Ausschneiden gelernt. Jetzt nahm sie etwas Zeug, eine feine Scheere, stellte eine von Mayen's Rosen vor sich hin und bildete sie wunderbar getreu, so lieblich nach, daß sie selbst zufrieden war, einen Shawl umhing und in die Rue Richelieu zu einem Blumenfabrikanten mit der Bitte um Bestellung ging. Die Rose, frei aus der Hand nachgeahmt, machte im Atelier Aufsehen. Man erkannte eine Künstlerin. Sie erhielt ehrende Aufträge, die sie mit einem eigenen Anflug von wehmüthigem Stolz entgegennahm. So war sie denn plötzlich zu der Kraft gekommen, sich auf sich selbst zu stützen. Es demüthigte sie, betrübte sie nicht. Im Gegentheil fühlte sie sich Sigismund verwandter. Sie hatte den Weg mit vollem Bewußtsein, begleitet von vielen Bitterkeiten, Erfahrungen und Aengsten ein-

geſchlagen, aber immer nur fühlte ſie den Kampf um den Theuern, den Widerſtand der Verhältniſſe und den Glauben, daß all' dieſe Schmerzen ſie endlich doch in das Paradies ihrer Sehnſucht führen würden.

Als ſie aus der Rue Richelieu auf die Boulevards bog, begegnete ihr Mayen, der raſch auf ſie zutrat und ihr verwirrt ſagte: Erlauben Sie, daß ich Sie begleite. Ich will mir dieſe Ehre zu verdienen ſuchen. Vergeſſen Sie das Vorgefallene. Bannen Sie mich nicht aus Ihrer Nähe!

Wenn Sie vernünftig ſein wollen, entgegnete Ida in heiterer Laune, ſo will ich ein Auge zuthun und . . . gnädig ſe'n.

Sie nahm, froh Jemand in dem Menſchengewühl gefunden zu haben, ſeinen Arm, plauderte unbefangen und verabſchiedete Mayen vor ihrer Thüre mit der ſcherzhaften Bemerkung, der Eingang müſſe durch Unterwürfigkeit verdient werden. Mayen ließ ſich das gefallen. Er war eitel, er hoffte auf die Zukunft, auf die Wandelbarkeit der Frauen, auf ſeine Unwiderſtehlichkeit, über die er

ſich großen Täuſchungen hingab. Die Männer ſind nun einmal ſo und nicht anders. In jedem Alter, in jeder Lage glauben ſie Eroberungen machen, zu Treuloſigkeiten hinreißen zu können. Indeß ſie den Frauen oft noch in jugendlicher Blüte zurufen möchten: O ſchäme dich, du biſt alt, du haſt kein Recht dazu, halten ſie ſich, mit greiſem Kopf, für gefährlich, glauben über Alles zu ſiegen, mit Allen es aufnehmen zu können. Daß Ida liebe, gab Mayen zwar zu, aber daß ſie die Gegenwart, ſeine Aufmerkſamkeiten und Reden opfern würde, ſchien ihm unglaublich. Deswegen vertraute er ſeinem Stern, kam wieder, ſchwieg von ſeiner Liebe, zeigte ſich ernſt, ſodaß Ida Mayen's Taktloſigkeit vergaß. Es war vielleicht weltunklug, aber unrecht war es nicht. Sie fühlte ſich rein in ihren Beſtrebungen, rein vor Mayen, an den ſie ſich gewöhnt hatte. Saß ſie am Fenſter, ſchnitt ſie Roſen, Hollunder und Fuchſias aus, färbte ſie Blüten, ſo ſah Mayen ihr zu und ſprach mit Zurückhaltung, ſuchte, ohne daß es ihm gelang, in Ida's Verhältniſſe einzudringen und von ihr aus-

gezeichnet zu werden. Er ſprach von ſeinem Vermögen, er bekannte ſich zu Denen, die ſich rettungslos verloren glauben würden, wenn ſie arm wären. Ida lächelte, indem ſie den Pinſel in Karmin tauchte und ſanft damit im Innern einer Roſe herumfuhr. Dann ſagte ſie: Die Entbehrung iſt Nahrung für den feſten Charakter. In ihr lernt man ſich kennen, ſtatt daß die Schwachen ſich erdrücken und zernichten laſſen, was freilich traurig iſt.

Sie ſchwieg und Mayen dachte zum erſten male, daß ſie die vielen, um ſich zerſtreuten Blumen wol nicht zu ihrem Vergnügen mache. Um darüber Gewißheit zu haben, bemerkte er, ſie würde bald mit den Blüten ein ganzes Zimmer ausſchmücken können.

Vielleicht um hier einmal ein Jubelfeſt mit Kränzen und Schalmeien zu begehen, entgegnete ſie neckend.

Schwärmerin! ſagte Mayen, das angedeutete Feſt auf ſich beziehend.

Ich bin nicht ſchwärmeriſch, ſondern nur wahr,

erwiderte ſie freundlich. Liegt doch etwas Großes in dem Gedanken, einen Zweck zu haben, für dieſen Zweck ſein warmes Herzblut, lebend, athmend, jubelnd zu vergießen, Alles wegzuwerfen, blos um des Einen, um der Liebe willen.

Sie ſprach das mit bewegter Stimme und Mayen arbeitete an ſeiner Uhrkette, die er hin- und herriß. Er hatte große Luſt, wieder einmal mit der Thür ins Haus zu fallen und Ida geradezu auszufragen; aber ſie ſtand ſo unantaſtbar da, daß er ſich mit ſtiller Scheu ſagen mußte: Verbannen will ich den Zauber, unter dem Ida lebt, ausreißen mit der Wurzel muß ich dieſe unbegreifliche Neigung, aber nach ihr fragen, davon reden darf ich nicht.

Er vertraute wieder der Zeit und es war doch eben dieſe, die Ida immer näher zu Sigismund und immer weiter von Mayen zu entfernen ſuchte. Und immer noch kein Lebenszeichen von Sigismund! Wenn ich mich nun geirrt hätte, dachte Ida zuweilen mit herzzerreißendem Schmerze. Wenn das, was ich mir als Glück denke, kein Glück wäre? ....

Sie fühlte ſich niedergedrückt. Es muß aber doch bald Etwas geſchehen. Er muß kommen. Wir werden miteinander reden, wir werden handeln, rief ſie mit ineinander gerungenen Händen, indeß eine tiefe Traurigkeit ihr Herz zerriß. Es war die ſiebente Woche, daß Sigismund von London fortgereiſt war.

Liebt er mich noch? fragte ſie zaghaft. Und ihr entſchloſſenes Herz antwortete: Er liebt mich, was auch das Schickſal verhängen, wohin es uns auch führen mag. Ich muß ruhig warten. Sie arbeitete, daß ihr die Stirne brannte und die Nerven zuckten, ſah kaum auf Mayen, der eingetreten war und ſich zu ihr geſetzt hatte, und ſagte mehr zu ſich als zu ihm: Es gibt nichts ſchwereres, als ſich auf ſich ſelbſt ſtützen.

Wer verlangt das? unterbrach ſie Mayen lebhaft.

Das Geſchick, ſagte ſie gelaſſen.

Seien Sie doch nicht ſo fataliſtiſch, rief er unwillig. Oder vielmehr — ſeien Sie es. Dann werden Sie unſer Zuſammentreffen in Paris für etwas Nothwendiges halten.

Sie ſchüttelte langſam den ſchönen Kopf. Nicht alle Menſchen, die uns begegnen, greifen in unſer Leben ein. Viele gehen vorüber . . . ſagte ſie ernſt.

Wie kann man ſo ſchroff ſein! rief Mayen. Da klingelte draußen die Glocke an Ida's Wohnung und einen Augenblick darauf trat der Portier mit einem Brief: ein.

Das iſt der erwartete, ſagte Ida aus tiefer Bruſt. Mayen hatte ihn in die Hand genommen und hielt ihn ihr entgegen.

Von wem iſt der erwartete Brief? fragte er athemlos.

Von Sigismund, entgegnete ſie fröhlich, indem ſie den Arm danach ausſtreckte. Von Sigismund Hallig, ſetzte ſie ergänzend hinzu; aber als ſie ein ſchwarzes Siegel erblickte, ward ſie todtenblaß.

Oeffnen Sie nicht! rief Mayen und hielt ihre Hand.

Ida's Herz bebte in Sorge und Schmerz. Sie unterbrach die plötzlich eingetretene Todtenſtille, reichte Mayen die Hand, die er nicht nahm, und

ſagte leiſe: Um Briefe der Art zu leſen, muß man allein ſein.

Er war verſteinert. Als er fort war, riß ſie das Siegel ab und las mit trockenen, immer mehr geiſterartig werdenden Augen folgenden Brief:

„Sigismund an Ida.

Ich bin aus meinem Traume erwacht. Aufgerüttelt hat mich das Geſchick, niedergeworfen, entwaffnet hat es mich, da ich mir ſelbſt Geſetze geben, auf eigenem Wege wandeln wollte. Das, das, Ida, ſollte nicht das Rechte ſein. Wortbruch bringt keinen Segen. Eigennutz, ſelbſt der aus dem Herzen fließt, der Liebe, Leidenſchaft, Hingebung heißt, ſelbſt der iſt verdammlich. Wer ſich einmal ans Kreuz ſchlug, darf nicht hinauf zu den Freien und Glücklichen ſteigen. Auf der Erde, im Dunkeln muß er bleiben, verbluten muß er ſich an ſeinen Wunden, nicht heilen. Bei Ihnen hatte ich ernſtlich von Glück geträumt, bei Ihnen, liebe Ida, die Sie mir den vertraulichen Namen wol geſtatten, jetzt, wo ich Sie — verloren habe. O, es war eine ſchöne, unvergeßliche Zeit, an der ich mich

ſtärken und aufrichten will, die Zeit, wo ich mit Ihnen, bei Ihnen war. Was ſind mir nicht alles für tolle Gedanken durch den Kopf geflogen! Wie habe ich gedacht, gehofft, bis ich zur Beſinnung gekommen und meine Grenze gefunden habe!

„Ich bin nun ſchon lange, lange wieder in meiner Heimat, in den Ihnen bekannten Umgebungen, in dem Hauſe, das ich für immer verlaſſen zu haben meinte. Wie das ſo und nicht anders kam? Wie ich meine Kette nicht zerſprengt, ſondern wieder angelegt habe? Wie ich Sie aufgeben konnte? Wie ich mir täglich ſagen mußte: Ida iſt deinetwegen in Paris, wartet, hofft auf dich, und doch nicht kommen durfte, nicht ſchreiben mochte?

„Es gibt unſtreitig eine unſichtbare Hand, die die Geſchicke leitet, die Willkür ſtraft und das Recht vertritt. Dieſe Hand, liebe Ida, ruht auf mir. Dieſe Hand hat mich aus Ihrer ſonnenähnlichen Nähe hinweg in den Schatten meiner Berge, zu meinem dunkeln ſtillen Hauſe, zu Sophie zurückgeführt. Es iſt Alles wie ſonſt, nur daß dort

unten auf dem Kirchhofe, nicht weit von der Landſtraße, aus der einſtmals Ihr Wagen hier auf das Städtchen einbog, unter einer weitaſtigen Linde, dicht bei den Gräbern meiner Aeltern, drei meiner Kinder ruhen, meine ſchöne, jugendlich ſich entfaltende Bertha, mein Heinrich, der kleine blondlockige Otto . . . Sie ſind die Beute des Todes geworden! Das vierte, ein kleines, engelgleiches Weſen, ſieht mich mit traurigem Blick an, als wolle es fragen: Wo ſind die Andern? . . . Ja, die Andern . . . .

„Als ich von London ſo raſch in die Reſidenz reiſen, mich dort in die verwickeltſten Geſchäfte werfen mußte, hatte ich nur den einen Wunſch, den einen Gedanken: fort aus der Heimat nach Paris, zu Ihnen zurück, zu Ihnen, die Sie — was werden Sie ſagen, daß ich das ſo kühn aufs Papier werfe? — die Sie der Inbegriff meiner Sehnſucht ſind. Aber warum ſollte ich nicht einmal im Leben Ihnen meine Seele öffnen, Ihnen nicht ſowol meine Liebe, als die Wunden, welche die Verhältniſſe mir ſchlugen, zeigen? Im Au-

genblicke, wo ich zernichtet von all dem vergeblichen Mühen, von den Streichen des Kampfes wie aufgelöst bin, lebt nur noch der Vater in mir. Gott wird gnädig sein, denn ich habe seinem Geheiß die natürliche und einzige Stimme meines Herzens, Sie, geopfert. Erfahren Sie denn, daß Sie aufs heißeste geliebt werden. Jung hatte ich zwar viel gelernt, aber wenig gesehen. Erinnern Sie sich unserer ersten Zusammenkünfte, der ersten zwischen uns gewechselten Worte? Sie haben gleichsam mein Leben beherrscht, mein Gemüth durchglüht, meine Kraft aus ihrem Schlafe wachgerufen. Als ich Sie sah, empfand ich, was keine Sprache wiedergeben kann, was der Lichtstrahl im Nebel, die Bewegung im Universum ist. Ich begriff, daß es eine unbekannte Welt in der Welt, eine zernichtende Kraft, eine gewaltige Zukunft in einem, von zwei Wesen ausgestrahlten Gefühl geben müßte. Wie ein Blitz, so traf es mir das Herz. O dieser Frühling im Frühling, diese ersten zarten Blätter, dieser Blumenduft, diese weißen Wölkchen, dieser tiefblaue Himmel, wie sprach das

in tauſend Zungen zu mir. Ihr Anblick machte mich ſelig zittern. Ich war Mann und Kind. Schüchtern und muthig . . . .

„Ein ganzes Leben voll Kampf und Zerwürfniß habe ich hinter mir in den wenigen Wochen, von der Trennung von Ihnen bis zu unſerm erſten Wiederſehen, gehabt. Ich wünſchte Sophiens Tod, ich war taub gegen die übernommene Verpflichtung, ich wollte Sie beſitzen und verdienen. Dieſe Zeit iſt ein Geheimniß zwiſchen Gott und mir. Ihr Bruder, liebe Ida, eröffnete mir die Nothwendigkeit Ihrer Heirath mit Herrn von Rhode . . . Ich habe viel gelitten. Vielleicht hat Keiner die Schwere geiſtiger Prüfungen ſo tief als ich empfunden! Wie oft glaubte ich, indem ich das Räthſel irdiſcher Heimſuchungen ergründen wollte, untergehen zu müſſen. Erſt ſpät erkannte ich, daß Alles ſo wie es iſt, zum Heile wird. O gewiß, theure Ida, dürfen wir nicht mit hohlen Spekulationen, mit einer gleichſam poetiſchen Moral unſer Schickſal überſehen. Wir ſind nun einmal hienieden im Kampfe mit der Wirklichkeit.

Hienieden iſt Schmerz unausweichbar. Daher ſo viel Leid, das das Thier nicht kennt. Daher der menſchliche Antheil am Weh. Wir müſſen uns mit Ernſt und Feſtigkeit einweihen in die Ueberzeugung, daß die größten Uebel negativ ſind, daß wir die Güter des Lebens auf ihren wahren Werth zurückführen, ſie nimmer überſchätzen ſollen ....

„Sie ſehen, daß ich mich überreden, bezwingen will, daß ich den Schrei in mir umwandeln möchte in Ergebung, aber ſo vielfaltig das Leiden, geliebte Ida, ſo iſt der Stoff doch nicht erſchöpft. Wer hat die Entbehrungen, wer die Verlaſſenheit, wer das entehrende Mitleid, wer die Reibungen in den Familien, dieſe Giftquelle des Lebens, genugſam geſchildert? Immer ohne Unterlaß daſſelbe Uebel tragen, immer ohne Hoffnung an ſich nagen laſſen ... gütiger Gott, welche Prüfung! Wie jammert mein Herz, wie denkt es, daß es zu viel, viel zu viel iſt.

„Ich habe verſucht, Born mein Leiden auszumalen. Ich habe ihm meine Häuslichkeit, dies negative Unglück geſchildert, habe ihm erzählt, wie

gemartert ich durch dieſe Umgebung, durch Sophiens Gedankenloſigkeit, durch die lähmende Einfachheit ihrer Begriffe bin. Damals, als ich Born ſprach, lebten die Kinder noch. Damals hatte ich noch den Muth, in Klagen und Worten den untröſtbaren Schmerz einer unglücklichen Ehe auszuſchütten. Seitdem iſt es anders mit mir, wenn auch nicht beſſer geworden. Seitdem ſage ich: Nun es ſo iſt, ſei es auch ſo. Ich ſehe keinen Ausweg. Ich muß entweder unmenſchlich oder feig ſein, ich fühle wohl, daß ein Opfer gebracht werden muß und daß ich dies Opfer ſein will.

„Der Tod meiner lieben Kinder . . . ich muß abbrechen. Meine Thränen fließen der Wehmuth über das Unerſetzliche. Das Schickſal hat zu mir geſprochen und ich muß willfahren, was es mir auch auferlegt . . . .“

Ida hielt im Leſen inne. Sie ſaß unbeweglich, ſtarr in ſich verſunken, das Blatt in der Hand, bedachtſam die Worte prüfend, ſich ſammelnd und dann plötzlich in den Schmerzensſchrei ausbrechend:

Sigismund, Sigismund, geliebter Sigismund, vernichte mich nicht, verlaß mich nicht!

Es war, als habe ſie Jahre durchlebt. Schwer, ſteinern, unergründlich ward ihr das Daſein. Plötzlich hob ſie die Hände gen Himmel und rief: Gott, Gott, Gott! Wie habe ich mich getäuſcht, wie gehofft, daß ſich Alles ausgleichen und beſchwichtigen würde! Aber muß ich nicht ſehen, was Sigismund weiter ſchreibt? dachte ſie matt, ſtrich ſich die herunterhängenden Locken aus dem Geſichte, nahm den Brief und las langſam weiter:

„Ich will Ihnen von dem Glücke, Sie plötzlich und unerwartet wiederzufinden, nicht reden. Sie wiſſen, daß ich zagend vor der Zukunft, unſicher, was das Schickſal über mich verhängen würde, blos meiner wiſſenſchaftlichen Strebungen wegen in Ihren Aufenthaltsort kam. Je ſchwerer mir Ihr Verluſt war, je höher die Freude, Sie wiederzuſehen. Jubelnd, nur Sie im Herzen, unfähig etwas Anderes als Sie zu denken, immer mit derſelben tiefen Liebe, die mächtig genug war, meine Vorurtheile, meine warnende Wehmuth zu über-

täuben, ſtand ich vor Ihnen, folgte ich dem magnetiſchen Zuge, fühlte ich endlich die Fülle meiner Kraft. Warum ſollte ich nicht an mich denken? Warum nicht glücklich ſein, nicht den geheimſten Neigungen meines Innern folgen? Sophie war mir fremd. Ich hatte nie ihrer Stimme gelauſcht, hatte mich nie ihrer Anweſenheit gefreut ... Der Pulsſchlag meines Lebens war bei Ihnen, war auch in einer gewichtigen Beſtimmung, war auch, daß ich es nur geſtehe, in den wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, die ich in Paris zu nähren hoffte. Herausgeriſſen aus dem Erdboden, auf den ich gepflanzt, vergaß ich die hemmende Kette, dachte ich nicht mit Unrecht, daß das, was der thörichte, ſchwache Menſch erbaut, auch wieder von ihm zerſtört werden könne. Was band mich an Sophie? Nächſt dem Aeußern, das völlig morſch geworden war, banden mich nur die Kinder. Das Geſetz aber mußte mir die Kinder zuſprechen, da ich der Ernährer bin und Sophie mir nichts als die Mühen und Sorgen mitgebracht hat, die mich moraliſch untergruben. Ja, ſo kühn war ich geworden,

daß ich dachte: Dieſe Exiſtenz führe ich nicht fort. Ich ſchüttle ſie ab, wie Staub von den Füßen; ich fange ein neues, ein beſſeres Leben an. Das, was ohne den Geiſt der Liebe beſteht, iſt Unſinn oder Lüge. Für dieſe leidtragende Rolle bin ich nicht und kein Menſch geboren; die entwürdigt, die macht weder ſtark noch tüchtig. Wozu bin ich denn da? Dazu, um durch höhere Erkenntniß ein edles Ziel zu erreichen, mich gleichmäßig zu entwickeln, nützlich zu ſein. Das kann ich in dieſer Ehe nicht. Darum muß ich ſie aufgeben.

„So dachte ich, mit ſolchen Plänen ging ich nach Paris und London. In Paris und London ward es mir nun vollends klar, daß Sophie nicht dahin, nicht zu mir, immer nur dafür, wofür ſie geboren iſt, für den beſchränkten Kreis ihres Orts paſſe. Sophie iſt in geſellſchaftlicher Beziehung wenig. Sie würde mich in der großen Welt als Ehemann beſchämen . . . Erlaſſen Sie mir das Weitere, errathen Sie es. Nein, nein, rief es in mir, Sophie darf und kann nicht mit nach Paris! und an dieſe Ueberzeugung reihte ich die fernern,

mich beſeligenden Pläne. In den erſten Jahren unſerer Ehe hatte ich nichts für Sophiens Sinnesänderung unverſucht gelaſſen. Ich hatte mir Mühe gegeben, meinen Umgang mit ihr in ſanfte Schmeichelei zu hüllen, ſie auf meinen Ton zu ſtimmen, ihr einen weitern Ideenkreis zu öffnen; aber wie ſehr ich mich anſtrengte, ſo war doch Alles vergebens!

„Es war eine fliegende Ungeduld in mir, mit der ich von London über Hamburg nach der Heimat eilte. Der Miniſter empfing mich überaus freundlich. Meine ihm erſtatteten Berichte waren ihm ſo willkommen, daß er mir ſofort meine Ernennung als Legationsrath verhieß. Was ſind aber menſchliche Pläne? Wenige Stunden nach dieſer Audienz, im Augenblicke, wo ich die erſten, entſcheidenden Schritte Sophien gegenüber wagen und ihr auf einen ihrer trockenen Briefe antworten wollte, erhielt ich einen zweiten von ihr, mit der Nachricht, daß ein bösartiges Nervenfieber im Orte ausgebrochen, Otto bereits geſtorben, Heinrich und Bertha ſterbend ſeien . . . .

„Mich in den Wagen werfen und zu Sophien eilen, war Eins. Unterwegs, in den zwölf Stunden, daß ich mit Courierpferden auf der Heerstraße mit raſender Eile fortrollte, fühlte ich, wie heilig die Bande des Blutes, wie unzerreißbar ihre Gewalt, wie überwältigend das Gebet iſt: Laß mich unglücklich, elend ſein, laß mich leiden, aber erhalte mir die Kinder!

„Es war ein ſchwüler Maitag. Die Gewitterwolken flogen wie ſchwarze Raben über die Terraſſe, auf der ich mit Ihnen geſeſſen. Ich ſah ſie von weitem. Von weitem ſah ich auch einen kleinen Sarg aus der Stadt heraustragen. Die Pferde jagten ſchneller. Nun hielten wir vor unſerm Hauſe. Eine Magd kam mir weinend entgegen. Armer Herr! ſagte ſie leiſe. Ich hielt mich am Treppengeländer. Was iſts? fragte ich halb von Sinnen. Der kleine Heinrich iſt eben begraben, entgegnete ſie, ſich die Augen trocknend. Und Bertha? ſagte ich tonlos. Iſt ſehr krank, antwortete ſie zagend.

„Ich trat ins Krankenzimmer. Sophie ſaß am Bette des Kindes. Die Vorhänge waren herabge-

laſſen. Die Kleine lag im heftigſten Fieber. Als Sophie mich gewahrte, winkte ſie mit der Hand. An ihren verſtörten Zügen ſah ich Hoffnungsloſigkeit. Ihr ganzes Weſen war gelähmt. Sie mochte wol die höchſte Stufe der Seelenfolter erreicht haben. Nach einem peinlichen Stillſchweigen ſagte ſie, gleichſam als ſei ich gar nicht fortgeweſen: Der Arzt meint, das Kind werde den Morgen nicht erleben. Es iſt jetzt acht Uhr. Wir haben zehn Stunden Erwartung. Du ſollteſt ſchlafen gehen.

„Ich ſchüttelte mit dem Kopfe. Man hörte die immer ſchwächer werdenden Athemzüge der Sterbenden, das Brauſen der fernen Mühlen, ſonſt nichts! In tiefe Gedanken verſenkt, ſaß ich da, das Haupt auf die Lehne des Stuhles geſtützt, vor mir die geliebte Tochter, neben mir die Mutter, meine mir angetraute Frau, zwei ihrer Kinder beraubt, das dritte ſterbend ... Es war ein mahnender, alle meine Entſchlüſſe umwerfender Augenblick. Die vom Schickſal verſchonte Sophie hätte ich verlaſſen dürfen. Die vereinſamte, ver-

armte Mutter, die auf mich mit Vertrauen blickte, der mußte ich, das fühlte ich, bleiben.

„Sie betrachtete des Kindes Ausdruck mit ſchmerzlicher Spannung. Einmal ertrug ſie den Anblick nicht mehr, ſtand auf, ging leiſe im Zimmer umher, blieb ſtehen, wollte ſprechen, die Stimme verſagte ihr; ſie zeigte auf die Kleine, die bläſſer wurde. Ein andermal legte ſie die Hand auf meine Schulter, ſah mich an und ſagte mühſam: Ohne dich wäre ich geſtorben!

„Es verging eine halbe Stunde. Plötzlich richtete ſich Bertha, mein ſüßes Kind, auf, rief Vater! ergriff meine Hand, legte ſie in die der Mutter, ſank zurück und ſtarb . . . Ich wollte es erſt nicht glauben, daß ich mit ihr am Rande der Ewigkeit geſtanden, ſie hinüber hatte gleiten ſehen und mich lebend ſah. Ich ſaß da ohne Thränen. Da fing das Kleinſte im Nebenzimmer zu weinen an. Sophie erhob ſich, nahm es aus der Wiege, trat zu mir heran und ſagte mit erloſchener Stimme: Das da lebt noch!

„Die Nothwendigkeit, ſie zu tröſten, mich ſelbſt

zu vergeſſen, dieſe nächſte und ernſteſte Pflicht ſtärkte mich, wenn auch eine namenloſe Traurigkeit mir das Herz bei dem unwillkürlichen Vergleich zwiſchen Ihnen und Sophie zu brechen drohte ....

„Ich mußte wieder inne halten. Die Feder, die Gedanken verſagten mir den Dienſt. Langſam fahre ich fort. Die Aufgabe, Sophie aufzurichten, iſt keine leichte. Wie ich ſie nie dazu bewegen konnte, ſich mit ernſten Dingen zu beſchäftigen, ſo kann ſich ihr Geiſt auch nicht an der Idee Gottes emporrichten. Sie iſt murrend, unzufrieden mit ſich und mit Andern. Wenn ich ihr ſage: Verſtehe, was dieſer Leidenskelch an geiſtiger Nahrung enthält, lerne die Lehre ſchätzen, die uns das Unglück gibt; wol iſt es das Schwerſte, wenn das, was uns Leben war, todt iſt, aber an dieſen Schmerz reiht ſich der Endpunkt unſerer Erziehung ... dann lächelt ſie bitter und nennt meine Worte Sophismen. Sie bedarf irdiſchen Troſtes, bedarf Zerſtreuung, Menſchen, meiner! ....

„So feſt ich mich mache, ſo wehe iſt mir innerlich. Welch eine bindende und zugleich zerrei-

bende Kraft dieſe Ehe, dieſes mich immer feſter umklammernde Familienleben! Möchte es Ihnen leicht werden, geliebte Ida! Sie ſind jung und unabhängig, für Sie kann jede Stunde eine glückliche Wendung nehmen ....

„Wie viel Worte mache ich! Wie widerſtrebt mein armes Gemüth dem Augenblicke, wo ich von Ihnen, von dieſem Blatte ſcheiden ſoll. Und doch ... muß es ſein. Immer zuckt der Stahl in meinen Händen, aber ihn fallen zu laſſen, dazu gebricht mir der Muth. Wie werden Sie dieſen Brief aufnehmen? Wie mich beurtheilen? Werden Sie ſagen, daß ich unrecht an Ihnen, unrecht an mir handele? O ein Wort, ein einziges, tröſtendes Wort Ihrem Sigismund."

Als Ida dieſen Brief geleſen hatte, ſagte ſie dumpf: Das Schickſal hat entſchieden, ich muß gehorchen, ſtand auf, ſchwankte zum Schreibtiſch, griff mechaniſch nach Papier und Feder, ſchrieb: Du haſt Recht gethan, Sigismund! Dein Wille

geſchehe . . . ſiegelte . . . Aber als der Brief vor ihr wie der letzte Gruß ihres Herzens lag, ergriff ſie plötzlich wahnſinniger Schmerz. Sie ballte das Blatt in der Hand zuſammen, ſtarrte vor ſich hin, ſchrie laut auf und ſank leblos zuſammen.

Eine bedenkliche Krankheit folgte der gewaltſamen Gemüthserſchütterung. Mayen hatte Born geſchrieben, und als dieſer kam, verbarg ſich jener, um Ida nie wiederzuſehen. Ihre Geneſung war langſam. Sobald ſie das Fahren und die Luft vertragen konnte, reiſten ſie nach Deutſchland zurück. Der Proceß war entſchieden. Es fiel ihr das Gütchen ihrer Aeltern, unweit Sigismund's Wohnort, zu. Das erfreute und beruhigte ſie. So iſt doch noch nicht Alles verloren, ſagte ſie. Ich werde in den bekannten Räumen, bei meinen Armen, in der Mitte meiner Erinnerungen leben. Das Schwerſte iſt gethan. Sie vertiefte ſich immer mehr in ihre Jugendträume, deren um ſie herumgeſchleuderte Trümmer ſie mit tiefem Mitleid ergriffen. Wehmüthig gingen ihre Blicke von Born nach dem

Thale, zu dem Andenken an ihren duftenden Garten.

Mein lieber, lieber Bruder, rief ſie freudig, als nach einigen langſam zurückgelegten Tagereiſen die Grenze Deutſchlands überſchritten war, hier wird es ſich ſanft ſterben laſſen!

Er verwies ihr dieſe Worte. Sie rechtfertigte ſie, indem ſie das Leben mit ſo ſcharfem Blicke beurtheilte, ſeinen Werth und Unwerth ſo richtig maß, daß dieſe kalten Berechnungen ihm erſt recht deutlich ihren Widerwillen gegen daſſelbe zeigten. Am Eingang zum Garten ließ ſie halten, ſtieg aus, lehnte ſich auf Born's Arm, ging langſam die Stufen zum Hauſe hinan, blieb ſtehen und überſah ſich ihr Leben. Dieſe hübſchen, einfachen Räume ſchienen ihr eine glückliche Freiſtatt. Der Sommer that ihr wohl. Auch richtete ſie gleich in den erſten Tagen ihr Zimmer aufs zuſagendſte ein. Am Fenſter ſtand der Schreibtiſch. In einer kleinen Epheulaube rückte ſie den Sopha. Ihre Lieblingsbücher, auch die von Sigismund, lagen auf den Tiſchen zerſtreut. Ein vorgefundenes Bild,

eine ſchöne Copie von Guercino, der die Hagar im Augenblicke darſtellt, wo Abraham ſie aus ſeinem Hauſe verweiſt, hing ſie über ihrem Schreibtiſch auf. Vor dieſem Bilde ſaß ſie mit verſchränkten Armen. In dieſem Bilde lag ihr eigenes, ſchmerzenreiches Schickſal. Sarah war Sophie. Sie war Hagar, die ausgeſtoßene, verleugnete Hagar, die dürſtend in der Wüſte umherirrte.

Du ſollteſt das Bild aus deinem Zimmer weghängen, ſagte ihr Vorn unwillig. Es gibt dir traurige Gedanken.

Nein, entgegnete Ida feſt. Dies Bild erhebt mich. Es zeigt mir, daß die Ehe von Alters her ein unantaſtbares Recht hatte. Du, lieber Bruder, du ſollteſt nun endlich an dich denken, in die Stadt reiſen, mich laſſen . . . Sie ſprach das mit einem ganz eigenthümlichen Gemiſch von Schmerz und heiterer Ergebung.

Glaubſt du denn, erwiderte er bitter, daß ich irgendwo ein Herz wie das deine finden würde? Ich habe den richtigen Augenblick zum Glück verfehlt. Nun bleibt mir das, mit dir zu ſein, deren

Hingebung weder einen ſchlimmen kommenden Tag, noch ſchwer zu ertragende Momente haben wird, der ich nichts vorzuwindbeuteln habe, die ſich meiner Genüſſe freuen, meines Aergers ſich annehmen wird. Du ſollſt nur und nur du mir das Leben ſüß machen, ſetzte er gereizt hinzu.

Ein Jahr war vergangen. Die Geſchwiſter lebten einſam. Wiederum hatte ſich einmal ein herrlicher Sommerabend niedergelaſſen. Die Hitze des Tages milderte ſich. Leiſe Luftwellen trugen die Reſedadüfte von weit her zu Ida, die, tiefaufathmend, unwillkürlich ihre Schritte zu dem Kirchhof, wo ihre Aeltern und auch Sigismund's Kinder ruhten, gelenkt hatte. Die Sonne war im Sinken. Purpurroth fielen die Strahlen auf die grünen, zitternden Blätter, die, vom Mittagsſchlaf erwacht, ſich an der Abendkühle ſtärkten. Seitwärts ließ der Mond ſeine Schatten auf die Quelle fallen, die langſam weitermurmelte. Allmälig verſtummte das Vogelgezwitſcher und nur das Leuchtwürmchen ſprühte in phosphoriſchem Feuer längs der Hecke, die zierlich beſchnitten den Kirchhof ein-

ſchloß. Seit ihrer Rückkehr aus Frankreich hatte Ida dieſen Ort noch nicht betreten. Heute zog es ſie mächtig hin; heute fühlte ſie Kraft, auf die Gräber der Kinder die mitgebrachten Blumen zu ſtreuen. Von Sigismund hatte ſie nichts mehr gehört und wollte nichts von ihm hören. Sie hatte ſein Bild in ſich. Das äußere Leben war ihr nichts mehr. Als ſie die Thüre öffnete, ſah ſie von weitem den ihr bekannten Todtengräber.

Guten Abend, Gotthold! ſagte ſie freundlich. So fleißig?

Er ſtand mit der Schaufel an einem friſch aufgeworfenen Grabe und ſtampfte die Erde feſt. Als er Ida erblickte, zog er die Mütze, ließ ſie an ſich herankommen und entgegnete wehmüthig: Vor einem Jahre habe ich die Hallig'ſchen Kinder begraben und geſtern . . . .

Ida ſah ihm ſtarr in die Augen. Was ſpricht Er? rief ſie, von plötzlicher Ahnung geſchüttelt. Wer liegt hier?

Unſer guter Doctor Hallig, entgegnete Gotthold, indem ihm die Thränen aus den Augen

kannen. Der brave Herr hat ſein Leid nicht lange überlebt. Das war auch Einer, der nicht an ſeinem Platze war. Dem wirds wohl im Himmel gehen ....

Er plauderte und Ida hörte ihm gedankenlos zu. Sie begriff nicht. Die Blumen fielen aus den Händen auf das Grab, die Knie wankten unter ihr. Sie ſtand lange, lange bewegungslos ohne Gedanken, ohne Schmerz da, indeß der alte Gottbold ſeitwärts trat.

Als ſie zu ſich kam, war es Nacht. Sie blickte um ſich. Sie rief zum erſten male ſeit einem Jahre den Namen: Sigismund!

Born, der ſie ängſtlich geſucht hatte, fand ſie ſo. Sie wies ihm thränenlos das Grab.

Todt, ſagte ſie leiſe. Geſtorben am Schmerze des Lebens. Aber erlöſet. Die Todten ſind ſelig. Sagte er nicht ſo? Er iſt glücklich; er iſt in Frieden hinüber!

Seitdem war Ida ruhig. Sie gönnte Sigismund die Erlöſung und ſich ſelbſt — einen Platz neben ihm.

Ein Stillleben.

Nicht weit von Breslau, in der Mitte bunter und reicher Berge, zwiſchen denen durch die üppigen Thäler laufen und ein Fluß ſich Bahn gebrochen hat, liegt auf einſamer Höhe, gleich einem Kronjuwel, ein weitläufiges Schloß, deſſen Hintergrund das blaue Rieſengebirge und deſſen Vordergrund kleine Hügelrücken mit ſchönen Wieſen bilden. Das Schloß, von grauen Quadern gebaut, beherrſcht die wunderlichen Formationen. Es hat etwas melancholiſch-Abgeſchiedenes, für das die wechſelnde Landſchaft und die Ausſicht ins Gebirg Erſatz bieten müſſen. Gern wird der Reiſende, der vorüberfährt, an der kleinen Kapelle ſeitwärts raſten, gern auch den Bach betrachten, der in dem parkähnlichen Garten zwiſchen Erlen behend und

ſilberklar dahinſchlüpft. Hier iſt die Scenerie äuſſerſt maleriſch. Einen Moment der Verklärung hat jede Landſchaft. Da wogt es reich, groß und bunt durcheinander und dann kommt der tiefathmende Friede, die wonneverbreitende Ruhe. Das Verlangen ſchweigt, der Kampf um das Leben hat augenblicklich ſein Ende erreicht. Am Waſſer, dem Gebirg gegenüber, unter dem freien lichten Himmel, webt eine reine bezaubernde Luft voll Arom und es zieht eine gewiſſe ſinnige Weisheit in die Landſchaft, die wie ein geheimnißvoller Gedanke als Abendſtern auftaucht.

Je tiefer heute die Sonne ſank, deſto weiter und größer ſchien das Schloß. Die Flügelthüren des Mitteleingangs waren geöffnet. Oben auf dem Balkon fegte ein Mädchen im engen Spenzer und weißer Schürze. Unten auf der ſteinern Bank ſaß der Hausbofmeiſter mit rauchender Pfeife und einem ſchwarzen Käppchen.

Siehſt du nichts, Dora? fragte er, zum Mädchen gewandt.

Dieſe blickte vom Balkon auf die tief unten

hinlaufende Heerſtraße und ſagte nach einer Pauſe: Herr Lambrecht, ich ſehe einen Wagen.

Das werden Fremde ſein, murmelte Lambrecht, der gewohnt war, das Schloß oft mehr als ein mal am Tage neugierigen Reiſenden zu zeigen, klopfte ſeine Pfeife an der Ecke der Bank aus, ſteckte ſie ein und machte ſich empfangfertig. Indem hörte man den Hufſchlag der nahenden Pferde und einen Augenblick darauf rollte eine zurückgeſchlagene Chaiſe in den Schloßhof. Der Poſtillon führte die Pferde vom Sattel. Auf dem Bocke war mäßiges Gepäck geſchnallt; ein Herr, ohne Dienerſchaft, ſaß im Wagen. Er hatte eine vornehme Haltung, fein ausgebildete Züge, ſchwarzes, glänzendes Haar und eine blaſſe, faſt kranke Geſichtsfarbe. Wie die Equipage ſtille hielt und Lambrecht mit der Mütze in der Hand den Wagenſchlag aufmachte, ſagte der Fremde freundlich, aber kurz: Der Graf Oran hat mir einen Brief für den Haushofmeiſter gegeben, da ich hier vorläufig bis zur Ankunft des Grafen wohnen werde.

Der Haushofmeiſter bin ich, halten zu Gnaden,

entgegnete Lambrecht, der die Hand nach dem Briefe ausſtreckte.

Der Fremde achtete nicht darauf, war aus dem Wagen aufs Portal geſprungen und trat eiligſt ins Schloß.

Wollen Sie mir ein Zimmer anweiſen? ſagte er haſtig.

Steh zu Befehl, entgegnete Lambrecht, dem es auf den Lippen brannte, nach dem angekündigten Brief zu fragen. Doch beſann er ſich, ſtieg die hohe, innere Treppe hinan, die mit Marmor bekleidet war und über der eine Reihe kleiner Bogenfenſter hinlief, ſchloß im erſten Stock eine Seitenthüre auf und führte den Gaſt durch die lange Reihe Gemächer in ein kleines, ſehr reizendes Zimmer, das die weiteſte Ausſicht in die Ferne bot. Das Glänzende war hier mit dem Lieblichen verſchmolzen. Breite Sophas ſtanden an den Wänden. Ein weicher, ſchöner Teppich bedeckte den Parkettboden. Am Fenſter war ein Schreibtiſch geſtellt und davor ſtand ein Lehnſtuhl.

Ach! hier wird es ſich anmuthig wohnen laſſen,

bemerkte der Fremde, der anfing, es ſich bequem zu machen, ſeinen dicken Flausrock ablegte und ſich nach ſeinen Sachen umſah. Als dieſe nicht gebracht wurden und Lambrecht zögernd an der Thüre ſtehen blieb, blickte der Fremde zerſtreut auf und fragte faſt gedankenlos: Ward ich erwartet?

Das Schloß iſt jederzeit zum Empfang bereit, indeß ſprachen der gnädige Herr von einem Brief . . . erwiderte Lambrecht.

Ach ſo, der Brief, lächelte der Fremde, ſuchte nach der Brieftaſche, holte ein Blatt heraus, gab es dem Haushofmeiſter und ſagte: Hier iſt meine Legitimation.

O bitte, bitte recht ſehr, murmelte Lambrecht innerlich beruhigt, endlich das Papier zu haben, denn ihm war im Angeſicht dieſes Fremden ganz unheimlich zu Muthe geworden. Im Vorzimmer ſchon riß er das Schreiben des Grafen auf: Ich habe Herrn Müller das Schloß bis zu meiner Ankunft zur Verfügung geſtellt und wünſche, daß er daſelbſt beſtmöglichſt gut aufgenommen werde, hieß es in den flüchtigen Zeilen. Die Unterſchrift:

Konrad von Oran war ſo unleſerlich als das Ganze geſchrieben.

Der Haushofmeiſter kratzte ſich hinter die Ohren. Alſo iſt es ein ſimpler Herr, kein gnädiger, dachte er ſchmollend, indem er das Gepäck mit Verachtung die ſchöne Marmortreppe heraufſtragen ſah. Dann kamen ihm Zweifel, ob der Brief echt ſei, dann die Betrachtung: Einem Bürgerlichen wird der Herr doch wol nicht ſein ganzes Schloß zur Verfügung ſtellen? Endlich war er in ſeiner Weisheit ſo weit vorgerückt, daß er den Fremden für einen Betrüger, ſich ſelbſt für ſehr klug hielt und ſpornſtreichs einen Expreſſen nach Breslau an den Grafen Oran mit der Anfrage abſchickte, ob der Brief an ihn wirklich von ihm geſchrieben und der Herr Müller identiſch mit dem Reiſenden, deſſen Signalement er beifügte, ſei?

Der Graf Oran lachte laut auf, als die wunderliche Botſchaft zu ihm drang. Da ſehe man die Race der Haushofmeiſter, ſagte er ſeiner Frau, die neben ihm am eleganten Frühſtückstiſch ſaß.

Zweifelt der Lambrecht, daß ich einen Bürgerlichen zum Freund haben könnte!

Haſt du doch eine Bürgerliche geheirathet, erwiderte die Gräfin nicht ohne ſichtbare Beklemmung.

Still, ſtill, rief Oran mit einem feurigen Kuß, daß du mir das Geheimniß gegen Niemard verräthſt. Du biſt von franzöſiſcher Abkunft, biſt eine Baronin, biſt, ich weiß nicht was, aber wahr und wahrhaftig mein treues, heißgeliebtes Weib.

Sie ſtrich ihm bedenklich die weichen blonden Haare von der Stirn, legte die Hand auf ſein Haupt und entgegnete weich: Laß uns den Punkt nicht wieder berühren. Geh, ſchreib Lambrecht, er ſolle deinen Freund gut beſorgen, bis — wir ſelbſt kommen. Sie ſtand auf, lehnte die Stirne an die Fenſterſcheiben und ſchien es nicht zu bemerken, daß Oran an ihren Tiſch getreten war und geſchrieben hatte.

Ich bin fertig, ſagte er nach zwei Minuten. Der Brief iſt geſchrieben.

Schon? antwortete die Gräfin, blickte auf den

Brief, nahm ihn einen Augenblick aus der Hand ihres Mannes, wollte sprechen, schwieg und gab ihm das Blatt zurück.

Du bist wunderlich, bemerkte er lächelnd.

Mir ist nicht wohl, entgegnete sie freundlich, setzte ihren kleinen Strohhut auf die üppig rieselnden Locken, wickelte sich in ihren Shawl und schlug einen Spaziergang vor.

Indeß sie gingen, sprengte der Expresse nach dem Schlosse zurück. Hier die Antwort von dem Grafen, rief der Reitknecht dem horchenden Lambrecht zu. Dieser las eiligst den Brief. Herr Müller ist mein bester Freund, schrieb der Graf. Sorgen Sie für ihn wie für mich selbst.

Es hat also doch seine Richtigkeit mit ihm, murmelte Lambrecht. Wir sind in einer kuriosen Zeit. Der Vater des jungen Grafen hätte sich eher das Leben genommen als einen Herrn Müller seinen Freund zu nennen. Der wußte noch, was er dem Adel schuldig war. Aber freilich, seit der französischen Revolution . . . .

Müller trat eben aus dem Schlosse heraus.

Er hatte vortrefflich geſchlafen; die Sonne ſtrahlte ihm warm ins Geſicht; er rief ganz elektriſirt von der Schönheit der Landſchaft, die ſich vor ihm ausbreitete: Guten Morgen, Herr Lambrecht! Sie leben hier in einem wahren Paradieſe. Sagen Sie mir, wo geht man in den Blumengarten, wo hinunter auf Fußwegen ins Thal? Ich will mir Alles anſehen und dann arbeiten. Orientiren Sie mich . . . .

Er that ein paar Schritte vorwärts und Lambrecht folgte, indem er mit der Hand links auf den Garten und rechts nach dem grünenden Abhang zeigte. Danke, danke ſchön, entgegnete Müller, rückte das Studentenkäppchen auf das Ohr, knöpfte ſich den ſchwarzen Sammtrock zu und eilte von dannen.

Müller war drei Jahre von Deutſchland fortgeblieben, hatte ſich den Naturſtudien gewidmet, weite Reiſen nach Afrika und Amerika gemacht und war mit reicher Ausbeute zurück in die Heimat gekommen. Vor fünf Jahren hatte er Oran auf einer Fußreiſe getroffen und mit ihm Botanik

getrieben. Seitdem waren ſie hier und da in Correſpondenz geblieben. Ein Brief, den er nach ſeiner Reiſe poste restante in Dresden fand, meldete ihm Oran's Heirath, der ihm zugleich das Schloß bei Breslau zum Aufenthalt bis zu einer Anſtellung anbot. Müller nahm dies Anerbieten dankbar an. Er hatte ſich verpflichtet, mehre wiſſenſchaftliche Werke im Druck erſcheinen zu laſſen, bedurfte Sammlung und Einſamkeit und hielt es für einen Wink des Schickſals, daß Oran ſeiner freundlich gedacht und ihm ſeit anderthalb Jahren zum erſten male geſchrieben hatte. Von Dresden nach dem Schloſſe war er theils zu Fuße, theils zu Wagen gelangt. Die drei Jahre mühevoller Reiſen in entfernten Ländern lagen wie ein Traum hinter ihm. Er hatte ſo ernſtliche Studien getrieben, hatte ſo verſchiedenartig wiſſenſchaftliches Material eingeſammelt, daß er hoffte, es nun zu einem allgemeinen Zweck verſchmelzen zu können. Er war in ſich verſchloſſen, verlangte viel von ſich, war ungebeugt und ſtrebend. Nichts bildet den Verſtand mehr aus als Reiſen. Man iſt auf

ſich und ſeine Kraft gewieſen; der Blick wird fragend, der Sinn bleibt offen.

Müller hatte, was den ausgezeichneten Menſchen eigen iſt, eine beſeelte Phyſiognomie, einen anmuthigen Verſtand und eine beherrſchende Beredtſamkeit; er beſaß auch die Eigenſchaft, mehr in der Tiefe als in der Breite zu leben und fühlte ſich wunderbar leicht, als er aus den deutſchen und franzöſiſchen Klatſchereien fort in die afrikaniſchen Palmenwälder verſetzt wurde. Eine neue Welt lag vor ihm. Er hatte in ſich die Fähigkeit, ſie aufzufaſſen und zu benutzen. Er dachte: Die Naturkunde iſt der Schatz, in dem die guten Menſchen graben ſollen. Wen die da nicht edel macht, der iſt ſchlecht von Haus aus — und in dem Gefühl war er mächtig ergriffen. Er las fleißig Geſchichte; er ſtudirte die Wilden in ihrer Eigenthümlichkeit. Der bunte, farben- und bilderreiche Verkehr in der Geſellſchaft hatte ihn müde gemacht; hier, in der Wüſte, förderte er die Wiſſenſchaft, legte Hand an ſie, arbeitete an einem gemeinſamen Verſtändniß und dachte mit Wonne, wie viele neue Pflan-

zen und Thiere er mit in die Heimat bringen würde. Zum Ueberfluß gab es in der Wüſte keine geſellſchaftlichen Verpflichtungen, keine zeittödtenden, künſtlichen Genüſſe, wobei er erſt recht eigentlich die Ueberzeugung bekam, das Beſte gewählt zu haben. Aber es hatte ihm viel gekoſtet. Dieſe, ſeine ſelbſt gewählte Carrière, war nicht ohne große Opfer eingeſchlagen worden. Eine Geliebte hatte er aufgeben, eine Mutter verlaſſen müſſen, ja er hatte eine politiſche, wohl vorbereitete Carrière ſeiner Lieblingsſtudien wegen nicht angetreten.

Die wilden großartigen Naturſchönheiten, das Eindringen in die unentweihten Wunder ergriffen ſeine poetiſche Seele dermaßen, daß eine Zeit lang jede Wunde verharrſchte und er nur an das Reſultat ſeiner Reiſe dachte. Jetzt aber wieder auf deutſchem Boden, wachten die Erinnerungen wie Geiſter auf. Seine Mutter war ihm geſtorben. Seine Geliebte war verſchollen. So viele Mühe er ſich von Dresden aus gegeben hatte, ihren Aufenthalt zu erforſchen, ſo war es doch fruchtlos geblieben. Es war ihm, als lege ſich bei dieſem

Verſchwinden eine eiskalte Hand aufs Herz, augenblicklich war er wie zerſchmettert. War er doch mit dem Gedanken an ein ſtrahlendes Wiederſehen nach Deutſchland gekommen! Statt deſſen fand er Zerſtörung, Schutt und Aſche. Das mußte verſchmerzt werden. So war es ihm lieb, aus dem Strudel von Schreck und Verwüſtung in das ſtille, von Oran ihm angewieſene Schloß zu flüchten. Er wollte ſich an der Arbeit, an den Früchten ſeiner Reiſe ſtärken, wollte wieder Herr ſeiner ſelbſt werden. Die Erinnerungen an Sonſt hatten ihn zu lebhaft ergriffen. Durfte er ihnen nachhängen? Mußte er nicht ſeinen Zweck unverändert verfolgen? Was ſollte er mit den Bildern der Vergangenheit? Was mit einer Senſitivenſeele in der Welt anfangen? Nein, er wollte hier auf dem Schloſſe fleißig ſein, ausruhen, Oran und deſſen Frau erwarten und dann ſich um die Vacanz einer Profeſſur umſehen. Er dachte das als er in den Blumengarten trat und ſich auf eine zierliche Drahtbank im Angeſicht der lieblichen Blüten ſetzte, welche die kalte ſchwarze Erde mit Früh-

lingsfarben umwoben hatten. Wunderbar ergriff ihn ein Beet Veilchen, das, ſorgſam gepflegt, ſich links zum Hügel aufwand. Veilchen waren die Lieblingsblumen ſeiner verlorenen Geliebten; nach Veilchen hatte ihr Zimmer, wenn er als Student bei ihr eintrat, geduftet, Veilchen hatte ſie ihm am Tage des Abſchieds ins Knopfloch geſteckt. Die ernſte, unſcheinbare Blume brachte ihm eine Maſſe ſchmerzlicher Erinnerungen; die Vergangenheit übte nochmals ihr dringendes Recht. In dieſem Nebel werde ich nun durchs Leben gehen, ſeufzte Müller wehmüthig, ſtand auf und durchlief die wohlgeharkten Wege. Ueberall wehte ihm ein zarter, ordnender Geiſt entgegen; er bückte ſich, einen Strauß Maiblumen zu pflücken, und die Hand, die er ausſtreckte, hatte Luſt zu zittern. Was habe ich denn? rief er unwillig, ſich ſeitwärts wendend. Da traf er auf Lambrecht, der ein Kaninchen fütterte. Wer hat die Gartenanlagen hier gemacht? fragte er ihn haſtig.

Unſere Frau Gräfin, entgegnete Lambrecht ſich aufrichtend. Die Anlagen hier ſind nichts gegen

die Einrichtung im Schloß. So lange der junge Graf unverheirathet war, ging Alles in Staub und Schutt auf. Seitdem er ſich verheirathet hat, ſind wir und das Schloß wie umgewandelt. Die Gräfin iſt ein Engel.

Woher iſt ſie denn? fragte Müller geſpannt.

Aus Frankreich, glaube ich, entgegnete Lambrecht geſchwätzig. Wenigſtens hat der Graf ſie da geheirathet. Sie iſt eine geborene Baronin, bildſchön und gut, mit Jedermann freundlich ....

Ich will doch das Schloß ſehen, ſagte Müller und kehrte aus dem Garten um. Innerlich dachte er: Ich will Oran's und ſeiner Gattin Leben aus ihrer Umgebung herauszufinden ſuchen, einen Anknüpfungspunkt für meine Phantaſie finden, mich vorbereiten auf die Ankunft und das Zuſammenſein.

Eine Eichenallee führte ins Schloß zurück. Es war Ende April. Die Gebüſche grünten. Müller ſchritt raſch vorwärts und Lambrecht ſchob keuchend hinterdrein. Die Vögel ſangen. Der Waldbach rauſchte. Die großen Gewächshäuſer waren

von der Sonne gar lieblich beſchienen. Dora ſtand auf dem Balkon und ſegte. Lambrecht winkte ihr und alsbald trat ſie ihm mit den Schlüſſeln entgegen.

Die Zimmer des alten Grafen ſind noch ſo, wie ſie damals, als er ſie bewohnte, waren, bemerkte Lambrecht, der aufſchloß und eine Reihe kalter, öder Gemächer im Erdgeſchoß zeigte, die in einer prächtigen Bibliothek endeten. Doch war hier nichts Freudiges, Belebtes zu ſuchen, deswegen wandte ſich Müller ab und fragte nach den neueingerichteten Gemächern. Die ſind im erſten Stock, antwortete Lambrecht, den es ärgerte, daß ſein Gaſt nicht mehr Reſpect vor den Fauteuils des alten Grafen zeigte. Dieſer ließ ſich jedoch nicht irre machen. Mit zwei Schritten hatte er das weitläufige Billardzimmer hinter ſich und war die Treppe hinaufgeeilt. Die traurige Oede unten hatte ihm das Herz beklemmt; oben, in den Wohnzimmern ſeines Freundes hoffte er auf fröhlichern Eindruck. Als Lambrecht aufſchloß, that Müller einen freudigen Athemzug. Vier ineinandergehende

Gemächer lagen vor ihm. Das eine war mit grünem Damast tapezirt und bildete die Ecke des Schlosses. Hier war ein einziges Fenster aus einer Scheibe mit einem kleinen Sopha davor und einem Tisch mit Büchern und Albums. Seitwärts stand ein Flügel. Das war das Cabinet der Gräfin, die sich dies Eckzimmer der Aussicht wegen gewählt und eingerichtet hatte. Auf den Büchern war die verschlungene Chiffer J. D.

Wie heißt die Gräfin? fragte Müller, indem er den Blick auf die Aussicht wandte und dem herzstärkenden Brausen des unten in die Tiefe sich stürzenden Wasserfalls zuhorchte.

Sie heißt Jenny, entgegnete Lambrecht. Hier nebenan ist der Empfangssalon und durch diese Thür geht man ins Schlafzimmer.

Jenny? . . . wiederholte Müller träumerisch, indem er in das Schlafzimmer trat und sich langsam umsah. Es war von einfachem Zitz in Form eines Zeltes drapirt, mit bauschigen Portièren, einer Pompadourtoilette, einem breiten Fauteuil zu den Füßen des Bettes und zu den Häupten ein

Betſchemel mit einem kunſtvoll gearbeiteten Kruzifix darüber. Auf dem Stuhl lag ein Gebetbuch. Müller nahm es beklemmt in die Hand. Als er es aufſchlug, fielen ihm getrocknete Veilchen entgegen. Kann ich denn nirgend dieſe Erinnerung beſeitigen, ſeufzte er und trat in das Arbeitscabinet und von da in den Empfangsſalon. Dieſer war mit lilla Seide ausgeſchlagen und hatte ſchöne Boulemeubels und Vaſen von chineſiſchem Porzellan. Alles iſt ſtill und doch voll Leben, dachte Müller, der über die blumigen Teppiche in die Zimmer des Grafen trat. Es überfiel ihn eine nie geahnte Traurigkeit; er mußte ſich ſein eigenes Leid, ſeine eigene Einſamkeit denken, mußte an die denken, die er geliebt und verloren hatte. Das Herz war ihm voll Sehnſucht. Indem ſtand er vor einer verſchloſſenen Thüre und Lambrecht ſagte: In das Zimmer kommt kein Fremder. Das hat der Herr Graf ſtreng verboten. Nur, wenn er ſelbſt anlangt, ſchließe ich es zum Reinigen auf. Es iſt das Arbeitszimmer, und gräfliche Gnaden haben darin viele ihm werthe Papiere und Bücher

unverſchloſſen gelaſſen. Das kann ich Ihnen nicht zeigen.

Ich will es auch nicht ſehen, entgegnete Müller und ſetzte ſich ohne Umſtände an ein Fenſter. Ein Gewitter hatte ſich im Gebirge aufgethürmt. Der Donner rollte langſam über die Höhen. Müller ſah in die Ferne. Es war ihm wunderlich zu Sinne; er ſuchte nach etwas, wie nach verlorenen Träumen und fand nichts. Die Natur hatte einen grauen Anflug, die Bergkette, die ſich vor ſeinen Blicken hinzog, erſchien zuweilen in gewaltigen Lichtmaſſen und dann löſten dieſe ſich wieder auf hinter fliegenden Nebelflören. Eine Stunde mochte er ſo geſeſſen haben, da kam Lambrecht und forderte ihn auf zum Frühſtück zu kommen. Es war für Müller im Garten bereitet worden. Als er es raſch genommen hatte, ging er, da das Thal wieder im hellen Sonnenſchein lag, den Fußweg entlang, kam eine ſanfte Höhe hinauf und dann in einen Tannenwald. Alles war ſtill geworden. Nur hier und da rauſchte es bisweilen in den Zweigen, wie wenn Vögel von einem Aſt zum

andern hüpfen oder mit dem Schnabel ſich die Federn putzen. Plötzlich tönten Glocken zu ihm auf. Er beſann ſich, daß es Sonntag war. Die Kirche lag an den Berg gelehnt. Ein paar Schritte weiter und Müller hatte ſie vor ſich. Die Kirchgänger, Frauen, Mädchen und Männer in blauen und rothen Röcken zogen mit dem Geſangbuch und dem weißen Schnupftuch ſinnend vorüber, ſtiegen die ſchmalen Pfade zwiſchen Felſen herauf oder kamen herab von noch ſteilerer Höhe. Auf dem kleinen Kirchhof verſammelten ſie ſich. Dann traten ſie in das Gotteshaus. Als nun die Menſchenſtimmen in hellem Klange ſich begegneten, war es Müller, als müſſe ſeine Mutter hinter einem Baume hervortreten und ihn freundlich grüßen; er hatte ein Gefühl des Somnambulismus, das ihn eine große Harmonie in der Natur wahrnehmen ließ, den Geſteinen, Metallen und Pflanzen eine Seele verlieh und ihn endlich in ein rein idealiſches Reich trug, wo er ſich behaglich und ruhig befand. Gegen Abend ging er vergnügt in ſein Zimmer. Was er in dieſem und den kommenden

Tagen gedacht und erlebt hat, zeichnete er nach alter Sitte in ſein Tagebuch ein.

Sonntag Abend.

Ich habe mir ein Plätzchen am Fenſter zurecht gemacht. Das Stück Ruhe um mich iſt mir ſehr koſtbar. Möchte ſie lange andauern. Ich kann mich hier ausbreiten, meine Studien wieder vornehmen. Oran meinte es gut mit mir, als er mir ſein Schloß anbot. In der Geſellſchaft verſchleudert man unnütz ſein Leben; in der Einſamkeit kann man ſich ein Ziel ſtecken. Immer ſteigen, ſtreben, die Wiſſenſchaft durchſtöbern, ergreifen was der Anblick bietet, das Unwahre wegwerfen, entbehren, ſelbſt wenn Silberadern am Wege hinlaufen, das iſt die Aufgabe ſeit Jahren. Dabei habe ich freilich Manches eingebüßt.

Warum treibt es mich mit Gewalt zu wiſſen, wo der Traum meiner Jugend hingerathen iſt? Die liebe Geſtalt ſchwebt mir vor Augen, hier beſonders in dieſem Schloß, wo weibliches Walten vorherrſchend iſt. Aber wozu hilft's? Ich konnte ſie nicht heirathen. Ich mußte wählen zwiſchen

der Wiſſenſchaft und ihr. Entweder, ein hausbackenes Schulmeiſterleben oder die weite freie Welt . . . Ich habe lange in mir gewühlt, lange gefragt: Darf ich? Ich habe oft in heißen Thränen gelegen, bis die Ueberzeugung mich kalt und ſtark gemacht hat. Noch ſehe ich das liebliche Mädchen, wie es weinend von mir Abſchied nahm, mir Veilchen ins Knopfloch ſteckte, mich zu reiſen beſchwor. Was ſollſt du hier? ſagte ſie. Was bin ich dir? Du mußt hinaus, mußt wirken. Wir dürfen uns nicht gehören. Es wäre thöricht von dir. Sündig von mir. Ziehe in die Weite . . . Und wie ſie ſo ſprach, ſauſte der Wind bald ferner, bald näher und der verhüllte Mond warf augenblicklich ein traumartiges Licht in die Stube. Die Uhr auf dem Kamin pickte. Die Mutter ſaß am Spinnrad. Ich trat ans Fenſter. Die Welt war mir helle im Entſchluß geweſen. Jetzt ſchwankte ich wieder. Geh, bat mich das heldenmüthige Mädchen. Brich mir nicht das Herz durch einen lang ausgeſponnenen Abſchied. Ich war heftig bewegt, aber ich ging. Das Haus lag am Ende einer

ſchmalen Gaſſe. Als ich aus der Hausthüre trat, mußte ich nochmals zurück ins Fenſter blicken. Die Mutter ſpann weiter. Das holde entſagende Mädchen hatte ſich an den Tiſch geſetzt. Das ſchwarze Geſangbuch lag vor ihr. Ihre Züge hatten den Ausdruck tiefſten Weh's neben ſtiller Ruhe. Sie kam mir ſo verlaſſen, ſo einſam vor, daß ich zurück zu ihr wollte, da hob ſie den Blick gen Himmel, ſtand auf, kniete neben der Mutter nieder ....

Montag.

Ich war heute im Gebirg. Ich hämmerte an dem grauen Geſtein; ich ſuchte zwiſchen den Felſen nach Pflanzen. Es war mir wie in der Bibel, wo es heißt: Gott ſprach zu ihm. So weltfrei wie hier muß ich ſein, um mit Luſt einen begeiſterten Blick in die Forſchung zu werfen. Daß es dem Menſchen gelang, poſitiv auszuſprechen: In dem Stein muß Metall, in dieſem Kryſtalliſation ſein, das iſt doch groß, das kräftigt, ermuthigt. Es erquickte mich, als ich heute eine Pflanze fand, die ich vergebens bis jetzt geſucht hatte. Den botaniſchen Namen wußte ich genau, aber die lebendige

Anſchauung fehlte mir. Hier in dieſer ſtarren, faſt trockenen Gebirgsgegend ſtand ſie einſam am Bach; ſie war verkümmert, doch habe ich ſie begrüßt, wie wenn ſie vollkommen ſchön wäre. Jede Pflanze hat ihre Geſchichte voll Selbſtverleugnung und Aufopferung. In jeder iſt die Sorge für das kommende Geſchlecht; in jeder webt auch die Liebe, die Blüte, Frucht und Samen treibt. Dazu gehört gar kein Scharfſinn, keine klügelnde Auffaſſung, dazu dient nur das Auge, das die Wege der Natur einfach verfolgt. Als ich heimkam, hatte Lambrecht mir eine blühende Narziſſe ins Zimmer geſtellt. Wohlgerüche, beſonders wenn ſie von Blumen kommen, haben etwas Bezauberndes für mich. Ich mußte an den Orient, an einen Ritt von Konſtantinopel nach den belgradſchen Waſſerleitungen denken, wo der Jasminduft am Wege faſt benebelnd wirkte; ich mußte auch denken, daß die Blume, ſo lange ſie unerſchloſſen iſt, nicht duftet und die geheimnisvolle Bekleidung ſie den Einwirkungen des Lichts entzieht. Hat ſie ſich einmal geöffnet, dann bilden die Blumenblätter

gleichsam einen Heiligenschein um das bedeutungsvoll junge Leben. Dieses Aufschließen des duftenden Kelches, dieses Blühen und Verwelken, was sind sie anders als Symbole Eines Geistes, inhaltsvolle Winke der Natur? Die vollendete Blume zerfällt in Staub. Die Hoffnungen des Herzens gleichen der Blüte. Sie verbleichen wie diese. Dennoch dürfen wir nicht klagen, wenn dies reiche Dasein voll Farbe und Duft vor uns und mit uns vergeht. Die Vernichtung einer Pflanze können wir denken, nicht die unsere. Ach, daß der Mensch so selten weiß, wie er in seiner unsichtbaren Welt ewige Frühlinge aus vergangenen Hoffnungen hervorrufen könnte! Das Leben bewahrt große Gedanken. Ist mir das Herz, dem ich in heißer Sehnsucht entgegenflog, gestorben, so ist es doch schön zu glauben, daß die Erinnerung wie ein Samenkorn im Gemüthe ruht und der Sonne der Ewigkeit zur Entfaltung entgegenstrebt. Vielleicht ist es vermessen, zu denken, im Menschen allein sei Gefühl und Verständniß, in der Natur sei nur stumme Hinweisung, aber wie könnte er anders

glauben? Wie er auf Erden, in diesem Tempel Gottes wandelt, wie er betrachtend, staunend, forschend in dieser Welt dasteht — immer wird er Andacht, Verklärung und Erhebung austheilen. Auch ist die Natur dankbar, denn je länger man mit ihr umgeht, desto mehr Friede haucht sie in das Gemüth. In ihren Armen fühlen wir die ewige Bestimmung; sie tröstet uns, sie reicht dem Leidenden die Heilpflanze, dem Helden das Lorbeerblatt, dem Liebenden die Rose.

Schon beginnt die Dämmerung. Ein Schmetterling hängt sich schlaftrunken an die Narzisse. Das Heimchen fängt an zu zirpen. Bald werden die Sterne in ewiger Ordnung hervortreten . . . Wohin ich blicke, sehe ich Ruhe. Mir ist, als vernähme ich die leisen Ahnungen, Wünsche und Seufzer, die sich verschlingen, ergänzen und auflösen in das Lied der Liebe. Ach! Warum dauern diese Entzückungen nur Sekunden? Warum drängt der Verstand die Gefühle zurück und zwingt mich zur Prüfung? Warum muß ich eingestehen, daß ich wahre Größe, unerschütterliche Treue nicht ge-

funden habe? Dies Vorherrſchen des Egoismus, dies Rennen nach Ehrgeiz, dieſe geprieſene Glanzſucht beengen mich. Als wenn es nicht nöthig wäre, die Vorgänge des Lebens würdig aufzufaſſen, weder zu hart im Haß, noch zu weich in der Liebe zu werden, gerecht und gut, freudig in der Idee, kräftig im Helfen zu ſein! Möchte doch Jeder dem ihm angewieſenen Kreiſe genügen, das Daſein in Einklang mit dem Wollen und Thun bringen, die Zufälligkeiten würdigen, das eigene Verdienſt nicht überſchätzen!

Dienſtag.

Wer möchte behaupten, die Wiſſenſchaft offenbare ſich nicht durch ernſte Arbeit? Das Fach, dem wir uns weihen, muß uns zum Eigenthum werden; es muß in unſer Blut übergegangen ſein, ihm müſſen wir ausſchließlich unſere Kräfte weihen, um uns vor Oberflächlichkeit zu hüten. Das ſage ich mir heute, wo ich nach drei Jahre langer Entbehrung zu einem Reſultat in der Wiſſenſchaft kommen muß, wo die Folianten ſich um mich häufen und ich mit der Lerche in die Luft, mit der

Wolke zu der Sonne, mit der Sehnſucht zu der Liebe ziehen möchte. Wenn du in mir biſt, ſchützende Ueberzeugung, wenn du ausgehalten haſt im Ringen und nicht Erreichen, wenn du das Vertrauen in die Wiſſenſchaft nicht verloren haſt, dann ſei auch ferner mit mir in dieſen Tagen, wo meine aufgeregten Kräfte mich zum Zweifel in meinen Handlungen drängen. Alle Opfer, die ich brachte, alle Thränen, die um mich geweint wurden, ſtehen vor mir wie mahnende Geiſter. Kann ich dich laſſen, holde Gefährtin meines Daſeins, ernſte, mich wie ein ſympathetiſcher Nerv umfaſſende Wiſſenſchaft? Und ließe ich dich, müßte ich nicht verzweifeln an dir, an mir? Wo iſt die Stimme von Oben, die ausruft: Bis hierher und nicht weiter!

Der geheime Verkehr mit der Natur iſt wunderthätig. Sie beſchwichtigt die Aufregung des Verſtandes; ſie beſänftigt auch mich, wenn ich dem Erinnerungsſchmerz unterliege. Ich ſtehe am Fenſter. Es iſt ein trüber, dämmeriger Nachmittag. Der alte Lambrecht ſitzt auf der Bank. Seine zwei kleinen Mädchen ſpielen auf der Erde. Die eine

hält ihr blondes Haar mit den Fingern in die Höhe, die andere hilft ihr die Locken drehen. Ein engliſches Jagdhündchen hat die Vorderpfoten auf die Knie der Sitzenden gelegt. Zwei Truthühner gehen ſtolz vorüber. Einige Tauben folgen und picken Körner zwiſchen den Steinen hervor. Lambrecht's Frau zeigt ſich in der Thür. Die Schulkinder ſingen im Dorfe. Das Gebirg ſieht wie ein tiefblauer Rieſenkryſtall aus, über dem die warmen Purpurfluten des Abendroths ſpielen ... Ich will ins Freie.

Mitternacht.

Es war ſchon dunkel, als ich in den Garten und von da an den Waſſerfall und in den Wald trat. Ich glaubte mich allein und war erſtaunt, als ich plötzlich Menſchenſtimmen in geringer Entfernung von mir vernahm. Wie ich ſtehen blieb, hörte ich, daß Dora zu einem Unbekannten ſagte: Heinrich! Laß mich nach dem Schloſſe zurückgehen. Es iſt nicht recht von dir, mich hier in der Dämmerung zurückzuhalten. Heinrich räuſperte ſich und antwortete: Du biſt kindiſch, Dora! Niemand

ſieht und ſucht dich. Bleib, wir wollen plaudern. Erzähle mir von der Gräfin ... Wenn ich von der anfange, entgegnete Dora, weißt du ſchon, daß ich nicht aufhöre. Du biſt geſcheit, mich auf dies Kapitel zu bringen. Sie lachte. Aber Heinrich ließ ſich nicht irre machen. Er ſchmeichelte: Erzähle, liebe Dora ... ich hörte, wie er ſich näherte, es raſchelte wie Küſſe, dann ſagte Dora: Ich liebe die Gräfin. Aber zuweilen iſt es mir wunderlich, daß ſie mitten im Glück, an der Seite des Grafen ſo traurig ſein kann. Vor einem Jahre, als mich der Graf nach Brüſſel kommen ließ, wo er mit der jungen Frau aus Paris angelangt war, hörte ich ſie Abends, als ich noch mit den Kleidern der Gräfin im Zimmer beſchäftigt war, auf Franzöſiſch ſagen: Du biſt gut, daß du für mich ſorgſt, daß du mich, eine arme Waiſe, geheirathet haſt, aber ſei nicht böſe, daß ich mich vor Deutſchland, vor deinem Schloſſe, vor dem Gedanken fürchte, daß mich die Heimat unfreundlich begrüßen wird. — Folglich iſt die Gräfin keine Franzöſin, ſondern eine Deutſche, folglich iſt ſie arm geweſen, folglich hat der Graf,

was die vornehmen Leute eine Mesalliance nennen, geſchloſſen.

Du biſt erſchrecklich klug, bemerkte Heinrich; kannſt Franzöſiſch und ſiehſt den Leuten ins Herz.

Dafür bin ich die Nichte des franzöſiſchen Koch und nicht von geſtern, entgegnete Dora, nicht ohne Selbſtzufriedenheit. Von Brüſſel nach Hauſe reiſend, habe ich manches Geſpräch zwiſchen dem Grafen und der Gräfin belauſcht und auch einmal unter den Sachen einige Gegenſtände gefunden, welche die vornehmen Leute ſonſt nicht beſitzen.

Daß dich . . . murmelte Heinrich überraſcht.

Ja, flüſterte Dora, eine Schürze von rothbaumwollenem Zeuge und ein deutſches Geſangbuch aus dem Erzgebirge. Später hat die Gräfin die Sachen in ein Käſtchen verſchloſſen. Da habe ich ſie nicht wieder geſehen. Ich glaube, ſie hatte eine Mutter, die ſie ſehr liebte, der zu Gefallen ſie den Grafen geheirathet und einen Andern aufgegeben hat. Deswegen weint ſie zuweilen wie . . . .

Die Stimmen verhallten. Dora entfernte ſich. Ich blieb lange wie eingewurzelt ſtehen.

Es iſt thöricht von mir, daß ich an meine Verlorene denke und ſie und die Gräfin Oran mit einander in Eine Perſon verſchmelze. Ich ſchelte mich, daß die häusliche Kleidung, deren Dora erwähnte, und das Geſangbuch aus dem Erzgebirge mir Anlaß zu Träumereien geben, und kann doch den Augenblick, wo Oran ankommen und ich von meiner fixen Idee geheilt ſein werde, nicht erwarten.

Mittwoch.

Dieſen Morgen, während ich am Fenſter ſaß und ſchrieb, flatterte eine zahme Taube hin und her und ſetzte ſich endlich auf den Rand des Tiſches. Sie hatte ſich lange auf dem Zweige einer Ulme vor mir gewiegt und mich mit mistrauiſchem Auge betrachtet. Da ich abſichtlich mich nicht um ſie zu kümmern ſchien, kam ſie näher und näher und pickte zuletzt Brotkrumen von einem ſtehengebliebenen Teller fort. Als ich aufſah, ſchien ſie zu erſchrecken und fortfliegen zu wollen, aber ſtatt aus dem Fenſter, flatterte ſie in der Verwirrung in die Tiefe des Zimmers auf und nieder, bis ſie einen Schrank als Ruhepunkt fand. Von dem

aus betrachtete ſie mich im Gefühl ihrer Freiheit und ſchien durch Girren ein Geſpräch mit mir anknüpfen zu wollen, bis Lambrecht kam und, als er die Taube ſah, erſtaunt rief: Ei ſieh, das iſt ja die Lieblingstaube der Frau Gräfin. Er ſtieg auf einen Stuhl; ſie ließ ſich gutmüthig von ihm greifen. Das Thierchen iſt klug, bemerkte er, wenn gräfliche Gnaden hier ſind, kommt es Morgens ins Fenſter geflogen und pickt ihr das Brot aus der Hand. Er war ans Fenſter getreten, ließ die Taube fliegen, nahm das Frühſtück und empfahl ſich.

Sonderbar, daß mich der Gedanke, daß dies eine Lieblingstaube ſei, ſeltſam ergriff. Ich kann hier arbeiten, ſtudiren, ich bin einſam, wie ich es liebe; ich habe eine herrliche Natur vor mir im Rahmen eines Fenſters und nichts hat mich bis jetzt ſo tief als der Beſuch der kleinen Lieblingstaube berührt. Fühle ich einen Zuſammenhang? Wie iſt mir doch ſo wunderlich träumeriſch, ſo nichtsnutzig, daß ich nicht arbeiten kann . . . .

Dora fegte im Nebenzimmer. Ich machte mir etwas zu thun und öffnete die Thür.

Guten Morgen, Dora!

Guten Morgen, Herr!

So fleißig, Dora?

Nicht mehr wie gewöhnlich. Das geht so einen Tag wie den andern ohne Unterbrechung.

Seid ihr nie vom Schloſſe fort geweſen? fragte ich.

O ja, entgegnete ſie geſprächig, ich war einmal in Brüſſel. Der Herr Graf ließen mich kommen, um Kammerjungferndienſte bei der Frau Gräfin zu verſehen, als ſie ſich eben verheirathet hatten und die franzöſiſche Kammerfrau krank geworden war.

Ihr kennt alſo die Gräfin?

Wie mich ſelbſt.

Ich lächelte und fragte: Wie ſieht ſie denn aus?

Dora blickte ganz verblüfft auf. Herr Müller ſahen die Frau Gräfin noch nicht, ſonſt würden Sie ſo nicht fragen, entgegnete ſie empfindlich. Sie iſt ſchön wie ein Engel und gut dazu; kohlſchwarze Haare und dunkelblaue Augen; eine großgewachſene Figur mit Händen wie aus Wachs,

ſtill und ernſt wie der heilige Gabriel in der Schloß-kapelle.

Sie fegte eifrig fort, putzte den Staub von den Meubeln und kümmerte ſich nicht mehr um mich. Als Lambrecht mir um zwei Uhr das Eſſen brachte, ſagte ich anſcheinend ganz ruhig, aber innerlich durch und durch gewühlt: Kann ich die Zimmer der Gräfin wol noch ein mal ſehen?

Er ſchüttelte bedenklich mit dem Kopf. Ich ſchließe ſie ungern auf, indeß da Sie des Grafen Freund ſind ....

Ich verſchlang das einfache Mahl und ging mit Lambrecht quer über das große uns trennende Vorzimmer, durch den Corridor in die Zimmer. Welch ein Zauber in dieſer Stille, welche läuternde und erhebende Kraft in dieſer Umgebung! Ich glaubte die Gräfin vor mir zu ſehen und vertiefte mich in ihr Walten, Weben und Leben. Eine angefangene Arbeit lag ſorgfältig zuſammengelegt in einem japaniſchen Körbchen; ein Buch war nebenan mit einem Zeichen verſehen. Ob ich die Arbeit berühren, das Buch aufſchlagen darf? Ich

ſchlug es auf. Es war Schubert's Reiſe nach dem Orient. Auf der Bibliothek ſtanden die orientaliſchen Briefe der Gräfin Hahn und Mehemet Ali vom Fürſten Pückler. Sonderbar, daß der Orient die Bewohnerin dieſer Zimmer ausſchließend zu beſchäftigen ſchien. Auch ein Bild, die ſüßen Waſſer bei Konſtantinopel, war aufgeſtellt. Die hügelige, wenig bebaute Landſchaft, mit einigen Pinien und cederartigen Bäumen auf nahen und fernen Bergen, lag vom zarteſten Schmelz übergoſſen vor mir. Ich hatte den Blick rückwärts auf die Vergangenheit gerichtet. Ich ſah den Morgen, an dem ich im Kaik über dieſe ſilberige Flut zum Kioſk des Sultans gefahren war. Ach, wie das ſtill war, wohl that, wie der Wuſt all' dieſer geſchwätzigen Geſchäftigkeit ſich in Andacht auflöſte! Dort in dem kleinen Boot, nicht weit von den Anfängen des Chriſtenthums, am Geſtade des Meers, unter dem tiefblauen Himmel konnte ich ungeſtört von der Geliebten träumen. Ungetrübt durch die Trennung, frei und heiter habe ich da liebevoll der Heimat, im Gefühl recht gethan zu

haben, gedacht. Und heute? Und jetzt? Ich konnte mich von den Zimmern nicht losreißen. Die Schreibmaterialien auf einem Tiſche hatten etwas wunderbar Zierliches. Das Fauteuil war auf dem Sitz abſchüſſig geworden, der blaue Streuſand flimmerte voll Goldpunkte, die Tinte war bis auf den Grund vertrocknet. Wozu dieſes heimliche Suchen und Sehnen? Wozu dieſe Unruhe, die mich bis zur Verzweiflung treibt? Wozu dieſe Wehmuth, dieſe Sehnſucht, dieſes Aufſchrecken als eine Thür knarrte, dieſes Beben, als die Sonnenſtrahlen roſenroth und erwärmend durch die Gardinen brachen? Der Epheu, der äußerlich an dem Fenſter emporklimmt, droht die Zimmer in Schatten zu ſetzen, ſo groß und ſtark wird er. Er breitet ſich aus, er klammert ſich an. Glücklicher Epheu da, der die Luft und die Sonne und dies Fenſter ſucht . . . .

Donnerſtag.

Ich war den Tag über ſehr fleißig. Ich habe mir den Traumſtoff aus dem Blute geworfen, will nichts mehr als die Wiſſenſchaft, als die drei Jahre voll Muth und Ergebung denken, die hinter mir

liegen. Der kleine Garten iſt mir lieb geworden mit den vielen Blüten, die der Frühling darin ſäet; der grüne Waſſerfall, die hohen Schloßmauern, der Wald ſind bezaubernd. Auch die Nächte ſind heiter. Die Conſtellation des großen Bärs gewinnt an Umfang. Die Lerche ſingt ehe der Morgen graut, die Hunde bellen in den entfernten Wohnungen. Meine Gedanken tauchen unter im Schlaf, den ich ein gefühltes, ein genoſſenes Nichts nennen möchte. Ich bin ruhig, weil ich ruhig ſein will. Jetzt iſt der Tag herunter. Lambrecht hat mir das Abendeſſen gebracht. Ich habe mir Bücher aus dem untern Stock geholt. Dies Schloß iſt in Wahrheit eine Königswohnung des Reichthums, eine Künſtlerwohnung des Geſchmacks, ein Kloſter der Einſamkeit. Ich gehe viel ſpazieren und bin doch erſtaunt, ſtundenlang keinem menſchlichen Weſen zu begegnen. Deſto zahlreicher iſt das Wild in den Gebüſchen. Die Rehe und Hirſche kommen bis an das Schloß; ich werfe ihnen Brot aus dem Fenſter, beſonders im Mondenſchein zu; dazwiſchen denke ich an Plato, an dieſen Rieſen

der Vorzeit, denke an meine Jugend, an die Entzückungen, die Dichtung und Philoſophie mir einflößten. Plato beſonders, dieſer Vorgänger Chriſti, dieſer Idealitätsphiloſoph, hat mich ſeiner vollendeten Kunſtform wegen angezogen. Seltſam, daß das Streben ſeines Geiſtes ſich von der Mythologie ab zum Monotheismus neigte, daß er zwiſchen dem Endlichen und Unendlichen ſchwebte, das Materielle von ſich wies und eine körperliche Kaſteiungsmethode einzuführen ſtrebte, die ihn dann auch antrieb, die Lehre von den Göttern einrahmen zu laſſen in verſchleierte Formen. Dieſer Olymp voll nackter Geſtalten war ihm unleidlich; er griff die Dichter, er griff Homer an, er zerfiel mit der nationalen Dichtkunſt, blos weil er die Abſtraction des Schönen mit Leidenſchaft ſuchte. Täuſchte er ſich? Sollen wir, deren Ideen vom Schönen entwickelter durch das Chriſtenthum ſind, dieſe nicht mit dem Begriff des Guten, des Wahren, der Tugend vermählen? Was ſind unſere Lehren von Selbſterkenntniß, vom Jenſeits, vom Lohne und der Strafe, wenn wir nicht den Grund derſelben,

die Befolgung des einen Weges, der reinen Tugend annehmen? Nach Plato kam zwar Epikur mit seiner Glückseligkeitslehre, aber es kam auch Zeno, der in der Stoa zu Athen gegen die Gewalt der sinnlichen Eindrücke eiferte und auf leidenschaftslose Ruhe antrug. Könnte ich mir diese aneignen und einen Prozeß in mir vornehmen, wo die Goldtheile sich vom nutzlosen Kies trennten! Wäre ich weniger schwach, mehr meinem Beruf, der Zukunft inniger als der Vergangenheit geweiht.

So weit war Müller in seinem Tagebuche vorgerückt, als Lambrecht auf einem silbernen Teller einen Brief vom Grafen Oran an ihn brachte. Gräfliche Gnaden werden in drei Tagen auf dem Schlosse eintreffen, bemerkte er im Fortgehen. Müller lehnte sich zerstreut im Fauteuil zurück, schob die Schreibereien bei Seite, that einen Blick aus dem geöffneten Fenster, löste das Siegel und las:

Lieber Freund, wir werden uns in einigen Tagen sehen. Morgen und übermorgen habe ich noch kleine Geschäfte in Breslau zu beseitigen. Am

Montag treffe ich zur Mittagszeit bei dir ein. Ich bin ungeduldig, dich wiederzusehen, glücklich dir meine Frau zeigen zu können. Du wirst sie bewundern. Nicht allein, daß sie schön ist, sie ist auch gut, geistreich und gebildet. Sie hat ein tiefausgeprägtes Gefühl. Wäre sie ein Jahrhundert früher geboren, so hätte sie sich leicht dem Aberglauben hinneigen können, weil ihr Verstand mehr durch das Herz als durch die Subtilitäten des Nachdenkens erleuchtet wird. Es wird ihr schwer, ein ernstes Buch mit Aufmerksamkeit zu lesen, aber gib ihr einen geistreichen Gedanken, wirf ihr eine flammende Sentenz in die Seele, sie wird sie aufgreifen, daran zehren, Kraft und Verständniß aus ihr ziehen.

Wie ich Jenny kennen lernte? Ich habe Jedermann ein Geheimniß daraus gemacht. Ich will nicht, daß meine Frau unter dem Druck eines albernen Vorurtheils schmachte. Ich habe auf mich die Verantwortung einer Lüge genommen, habe Jenny für eine französische Baronin ausgegeben, du weißt, daß man in Frankreich das sein kann,

was man ſein will; dir aber, dem treuen, verſchwiegenen Naturmenſchen, dem Jünger der edeln und beſſern Gefühle, dem Anhänger des Ideals, dir darf ich ohne Erröthen geſtehen, daß Jenny nicht allein nicht adelig, ſondern ſogar von ſehr geringer Abkunft, die Tochter einer armen Wittwe aus Sachſen iſt.

Hier ſtrich ſich Müller die Haare von der Stirn, blickte vom Papier fort, ſtand einen Augenblick auf, machte zwei Gänge im Zimmer auf und nieder und las dann weiter:

Ich traf ſie im ſüdlichen Frankreich in einem deutſchen Hauſe, wo ſie ſich mit dem Unterricht kleiner Kinder beſchäftigte. Ihre ernſte Schönheit machte einen tiefen Eindruck auf mich. Du weißt, daß ich das Leben mit Frauen bis dahin leicht genommen und mir nicht ſonderlich viel aus ihnen gemacht habe. Hier war es anders. Jenny ließ Saiten in mir erklingen, die ſtumm im Gewirr der Welt geblieben waren. Ich fühlte, daß dies vom Egoismus umpanzerte Herz weich wurde, daß ich in Jenny nicht allein mich, ſondern ſie

liebte, ſie mit allen ihren gerechten Foderungen ans Glück, ſie, die den ſegenvollſten Einfluß über mich kalten Weltmenſchen ausüben mußte. Nun hätteſt du aber ihre jungfräuliche Schüchternheit beobachten, hätteſt ſehen ſollen, wie ſie mir auswich. Weil mir das noch nicht vorgekommen war, liebte ich ſie leidenſchaftlich, die mich, den Beneideten, den Reichen floh. Wenn ich kam, ging ſie. Frau von Fernheim, bei der ſie war, bemerkte das misfällig. Was hat das ſonderbare Mädchen? fragte ſie. Warum iſt ſie ſo abſtoßend? Haben Sie ihr etwas zu Leide gethan? Ich verneinte heftig. Am andern Morgen fand ich ſie mit den Kindern im Garten. Sie wollte aufſtehen, als ſie mich kommen ſah. Ich faßte ſie bei der Hand und ſagte nicht ohne tiefſte Bewegung: Warum haſſen Sie mich? Sie blieb zitternd an einen Orangenbaum gelehnt ſtehen. Der Morgenwind wehte über das glänzende Laub, die Düfte der Blüten wiegten ſich in den Lüften. Sie müſſen mir eine Gnade erweiſen, ſagte ich dringend, Sie müſſen mir vertrauen, müſſen mir antwor-

ten. Glauben Sie, daß Sie mich . . . lieben könnten?

Jenny's Wangen flammten. Sie ſchwieg.

Meine Frage iſt zudringlich, entgegnete ich nicht ohne Schmerz. Ich will aber die Wahrheit erfahren. Lieben Sie einen Andern?

Sie ſah mich mit einem unausſprechlich tiefen Blick an und entgegnete: Ich liebe einen Andern.

Ich fuhr mit der Hand über die Augen. Sie ſind fürchterlich wahr, rief ich. Wohlan, ſeien Sie es bis ans Ende. Iſt Ihnen das Schickſal günſtig?

Ich habe es von mir gewieſen, entgegnete ſie mit heißen Thränen.

Weinen Sie aus Reue oder aus Zärtlichkeit? fragte ich leiſe.

Sie hob den Kopf auf und antwortete ſtolz: Es iſt eine ſonderbare Qual, die Sie mir durch dies unberufene Fragen auferlegen. Sie haben kein Recht an mich. Laſſen Sie mich, Graf Oran, ich bitte Sie dringend, laſſen Sie mich!

Sie that einige Schritte vorwärts, aber ich

war nun einmal entſchloſſen, Jenny nicht loszulaſſen. Ich hatte im Gefühl für ſie Augenblicke von Verzweiflung und Grimm gehabt, die ich enden wollte. Deswegen griff ich nach ihrer Hand und bat: Beſchwichtigen Sie meine Unruhe, geben Sie mir Hoffnung ....

Hoffnung? wiederholte ſie ernſt. Wofür?

Ich war einen Augenblick wie vom Donner gerührt, denn ich fühlte, daß die Liebe zu Jenny ganz ſinnlos war. Dann aber flutete die Reinheit ihres Weſens ſo beſeligend über mich, daß ich Alles vergaß und ihr aus der Fülle meines Herzens ſagte: Ich glaube an Sie, wie man an die Ideale glaubt. Geſetzt, ich wäre Ihrer Theilnahme völlig unwürdig, wäre ein Sünder, wäre es nicht belohnend, mich dem Guten zuzuführen? Verſuchen Sie, mich zu ſich zu erheben, mich zu belehren, ich, der unwiſſend, aber nicht rebelliſch bin. Zeigen Sie, daß Sie geduldig ſind.

Sie lächelte nicht ohne Ironie und murmelte ſo etwas wie: Phraſen ....

Ich fühlte mich gereizt. Welches Gemüth iſt

der Liebe unwerth? rief ich. Und dann ſetzte ich ſanfter hinzu: Kann ich Ihnen nützlich ſein, Jenny? Gebrauchen Sie mich; laſſen Sie mich nicht die Laſt meines Unvermögens fühlen. Etwas in mir ſagt mir, daß wir nicht voneinander ſcheiden dürfen.

Sie gab das zögernd zu. Sie hatte etwas Heiliges, Unſagbares in ihrem Karmeliteranzug, wie ſie es nannte, etwas ſüß Beſcheidenes, das die Frauen der Geſellſchaft ſelten beſitzen. Ich ſagte ihr, was mein Leben bis jetzt ausgemacht, wie hohl und leer es geweſen, wie ich mich nach Wahrheit und Einfachheit ſehne. Es lockt mich zu Ihnen, flüſterte ich ihr zu, zu Ihnen, die ich immer von melancholiſchen Erinnerungen umgeben wähne.

Ich habe auch freundliche Erinnerungen, antwortete ſie ſanft. Ich habe eine Mutter, die ich liebe, für die ich Alles thun würde, für die ich Manches gethan habe . . . .

Was? fragte ich haſtig.

Sonderbare Frage das, entgegnete ſie lächelnd. Als wenn ich die Beweiſe meiner Liebe wie Zahlen

einregiſtrirt hätte. Doch ja, ich habe einen aufgezeichnet, hier im Herzen; ich habe meiner Mutter wegen auf eine Neigung verzichtet . . . .

Jetzt war ich plötzlich da, wo ich längſt zu ſein gewünſcht hatte. Ich will nichts von der Vergangenheit wiſſen. Ihre Vergangenheit gehört mir nicht, ſagte ich. Aber darf ich fragen, ob Sie den Freund Ihrer Seele wieder zu ſehen hoffen?

Niemals, antwortete ſie wehmüthig. Wir haben uns fürs Leben getrennt.

Warum dies Extrem?

Unſere Verhältniſſe paßten nicht für einander.

Sie ſind alſo frei? fragte ich dringend. Sie könnten alſo einem Andern gehören?

Gehören — ja! Lieben — nein! entgegnete das wunderliche Mädchen.

Ihre Liebe iſt unvernünftig, ſagte ich. Sie müſſen ſie bekämpfen.

Ich habe keine Kraft.

Aber doch den Wunſch?

Nicht einmal den, rief ſie ſtolz. Ich würde meine Pflicht, wenn es noth thäte, mit Schmerz,

mit Verzweiflung thun und doch fühlen, daß Liebe frei iſt.

Du kannſt dir vorſtellen, daß mich Jenny's Sprache unruhig und immer leidenſchaftlicher machte. Ich war endlich zu dem feſten Entſchluß gekommen, ihr meine Hand anzutragen. Ich dachte, daß ich mir erringen könnte, was fern lag, daß Jenny nicht halsſtarrig bis ans Ende der Tage bleiben könne, daß ich etwas wie Glück und Glanz mit in die Wagſchale legen könne. Ich ſuchte ſie am Morgen auf der Terraſſe und war ſo geſpannt, daß ich mir keine Einleitung erlaubte, ſondern nur entſchloſſen ſagte:

Darf ich Ihrer Mutter ſchreiben, daß ich um Sie werbe?

Sie ſah mich mit blaſſen Wangen an.

Was erſchrecken Sie? fragte ich ſie freundlich. Sie mußten meinen Entſchluß ahnen, mußten wiſſen, daß ich Sie liebe.

Ich nahm ihre Hand. Sie ließ ſie mir. Ich will Ihnen nicht verſprechen, was ich nicht halten kann, ſagte ſie leiſe.

Heißt das, daß Sie mich nicht lieben können?

Sie ſchüttelte traurig mit dem Kopfe. Ich habe einen Freund geliebt, wie ſich das nicht ausdrücken läßt; ich habe ihn täglich beweint. Das Gemüth iſt mir ſtill geworden, erſtickt in ſeinen Wünſchen; ergeben in ſeinen Anfoderungen, klar in der Ueberzeugung, daß es hienieden entſagen muß.

Sie trauen mir viel Großmuth zu, ſagte ich bitter.

Ich weiß nicht, was ich Ihnen zutrauen darf, entgegnete ſie, aber ich kann mein Inneres nicht verleugnen. Ich denke an den Verlorenen, wie man an die Todten denkt, denn nicht ein Flecken haftet auf der Erinnerung an ihn.

Aber, um auf meine Frage zurückzukommen, wie ſind Sie denn eigentlich für mich geſinnt? fragte ich ſchwankend vor Ungeduld.

Sie ſah mich tief und innerlich an, faltete die Hände und antwortete mit gerührter Stimme: Ich habe Ihnen immer die Wahrheit geſagt, ich will auch jetzt nicht zurückhaltend ſein. Wie bei einem

Bruder, ſo fühle ich mich im Schutz bei Ihnen, beruhigt und erfreut . . . .

Jenny, rief ich, bis jetzt hatte ich immer ein Ziel vor Augen, mich ſelbſt. Ich wartete, bis ich geſucht wurde. Jetzt empfinde ich zuerſt etwas, was nichts von dem iſt, was mir früher unerläßliche Bedingung ſchien; ich ſtehe Ihnen beſchämt, bittend gegenüber, unſer Verhältniß kann meiner Eitelkeit nicht ſchmeicheln, Sie lieben mich nicht und dennoch haben Sie ſich meiner, ich weiß nicht wie, bemeiſtert; ich bin von jedem Götzendienſte geheilt, bin überzeugt, daß der der Glücklichſte, welcher der Nützlichſte iſt, ich meine, der ſich für Andere, in Andern vergißt. Sie haben mich gelehrt, in Ihnen meine Zufriedenheit zu ſchöpfen. Lieben Sie denn den Verlorenen, aber mit mir.

Ach! entgegnete ſie mild, ich verdiene Sie nicht, Sie ſind zu gut. Sie hielt inne, indeß ich ihre Hand an meine Lippen zog.

Darf ich jetzt bei Ihrer Mutter um Sie werben? fragte ich dringend.

Sie nickte lieblich mit dem Kopfe. Ich war

glückſelig. Ich ſchrieb nach Deutſchland, ich entwarf mit Jenny den Plan unſers künftigen Lebens. Ich ſagte ihr, daß ich mich aus dem Oliven- und Weinlande in mein ernſtes Schleſien, in einen beſtimmten Wirkungskreis ſehne. Ich fühlte mich von der oberflächlichen modernen Bildung, die Reiſen geben, angeekelt; ich wollte arbeiten, an der Seite einer geliebten, geachteten Gattin arbeiten. Das Alles wird dir wunderlich vorkommen; du wirſt den Wandel der Gefühle kaum an mir begreifen. Du wirſt denken: Da hat die Liebe den Oran einmal in eine träumeriſche Extaſe verſenkt. Das Alles wäre gut, wenn kein Erwachen käme! Ich ſage dir aber, lieber, theurer Freund, daß ich dir wachend ſchreibe, wachend den ernſten Schritt gethan, wachend nach Deutſchland an Jenny's Mutter geſchrieben habe. Die Antwort ließ nicht lange auf ſich warten. Die gute, alte Frau ſchrieb jubelnd im Glück, ganz unanſtändig froh, beſonders als ſie an das nahe Wiederſehen dachte. Jenny las den Brief mit feuchten Augen. Meine Mutter iſt eins der wahrſten und beſten Weſen, die es

gibt, Gott ſchütze ſie, ſagte ſie ſanft und trieb nun ſelbſt zur Heirath und zur Reiſe. Frau von Fernheim war ſo gütig, Jenny bis dahin unter ihren ſpeciellen Schutz zu nehmen. Die edle Frau war durch eine harte Schule des Unglücks durchgegangen, das hatte ſie tolerant gemacht. Das Glück iſt relativ; am Ende kommt es weniger auf das Glück ſelbſt als auf den Willen an, den wir ihm entgegentragen. Wollt zufrieden ſein, ſo werdet ihr es ſein, pflegte ſie zu ſagen. Sie hatte keine Schroffheit des Alters, kein Vorurtheil des Adels. Sobald Jenny meine Braut ward, ſuchte ſie dieſelbe überall ins Licht zu ſtellen. Es war unmöglich, ſich etwas Anmuthigeres als das Verhältniß Jenny's zu Frau von Fernheim zu denken, dieſen liebevollen Wettſtreit zarter Rückſichten und wohlthuender Wechſelwirkungen. Einige Wochen vergingen ſchnell, in denen ich großen Werth auf Ausbildung von Jenny's muſikaliſchen und ſprachlichen Kenntniſſen legte und unſere Tage merkwürdig überfüllt waren. Putz und Geſellſchaft lagen Jenny fern. Kaum daß ich ſie an unſerm

Hochzeitstage überreden konnte, festlicher als sonst geschmückt zu sein. Sie war weiß wie ihr Kleid, weich wie der Atlas, der sie umfloß. Sie hatte sich entschlossen mein zu sein; sie weinte nicht, zitterte nicht, aber es war mir doch, als sei das ausgesprochene Ja dem Kopfe, nicht dem Herzen entlehnt. Du siehst, lieber Freund, ich bin sehr aufrichtig, so aufrichtig, daß ich dir gestehen will, es überkam mich ein plötzlich überraschender Schmerz, daß ich das Schönste, die Liebe, entbehrte.

Wir reisten nach Deutschland. Je mehr wir uns der Grenze nahten, je unruhiger ward Jenny. Es überfiel sie oft eine wahre Angst, die wol eine schmerzliche Ahnung gewesen sein mag, denn wie wir ohne Dienerschaft, uns allein dem Wohnort der Mutter nahten, klopften wir an ein Sterbehaus.

Nach dem ersten sehr natürlichen Schmerz fühlte ich mich, so hart das klingen mag, nicht ganz unzufrieden mit dem Tode der Mutter. Nicht allein, daß dies mich aller Familienconflicte überhebt, ich habe nun auch das Bewußtsein, daß Jenny mir

einzig und allein gehört. Sonderbar iſt es, daß ſie ſich vor jeder neuen Bekanntſchaft ſcheut und förmlich erſchrak, als ſie von deinem Aufenthalt im Schloß in Kenntniß geſetzt wurde. Du wirſt dich zuſammennehmen, ſehr liebenswürdig ſein müſſen, um ihre Schüchternheit zu überwinden. Doch, ich weiß, du wirſt es, auch begegneſt du ihr in der Liebe zur Natur, in der Neigung für den Orient, zu dem ſie eine ſcharf ausgeſprochene Sympathie hat. Ich kann dir nicht ſagen, wie heimiſch es mich jetzt ſchon im Gedanken an unſer Beiſammenſein anweht. Denke dir die noch fröſtelnden Apriltage, das praſſelnde Kaminfeuer, die liebe freundliche Lampe am Abend in Jenny's Zimmer, unſere Geſpräche und Mittheilungen und freue dich im voraus auf dieſes liebliche Leben zu Dreien. Auf Wiederſehen denn, mein Freund, mein Gefährte in der Botanik, mein Gaſt auf dem Stammſchloſſe. Eben ſieht mir Jenny mit ihren ſchönen traurigen Augen über die Schultern, verklärt wie aus einer beſſern Welt, in ſich verſchloſſen, wie immer. Sie will mit mir ins Freie. Konrad v. Oran.

Träume ich oder wache ich, ſeufzte Müller von Froſt geſchüttelt. Iſt dieſe geſchilderte Jenny meine verlorene Geliebte? Nein, nein, rief er ſchmerzlich, das kann nicht ſein!

Er ſprang auf und lief über die Marmortreppe in den Garten und von da in den Wald. Die Welt war ihm zu eng, der Himmel zu begrenzt geworden; er wollte Luft, er wollte Bewegung. Auf ein kaltes ſtrenges Leben war plötzlich wie durch Magie ein Augenblick voll Glück, Glanz, voll Ueppigkeit und Erwartung gefolgt. Müller fühlte ſich wie überſtürzt. Er träumte, er, der ſonſt nur dachte; er rief ſich mit wehmüthiger Wonne die zurück, die er geopfert und verlaſſen hatte. Wie eine Sonne durchwärmten ihn die Bilder der Vergangenheit; dann verfiel er in einen Zuſtand der Bangigkeit, der unerträglich wurde. Ich kenne Oran's Frau nicht, ſie und meine Verlorene haben nichts miteinander gemein, können nichts miteinander gemein haben, dachte er von nervöſer Traurigkeit beſtürmt. Ein unentwirrbares Gemiſch der bitterſten und ſüßeſten Gefühle

durchkreuzte ihn. Zuweilen wie gelähmt, zuweilen heftig erregt, verbrachte er den Tag im Freien. Er wollte ſich zerſtreuen. Aber Alles, was er vornahm, ermüdete ihn. Der Himmel, das Schloß, die Natur — nichts wirkte belebend. Mit voller Zuverſicht hatte er ſich hier auf ein friedliches, genußreiches Leben eingerichtet. Und nun, und nun? Dieſer wüſte Traum mußte ein Ende nehmen, das fühlte er, ſeinet- und auch Oran's wegen. Er mußte die Gräfin ſehen, ſich überzeugen, daß er im Fieberwahn geweſen, ſich wieder zur Heiterkeit aufranken. Das ſtand endlich feſt in ihm; hatte er doch Uebung, ſich zu beherrſchen, wollte er doch die Nerven und das Herz nicht erlahmen laſſen. Zwei Tage brachte er ſo hin. Am dritten wurde Oran erwartet.

Indeß waren die Räume geputzt und überall gelüftet worden. Alle Zimmer ſollten von Reinlichkeit glänzen, alle Meubel geordnet, die Teppiche abgeſtäubt werden. Dora ſtand wieder, wie ſo oft ſchon, auf dem Balkon, die feine Leinwandſchürze um die Taille gebunden, das enganſchlie-

ßende Mieder mit ſilbernen Ketten geſchnürt. Das Schloß war wie mit einem Netz von Epheu umſponnen. Es rankte ſich um den Balkon, um Jenny's Fenſter, um eine Säule, die aus der Ecke des Schloſſes hervorſprang. In glanzvollen ſchrägen Strahlen fiel die Sonne über das Gebirge weg, das unter ihr glühte und lebte. Müller war früh aufgeſtanden. Er ordnete ſein Zimmer, ſeine Sachen; bisweilen ließ er die Arme ſinken und verlor ſich in das vor ihm aufgerollte Naturbild, dann fuhr er über die träumeriſchen Augen und dann trat er über die Schwelle, um im Garten Luft zu ſchöpfen. Wie er das kleine Gemach öffnete, ſah er vor ſich die Stuben im hellen Sonnenſchein, die von Oran und die ſeiner Frau, von denen die Thüren weit aufgeſperrt waren. Unwillkürlich that er einige Schritte über den Corridor und war in Jenny's Zimmer, wie, wußte er ſelbſt nicht. Der Gärtner hatte Blumen gebracht. Der Duft der Hyacinthen und Jonquillen quoll ihm im linden Zugwind entgegen. Der Flügel war aufgeſchlagen; im Hintergrund des Zimmers zeich-

neten ſich die Landſchaften aus dem Orient ſcharf, wie auf Goldgrund ab. Alsbald dachte Müller an ſeine verlorene Braut, an das üppige, glänzende Haar, das von der Stirne geſtrichen ſich hinten zum Knoten verſchlang, an den ſeelenvollen, tiefſinnigen Blick, mit dem ſie ihm ein Lebewohl geſagt hatte. Wehmüthig ſah er auf die weltliche, ihn umgebende Herrlichkeit, auf dieſen Prunk von Sammt und Seide, auf dieſe Fülle irdiſcher Wohlfahrt, die nicht zu ſeinen Erinnerungen paßte. Nun war er im Wohn-, nun im Empfangzimmer. Dran's bis dahin verſchloſſen geweſenes Zimmer war offen; auch da hinein hatte der Gärtner, der eben heraustrat, Blumen gebracht. Der Herr wollen in das Cabinet von gräflichen Gnaden, ſagte er höflich, indem er Müller hineinließ und ſich entfernte. Dieſer ſtand zögernd am Eingang; mit einem Blick hatte er das ihm unbekannte Zimmer durchflogen; an der Wand der Schreibtiſch, daneben eine Chaiſe longue, darüber ein Bild ... Er blieb wie feſtgebannt; ein Blitz der Extaſe fiel vor ihm nieder, ihm ſchwindelte, er hob die Arme

zum Himmel mit leidenſchaftlicher Trauer empor. Denn er hatte ſie plötzlich wieder, die Geliebte, gleichviel wie, gleichviel wo, aber hier in dieſem Bilde hatte er ſie wieder. In lichtvoller Sphäre war ſie hingezaubert, ihr Auge nach Oben gewandt, demüthig, lieb, unendlich heilig, die Hände ineinandergelegt, die Staffage eine ſüdliche Landſchaft, das Ganze lebend, athmend, reizend, in eine Glorie von Reinheit gehüllt.

Gott, mein Gott! rief Müller mit bebender Stimme, indem er auf die Knie ſank . . . .

Er blieb lange in dieſer Stellung, bewußt- und gedankenlos, das Auge auf das Bild geheftet. Nach und nach kamen die Gedanken, die fürchterlichen, ihn wachſchüttelnden Gedanken. Mit dem Schrei: Das iſt Oran's Frau! ſprang er auf. Eine namenloſe Verzweiflung drohte ihm das Herz zu brechen; ein furchtbarer Schmerz durchſchütterte ihn. Indem trat Lambrecht hinein. Gelt, das iſt ein ſchönes Bild unſerer Frau Gräfin, ſagte er geſchwätzig, iſt in Frankreich gemalt . . . .

Müller hörte nicht mehr. Er war in ſein Zim-

mer geeilt; eine innere Stimme rief ihm laut zu: Nur fort! fort! fort! Er riß ein Blatt Papier heraus, er ſchrieb mit ſchwankenden Buchſtaben: Ein dringendes Geſchäft ruft mich von dannen. Dank für deine Gaſtfreundſchaft, Dank für dein Vertrauen. Sei glücklich, Oran! Gott ſegne dich und dein Weib!

Er wollte weiter ſchreiben. Da ſchmetterte ein Poſthorn in der Nähe. Sie kommen, ſie kommen, jubelte die verſammelte Dienerſchaft .... Müller flog außer ſich die Treppe hinab, kam in den Garten, in den Wald, lief zwei, drei Stunden abwärts ins Thal bis er zur Beſinnung, zur Ueberſicht ſeiner Lage kam. Er konnte, durfte Jenny nicht wiederſehen, ſie und den Freund nicht ſtören, er mußte fern bleiben und entſagen. Aus all' den zerſplitternden Fragen: Muß ich? Darf ich? behielt er nur die eine Gewißheit, daß er Jenny nicht wiederſehen wollte. Sie wird glücklich an Oran's Seite ſein, ſie wird mich vergeſſen, ſagte er ſich beſchwichtigend, als er in der lauer werdenden Luft, in dem immer reiner werdenden Himmel das ferne

Schloß dämmerig wie einen Amethyſt ſchimmern ſah. Er brach in dieſem Augenblick mit der Vergangenheit, er überwand die martervollen Nothwendigkeiten dieſes geknickten Wunſches, er fühlte ſich ſtark, denn er hatte das Rechte gewählt.

Als Oran aus dem Wagen ſprang und Jenny ihm nach in das Schloß trat, war ſeine erſte Frage nach Müller. Er ſei in ſeinem Zimmer, hieß es. Oran war mit zwei Schritten oben, riß die Thür auf, rief: Müller! ... Niemand antwortete ihm. Da fand er das Zettelchen. Sonderbarer Menſch, dachte er ungeduldig und trat damit zu ſeiner Frau, die, den Hut auf dem Kopf, in der Mitte ihres Zimmers ſtand.

Da lies, ſagte er ganz aufgeregt.

Sie blickte auf das Blatt, auf Oran, zwei Thränen rollten ihr über die Wangen, dann lächelte ſie und ſagte mit gepreßter Stimme: Dein Freund hat das Beſte gewählt. Wir werden uns glücklicher fühlen, wenn wir allein ſind.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Novellen

von

Therese.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1849.

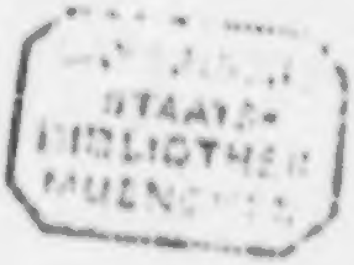
Inhalt.

Seite

Rom und Berlin 1

Interlaken 155

Rom und Berlin.



Im October des Jahres 1815, an einem Tage, wo die brennende Sonnenhitze den kühlenden Herbstlüften gewichen war und das bis dahin in dunklem Grün strotzende Laub eine sanfte, roth und gelb schimmernde Färbung angenommen hatte, zog eine Gesellschaft Fremder über die römische Campagna nach Tivoli. Sie schienen die Stadt mit ihren Tempeln und Statuen, mit ihrer staub- und blutbedeckten Vergangenheit weit hinter sich lassen und im Freien einen frischen Athemzug schöpfen zu wollen. Hatte der Marmor, hatten die Fresken, die Kirchen und Sammlungen zu ihrem Verstande gesprochen, so sollte hier die Natur zu ihrem Herzen reden, sollte in der Kühle der murmelnden Quellen, im Dufte der Pflanzen sich der glühenden Einbildungskraft mittheilen.

Noch war die Campagna nicht in ihrem vollen Sonnenglanze. Zarte Morgennebel hingen am Horizont, an dem die Aquäducte hinlaufen. Die Cypreſſen der Via Appia ſprangen ſeitwärts; einige aufgehäufte Hügel, mit Weinſtöcken und Olivenbäumen bepflanzt, wurden von einem Waldbach bewäſſert, der ſtill und ſchnell über ein weites Rieſelbette glitt. Die Maulthiertreiber ſchrieen den eilenden Poſtillons Basta, Basta! zu, die Damen ſpannten ihre Schirme aus, die Herren drückten die Hüte tiefer ins Geſicht. Eine Karavane Milch- und Oelkarren, die ſich zwiſchen die Reiter und Fahrenden drängte, hinderte einen Augenblick den Fortgang. In dem Moment hörte man einen Engländer, der eine magere Roſinante ritt und Don Quixote in ſeinen langen Beinen nicht unähnlich war, nach ſeinen Töchtern Miß Eveline und Miß Laura rufen. Er war, das hatte die mediſante Converſation in Rom ſchon herausgewittert, urſprünglich ein Bierbrauer aus Perth in Schottland, war aber reich und hatte ſich auf dem Continent das Prädicat Lord und den Namen Canning bei-

gelegt. Sein Angeſicht trug nicht undeutliche Spuren der großen, noch immer nicht ganz unterdrückten Liebe zum Porter. Seine Ungeſchicklichkeit verſteckte er hinter einem beſtändigen Lächeln. Er lächelte beim Anblick ſeiner Töchter, beim Anblick der Peterskirche, beim Coloſſeum, beim Papſt in der Sixtiniſchen Kapelle, bei der Säule des Trajan, beim Triumphbogen des Severus, beim Capitol. Dieſer lächelnde Pſeudo-Lord hatte zwei Töchter, eine, die Laura, und die andere, die Eveline hieß. Eveline war muſikaliſch, hämmerte alle Morgen in einem Privatquartier der Piazza di Spagna auf einem halbzerſchlagenen Flügel Ouvertüren und Polkas, ſprach viel von der italieniſchen Oper, von der Griſi, die ſie in Paris, und von der Garcia, die ſie in London gehört hatte, trällerte: O patria, dolce ingrata patria, und war das Widerſpiel ihrer Schweſter Laura, die ſich dem Katholicismus zuneigte, Landſchaften, Statuen und hiſtoriſche Bilder durcheinander ſkizzirte und trotz ihres ſtark ausgebildeten Schicklichkeitsgefühls eine Ruhe inmitten der paradieſiſch gekleideten Kunſtwerke Roms zeigte,

die selbst Künstler in Erstaunen setzte. Laura und Eveline, beide in großen Strohhüten mit schön geringelten Locken, die eine braun, die andere blond, mit dichten Schleiern bedeckt, um den weißen Teint vor Sonnenbrand zu schützen, blickten beim Ruf ihres Vaters aus der stillstehenden Kalesche, rümpften die Nase, als dieser ein Gott dann ausstieß, und vertieften sich dann wieder in das lebhafte Gespräch mit dem deutschen Professor Burgheim, der ihnen gegenüber saß und ihnen von den Antiquitäten Roms, von der Via Appia, von der jetzt eben durchstrichenen traurigen Ebene, dem zu Stein gewordenen See Tartarus, dem Grabmal der Familie Plautia und von der Villa Hadrian's vordocirte. An dieser faßte die ganze Gesellschaft Fuß, durchstrich einen Augenblick das griechische Theater, die Casernen und den Tempel der Stoiker und lagerte sich dann auf dem duftenden Rasen, um den kaiserlichen Manen ein Glas Champagner zu weihen.

Diese bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, die aus Deutschen, Franzosen und Engländern bestand,

hatte ſich in Rom ſelbſt und auf der Reiſe dorthin zuſammengefunden. Theils war es Sympathie, theils Zufall, die ein Band um ſie geſchlungen hatten. Miß Laura und Miß Eveline wollten Deutſch lernen und hatten ſich eines Abends, wo ſie das Coloſſeum mit Fackeln beſehen, den drei Damen Jenny, Ottilie und einer ältern kugelrunden Frau, die mit dieſen reiſte, zugeſellt. Jenny war an den preußiſchen Juſtizrath Hallencamp verheirathet, war ſeine zweite Frau, hatte eine Reiſe nach Italien gleichſam in den Ehecontract ſetzen laſſen und ſah nun mit der jüngern, noch unverheiratheten Schweſter Ottilie das Land ihrer Sehnſucht und ihrer Träume. Man konnte ſie füglich zu der Claſſe der Temperamentsmenſchen zählen, zu denen, die aufflackernd Alles erfaſſen und Nichts feſthalten, die, unklar im Wiſſen, aufſchreien und dann verſtummen, zugreifen und wieder fallen laſſen, effectſüchtig aber nicht conſequent, eitel aber nicht ſtolz ſind. Seit ſie in Italien war, hatte ſich ſo Manches in ihr entwickelt, was unter dem Berliner Himmel geſchlummert hatte. Sonſt prüde,

war sie gefallsüchtig, gesprächig, nach Phrasen haschend, eine Erscheinung geworden, die das Maß und die Grenze nicht finden konnte, die von Unersättlichkeit sprach und doch übersättigt war, von Katastrophen der Verzweiflung redete und doch sorgsam die wunderbar schönen kastanienbraunen Haare glättete. Sie war lieblich diese Jenny, wenn sie natürlich gewesen und sich nicht eingebildet hätte, daß man in Italien nur von Raphael und Tasso und wieder von Raphael und wieder von Tasso reden müsse, ein Irrthum, der zu komischen Misverständnissen Anlaß gab und Jenny erst recht in ihrer Halbheit zeigte. Gereizt durch das Wesen seiner Frau, vielleicht auch von seiner eigenen Anschauungsweise beherrscht, sprach der Justizrath ausschließlich von den Flöhen Italiens, von der ranzigen Butter und den mit Maisstroh gestopften harten Matratzen, häkelte und mäkelte, wenn die Ueberschwänglichkeit Jenny's sie zu immer höherm babylonischem Phrasenbau hinriß, und seufzte nach dem Nachhause, nach den Akten und den Kaffees mit deutschen Zeitungen und deutschen Ge-

ſprächen. Der freilich war kein Temperaments- aber auch kein Phantaſiemenſch, zu innig mit den Geſchäften, mit der Praxis und der Gegenwart verwachſen, um an einer ſo weiten Reiſe ohne Akten- und Zeitungslektüre Gefallen zu finden.

Die dicke, ältliche Frau, die neben ihm im Tempel der Stoiker ſtand und ſich dann an den Abhängen der Villa mit Suchen von Steinen, Mooſen und Gräſern beſchäftigte, war die Witwe des Landſchaftsraths Müller aus Brandenburg, eine Freundin der verſtorbenen Juſtizräthin, die immer Heirathen witterte, viel von Wahlverwandtſchaften redete und trotz ihrer vorgerückten Jahre nicht an die Unmöglichkeit einer zweiten Verbindung dachte. Seit einigen Tagen ſchien ſie Hoffnung gefaßt zu haben und an dem etwas verdorrten Herzen eines franzöſiſchen Geſandtſchaftsattachés mit zarten Fingern klopfen zu wollen. Dieſer jedoch hatte offenbar größeres Gefallen an Jenny als an ihr, ging mit der ſchwarzen Lorgnette ins Auge gedrückt ihr nach, wenn ſie hinter dem zerfallenen Gemäuer „Einſamkeit“ ſuchte, hüpfte von dem einen Fuß

auf den andern, ſtrich ſich häufig den Schnurr- und Kinnbart und ließ ſein langes Abſalonhaar von den ſüdlichen Morgenwinden wie Rabengefieder hin und her treiben.

Zu den Aeltern der Geſellſchaft gehörte Profeſſor Burgheim, den wir ſchon mit den hübſchen Engländerinnen haben fahren ſehen, der Juſtizrath Hallencamp, der Gatte Jenny's und ein verabſchiedeter ſächſiſcher Hauptmann von der Lietke, der eine traurige Neigung zur Hektik hatte und eben jetzt von Nizza gekommen war, einem Aufenthalt, den er als Sommervillegiatur gewählt und nicht zerſtörend genug ſchildern konnte.

Denken Sie ſich, meine Gnädigſten, erzählte er, als die Damen ſich auf den Raſen geſetzt und die Morgennebel, von der Sonne verſcheucht, die weißſchimmernden Apenninen in der Ferne zeigten, denken Sie ſich ein Thal, in dem acht Monate hindurch kein Regen fällt, eine Luft, in der beſtändig feiner Sand ſchwimmt, Mückenſchwärme, die mir empfindlichere Wunden als der Krieg ſchlugen, Blumendüfte, die benebelnd wirken, übelriechende

Fiſche, ſchlechtes Waſſer, ſchattenloſe Spaziergänge, und Sie haben da einen Aufenthalt für einen Bruſtkranken wie ich, empfohlen von berühmten deutſchen Aerzten, die für ihre Unkenntniß italieniſcher Lokalitäten der Geier holen ſollte.

Hat Recht, bemerkte Lord Canning mit lächelndem Munde, ſetzte aber hinzu, daß man ſehr guten Porter in Nizza trinke.

Porter, nichts als Porter! ſeufzten einſtimmig Laura und Eveline, indem ſie die Schleier feſter über die Hüte zogen und ſich zu dem Referendar Berg wandten, der im kurzen, weißen Pikéüberrock den Sonnenſtrahlen ein noch ungebräuntes Antlitz preisgab. Er war vor nicht langer Zeit von der Univerſität „gehaltlos" in den Staatsdienſt getreten, kritiſirte die römiſchen Gegenden nach Schulprincipien und brach in Extaſe über einen Neufundländer aus, den Lord Canning bei ſich führte und den Referendar Berg für einen Diogenes unter den Hunden gelten laſſen wollte. Er und der Geſandtſchaftsattaché ſchwärmten um Jenny's Schönheit, die halb geſchmeichelt und halb gelang-

weilt von dem Thautropfen ſprach, den die Sonne verzehre, von Rom, das ein Ocean ſei, von den doriſchen, joniſchen und korinthiſchen Säulen, die ſie geſucht und nicht gefunden habe, von der Fontana di Trevi und dem Tempel der Fauſtina, die in ihrer Phantaſie zu einem Monumente zuſammenfloſſen, was der Antiquitätenforſcher Profeſſor Burgheim nicht gelten laſſen konnte, ſondern im heiligen Eifer für geſchichtliche Wahrheit eine Vorleſung begann, auf die Niemand als Ottilie, Jenny's Schweſter, hörte.

Ottilie war unter dieſer ſchwatzhaften, queckſilbernen, unbehaglichen Bewegung die Ruhigſte und Sinnigſte. Sie floß weder über im Lob, noch im Tadel, hatte keine excentriſch gewählten Worte, keinen Augenauf- und Niederſchlag, keine drappirten plaſtiſchen Bewegungen. Sie war einfach, faſt ſchweigſam. Nur wenn es darauf ankam, das Gleichgewicht herzuſtellen, wenn die zum Katholicismus neigende Laura es gut heißen wollte, daß das Pantheon Glockenthürme und der Veſtatempel ein unförmlich modernes Ziegeldach trägt, flammte

es auf in ihr wie Lebendigkeit und sie wußte dann ein so schönes Bild von den Römern und ihren uralten, mythologischen Gebräuchen zu entwerfen, daß man wohl sah, für sie war die Geschichte Wirklichkeit, ihr waren die Namen Numa, Scipio, Julius Cäsar keine Namen mehr, sie hatte sie erkannt, verstanden diese Helden, hatte ergründet, wie viel Tugenden in Rom groß gezogen, wie erhaben der Mensch im Edeln, wie zermalmend er sich in seiner Verworfenheit entwickeln kann.

Ottiliens Gestalt war einnehmend, ohne schön zu sein. Ihr größter Zauber war Ruhe, aber Ruhe in der Bewegung. In einem enganschließenden hohen Kleide, das die zarten Formen scharf abzeichnete, mit einem feingeflochtenen Strohhut, in ein leichtes weißes Tuch gehüllt, stach sie sichtlich gegen Jenny's Jagen nach Effect ab. Gemeiniglich nannte man sie kalt, ja es war sprichwörtlich geworden, daß sie Verstand, aber kein Gemüth habe. Sie lächelte darüber. Einmal hatte sie einer Discussion über den Schmerz beigewohnt und leicht hingeworfen bemerkt, man glaube so oft zu leiden,

wenn Ungeduld das Feuer ſchüre, wenn die Nerven ſich dehnen, die Unruhe an die Bruſt ſchlage; das ſei aber nicht Schmerz, ſondern Poeſie, ſei nur das Bedürfen nach Thränen, nur die dichteriſche Klage, die Worte fände. Und als Jenny darauf erwiderte: Um zu wiſſen was Schmerz ſei, müſſe man Frau ſein, lieben oder geliebt werden, — verſtummte Ottilie augenblicklich, ſagte aber einen Moment darauf: Liebe Jenny, erkläre mir ein Gefühl, das wie eine ſpitze Nadel im Herzfleiſch wühlt, das verſchwiegen, immer ängſtlich verſchwiegen wird, kein Gebet, keine Thräne, nur Stillſchweigen, nur Todtenbläſſe hat? Iſt das Schmerz? Kann das nur eine Frau oder auch ein Mädchen empfinden?

Durch ſolche und ähnliche Aeußerungen zeigte ſie den Eingeweihtern, daß ſie den Ernſt des Lebens ſchon erkannt hatte. Ob ſie ihn erfahren hatte, wußte Niemand — Niemand vielleicht als Edgar, ein junger deutſcher Maler, welcher der Düſſeldorfer Schule angehörte, in Rom viel mit Jenny und Ottilie verkehrt hatte und nun auf dem Punkte war, ins Vaterland zurückzukehren. Ohn-

ſtreitig war er der Bedeutendſte unter jener Geſellſchaft, die nach und nach in Rom zum bunten Blumenſtrauß angewachſen war. Daß er heute fehlte, war zwar von Jenny und Ottilie augenblicklich bemerkt, aber nicht ausgeſprochen worden. Sie kannten Edgar's Abneigung gegen jene Landpartien, die Langeweile ſtatt Genuß erzeugen, für Picknicks, die Zeit koſten und keine Freude bringen. Ein paar Mal hatte er ſich dazu verſtanden, im Colloſſeum zu frühſtücken oder in der Villa Aldobrandini Thee zu trinken, dann zog er ſich zurück, kam gern, wenn die Frauen allein am Abend um den häuslichen Tiſch ſaßen, ſprach und zeichnete mit ihnen und hielt ſich von den Uebrigen entfernt. Nannte man ihn Menſchenfeind, ſo lächelte er und erwiderte: Wie könnte der Umgang mit der Natur menſchenfeindlich machen? Im Gegentheil wünſche ich mir immer die Liebſten herbei, wenn ich einen Gottesdienſt im höchſten Stile halte und empfinde, daß das, was ich anſcheinend verſchmähe, mir im reichſten Maße zufällt. Nur finde ich, daß die Gleichgültigkeit, die in den gewöhnlichen Geſell-

ſchaften herrſcht, oder auch der gemachte Enthuſiasmus, die tiefere Auffaſſung der Natur ausſchließt und ich als Maler beſſer thue, die Geheimniſſe des Himmels und der Erde, der Luft und des Waſſers ſo zu ſtudiren, wie es uns Homer und Heſiod gelehrt haben.

Jenny war im Innern verletzt über die Aeußerungen eines Egoismus, den die Production in ihrem Gefolge hat, wußte aber ſehr artig vom ſirenenhaft Unendlichen in der Schöpfung, vom Gewaltigen des Sonnenuntergangs und dergleichen Ueberſchwänglichkeiten zu reden, indeß Ottilie Edgar mit einem ſeelenvollen Blicke anſah und ſich dann ſchärfer auf das bunte Zeichnenpapier, das vor ihr lag, niederbückte.

Hatte Ottilie wirklich eine Ahnung von der Poeſie außerhalb der Phraſe, der Bücher und des Theaters? War ihr Schweigen Fülle oder Nüchternheit? Sie ſchien, das glaubte Edgar, unzählige Gedanken auf dem Herzen zu haben, aber das Talent, ſie auszuſprechen, hatte ſie nicht immer. Im Anfang reizte es ihn, ſpäter fühlte er ſich er-

müdet. Auch er wollte, wie alle Männer, angeregt und unterhalten werden, auch er gewöhnte ſich zuletzt daran, Ottilie für kalt und Fenny für warm zu halten. Trieb es ihn an, aus dieſer feingeſitteten, anſtandsvollen, wortreichen Sphäre hinauszutreten und Ottilie gradezu über die innern Vorgänge, über ihre Entwickelung und Auffaſſungsweiſe zu befragen, ſo konnte er ſie doch immer nur mit der entfliehenden, nicht mit der ſtandhaltenden Schöne, mit jenem Nacken der Venus im Virgil vergleichen, der ein Räthſel und immer ein Räthſel iſt. Edgar war übrigens eine ernſte, anſchauungsreiche, in ſich durch Spiegelung des Ueberirdiſchen reflectirende Natur. Er wußte ſich in die ſonnige Stille der römiſchen Campagna, in den duftigen Sammetſchmelz der Gegend, in den Gebilden des italieniſchen Wolkenhimmels zu verlieren, hatte kecke Träume, wo liebliche Engelsköpfe und Rieſen mit Herkuleskeulen eine nicht unebene Rolle ſpielten, das Meer durchſichtig und die Tiefe klar war, und hielt oft ein Zwiegeſpräch mit ſich und dem Naturgeiſt. Oft äußerte er, daß der höchſte Beruf des

Menſchen eine Herausarbeitung aus dem Allgemeinen ſei. Was er darüber und über ſeine Kunſt im Einzelnen ſagte, bewies eine Bildung, die immerwährend anſetzt, immer friſch, immer unermüdet iſt. Jeder, der den Künſtler ſah, mußte ihn lieb gewinnen, wenn auch die Frauen mehr als die Männer für ihn waren. Aengſtigend war es, daß er Tage lang im Gebirge herumſtreifte und ſich oft über eine Woche nicht bei den Frauen ſehen ließ. Erſchien er, ſo entſchuldigte er ſich, daß er in dem raſſelnden Kehrwieder Roms nicht habe ausdauern und den Sturm in den Platanen bei Albano habe rauſchen hören müſſen. Bei Jenny's Vorwürfen über ſein Wegbleiben zeigte er ſchön angelegte Studien, mit denen er ſeine Mappe geziert hatte, bemerkte, daß es nicht tadelnswerth ſei, wenn der Künſtler an römiſchen Bächen, auf reichen Wieſen, in den Ruinen der Vorzeit wandle, in ſtiller Einſamkeit an geſchlagene Wunden greife und dem Willen des Höchſten in geheimnißvollen Fügungen lauſche.

Auch heute, auf dieſer vielbeſprochenen Land-

partie nach Tivoli, wofür ſeit mehren Tagen Proviſionen von Paſteten und Champagner, Roaſtbeef und Porter vorbereitet, Selterwaſſer und Zucker nicht geſpart waren, fehlte Edgar.

Die pläudernde, lachende, kokettirende Geſellſchaft hatte Fuß in der Villa Hadrian's gefaßt und den erſten Imbiß unter Bellen des Neufundländers, unter belehrenden Geſprächen Burgheim's, faden Complimenten des Referendars und witzelnden Anmerkungen des Juſtizrathes zu ſich genommen. Lord Canning ſchlief, eingewiegt vom Porter, Miß Eveline ſang: o patria, dolce ingrata patria, Laura zeichnete Jenny, die hingeſtreckt auf dem Raſen ein liebliches Bild abgab. Daneben ordnete die Landſchaftsräthin Steine, Mooſe und Blumen, die der Geſandtſchaftsattaché muthwillig aus ihrer Ordnung zu bringen wußte. Alles ſchien heiter und befriedigt; nur Ottilie ſah träumeriſch und ſchweigſam in die Ferne, ſetzte ſich weit ab von ihren Begleitern und erſchrak ſichtbar, als der Referendar Berg einen großen Schirm über ſie ausſpannte und: „Es regnet!" rief. Dieſer Scherz, da

der Himmel faſt wolkenlos war, reizte Ottilie. Sie ſtand haſtig und ernſt auf und war im Begriff, dem Referendar den Rücken zu kehren, als Jenny ihr zurief: Ich bitte dich, Ottilie, ſieh nicht ſo majeſtätiſch lucrezienhaft aus. Verdirb uns nicht mit deinem Trauerweidengeſicht die allgemeine Luſt.

Einen Augenblick ſtutzte Ottilie, dann ſagte ſie: Ich laſſe mich gern zurechtweiſen, folge gern Denen, die über, nicht neben mir ſtehen, aber die ſo meines Gleichen ſind, können ſich wol auch einmal nach mir richten. Möglich, daß ich eine Thörin bin, ein dürres Pflänzchen, das das Meer auswirft, eine Trauerweide, wie du es nennſt . . . möglich auch, daß ich der Nymphe Egeria im ſtillen Thale gleiche . . . .

Wo iſt denn dein Numa? fragte Jenny ſpottend.

Ottilie antwortete nicht, doch ſchien es als träte eine Thräne in das glänzende Auge. Die Poſtillone und Bedienten meldeten einſtweilen, daß es Zeit zum Aufbruch ſei, die Geſellſchaft lief durcheinander, Laura konnte ihren Zeichnenapparat nicht

ſchnell genug mit Hülfe der Landſchaftsräthin, die ihre Mooſe und Steine zuſammenraffte, einpacken, Lord Canning ſchwang ſich auf die Roſinante, die ausſchlug und ihn über den geſtreckten Hals ins Gras fallen ließ, Ottilie kam in dem Wagen neben Burgheim zu ſitzen, die Juſtizräthin verirrte ſich zu den Engländerinnen, die Landſchaftsräthin fand ſich zu ihrer Verwunderung, getrennt vom Geſandtſchaftsattaché, an der Seite des Hauptmanns, Jenny rollte mit dem Referendar, der ſeinen Miethsgaul hinten an den Wagen hatte binden laſſen, und dem Geſandtſchaftsattaché luſtig von dannen.

Allmälig ermüdeten die Pferde. Ein mit uralten Olivenbäumen dicht bepflanzter Berg mußte erklommen und dann Athem geſchöpft werden. Welche Stille und Andacht! Welcher Reichthum von Laubgängen, von Blumendüften, ſchwärmenden Inſekten, zwitſchernden Vögeln! Welche Fülle der Erinnerungen! Welche Ueberbleibſel von Unbezwinglichkeit! Begegnen uns hier nicht Horaz, Cynthia oder Lesbia? Dieſes Donnern in der Ferne, iſt es der Aufruf zum Kampfe? Flattern die römiſchen Adler

in den Lüften? Es iſt der Anio, der mit wüthender Geberde in die Tiefe ſtürzt; es iſt die Grotte der Sirenen und des Neptun, die zittert und dröhnt; es iſt der Tempel der Veſta, der hoch oben auf felſigem Grunde ſteht ... Wer hätte je eine ſchönere Wohnſtätte als dieſe gefunden? Hier ward einſt, bald beim Gebrauſe des herabſtürzenden Waſſers, bald am Aushauch ſchwefeligen Waſſers, das weiſſagende Wort der Begeiſterung vernommen. Wie das die Vergangenheit belebt, das Gemüth hin- und hertreibt, es von den Trümmern des Sibyllentempels zu dem Wohnhauſe Horazens führt, deſſen Oden, treue Gefährten der Jugend, hier überall, gleich duftenden Blüten noch zu ſprießen ſcheinen.

Jenny war aus dem Wagen geſprungen und hatte mit Hülfe Burgheim's den herrlichen Umgang korinthiſcher Säulen am Tempel der Veſta entdeckt. Die Landſchaftsräthin bröckelte an altem Gemäuer, Lord Canning ſuchte ſich bereits einen Platz zum Schlafen, als der Juſtizrath einen weitern Gang über die Brücke, zu dem, den Waſſerfällen gegenüber-

ſtehenden Gebirge vorſchlug. Nachdem der Schwarm von Weitem die Villa des Mäcenas beſchaut, ging es abwärts, ans Ufer des Fluſſes. Wie erſtaunten Jenny und Ottilie, als ſie, umgeben vom Referendar, dem Geſandtſchaftsattaché und dem forſchenden Burgheim, plötzlich dicht am Staubregen des Waſſerfalls, im Schatten grünbewachſener Felſen, Edgar ſkizzirend erblickten. Ihn ſehen und auf ihn zueilen war Eins. Sichtlich verſtimmt ſchlug dieſer ſein Skizzenbuch zu und ſchien ſagen zu wollen: Habe ich denn nirgend, nicht einmal im Reiche Neptun's, Ruhe? Indeß einmal geſtört, verweilte er nun bei der Geſellſchaft. In dieſer herrlichen Gegend, in dem von reichen Waſſerfällen gebadeten Thale, das Edgar mit der Schönheit und Macht des Herkules verglich, entfeſſelte ſich ſeine Zunge. Er erzählte Ottilien von ſich, ſeinen Studien, ſeiner Jugend und Kindheit. Er ſprach von einer Mutter, die ihm der bindende Mittelpunkt, die ſchalkhafteſte Ironie geweſen war, welche die verſchiedenartigen Anſichten in der Familie durch Vermittelung zu beſeitigen gewußt habe. Er pries ſich

glücklich, daß Ernſt und feſter Wille ihm früh zur Seite geſtanden und ihn aus der ängſtlichen Befangenheit des Lebens zu dem Edlern geführt, ihn gelehrt habe, die Laren mit den Muſen, das Nützliche mit dem Schönen zu verbinden. Worauf Ottilie ihm mit der ihr eigenen Klarheit des Verſtandes antwortete: Es iſt nur bei alledem traurig, daß die gemeinſamen Intereſſen kaum eine Zeit lang gemeinſam bleiben, daß ſich andere Gruppen, andere Ausſichten bilden, daß die erſt leicht ſcheinenden Sphären ſich ſchnell compliciren und die Strömung des Lebens zu raſch vorwärtsſtrebt.

Wie ſchade, entgegnete Edgar, durch dieſe Bemerkung in ſeinen Erzählungen etwas lau geworden, daß Sie eher die Kehr- als die Lichtſeite des Daſeins ergreifen. Selbſt Italien vermögen Sie nicht genug Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Sie ſind wie der Juſtizrath, der eher die harten Maisſtrohmatratzen, als die ſchwellenden Mooſſitze Tiburs betrachtet.

Kann ich dafür, fragte ihn Ottilie gutmüthig, wenn ich nicht in all den improviſirten Jubel, in

das bunte beliebige Durcheinander meiner Schweſter einſtimmen mag? Jeder hat eine eigene Bahn des Lebens zu beſchreiben. Das ſchon Vorgefundene ſoll Leitfaden, aber nicht Vorbild ſein. Wol dürfen wir das Große anſtaunen, nach dem Unerreichbaren die Arme ausſtrecken, jedoch uns ſelbſt darüber zu vergeſſen, uns auf den Kothurn ſchrauben, das halte ich für überflüſſig ....

Sie ſagte die letzten Worte nicht ohne innere Erregung. Edgar hatte ſich indeß ſchon wieder zu Jenny gewandt. Als er ſie nach einem Schmetterlinge jagen ſah, folgte er ihr eiligſt und flüſterte ihr zu: Wenn Sie mich nicht in Verzweiflung bringen wollen, ſo gönnen Sie mir heute Abend, nachdem die Geſellſchaft ſich wird zerſtreut haben, einen Augenblick Gehör! Dann, ohne ihre Antwort abzuwarten, geſellte er ſich zu Laura, Eveline und Burgheim und ließ Jenny erfreut und träumeriſch über dieſen Sturm der Gefühle zurück. Sie war ſo gewohnt, Alles auf ſich zu beziehen, daß ſie in Edgar um ſo leichter Wärme, ja Leidenſchaft für ſich vorausſetzte, als ſie ungewöhnliches Intereſſe

für ihn empfand und nicht ungern, nach einem bis dahin engen, deutſchen, in die hergebrachten Formen eingepferchten Leben, den Emancipationsroman einer ungeſetzlichen Liebe geſpielt hätte. Mit der Erwartung: Was wird Edgar, wie wird er es ſagen? ſah ſie die Sonne langſam ſich neigen. Sie hatte eine unbezwingliche Unruhe, neben der Ottilie allerdings kalt erſchien. In Berlin zurückhaltend, faſt ängſtlich, hatte Italien ſich ihrer Eitelkeit bemächtigt und unter den heraufbrechenden Strahlen einer neuen Aera ſie glauben laſſen, daß ihr der Poet aus den Augen blicke. Indeß ſie ſich ihren Erwartungen überließ, knüpfte Ottilie ein heiteres Geſpräch mit dem Hauptmann an, aus dem die Anmaßungen des Ichs fern blieben. Die Religion wurde berührt und ein unbefangenes Geſpräch ſo lange fortgeführt, bis man den bequemen Weg durch das Dickicht nach dem Sibyllentempel einſchlug. Die Andern folgten. Jeder war in ſeiner Art elektriſirt. Der Juſtizrath und Lord Canning in der Ausſicht auf ein ſchmackhaftes Diner; die Landſchaftsräthin durch Feſthaltung des Geſandt-

ſchaftsattachés, der ſich neben ihr wie eine vom Spinnengewebe eingefangene Fliege ausnahm; der Referendar Berg durch Jenny's Lebhaftigkeit. Laura und Eveline ſtritten ſich über engliſche und deutſche Grammatik; Burgheim ſprach ſeelenvergnügt von dem geiſtig verklärten Rom, das unbeſiegbar aus der Zerſtörung hervorgegangen ſei. Edgar hatte ſtill für ſich das Dach des Gemäuers des Mäcenas erſtiegen und blickte entzückt auf die herrlich duftenden Haine. Ihm war vielleicht unter dieſem Häuflein Menſchen am wohlſten, denn er ſah in eine Landſchaft, die ihm das Gemüth durch ihre Reinheit erfriſchte. Hier vollends kam ihm die Natur reizend und rührend vor; ſie weckte heimwehartige Gefühle. Er hätte dem ſtillen Rufe folgen, ſich an ihre Bruſt legen, ſich endloſe Mittheilungen machen laſſen mögen und folgte doch geduldig der nach dem Gaſthaus wandelnden Geſellſchaft.

Die Diener hatten das Mahl bereiten laſſen. Die allmälig tiefer ſtehende Sonne ſchoß noch heiße Strahlen. Die Kühle der Cascadellen, der Duft der Pflanzen, das Wehen der Lüfte drang

in die Poren, indeß die Schönheit italieniſcher Färbung zu den Sinnen ſprach. Man ſcherzte und lachte. Einige behaupteten, daß eine Reiſe ihre großen Beſchwerden habe und es gar lieblich ſei, am Rande einer murmelnden Quelle, eine Taſſe guten Kaffees in der Hand, mit einem friſchen Butterſchnitt ausruhen zu können. Andere entſchieden ſich für die Trüffelpaſteten. Noch Andere ſprachen von der Nothwendigkeit, auf der großen Landſtraße zu bleiben. Jenny konnte nicht unterlaſſen, von ihrer Sympathie für Italien als von einem gebieteriſchen Schickſal zu reden, das ſie zur moraliſchen Entwickelung nöthig gehabt hätte; die Landräthin brüſtete ſich mit ihren botaniſchen und mineralogiſchen Kenntniſſen. Laura und Eveline laſen in einem Handbuche und vergaßen darüber in die grünende Wildniß der Umgebung zu blicken. Allmälig ſank die Nacht auf das Sabinergebirge herunter. Die Bäume ſchüttelten ihre Zweige vom Abendwind geküßt. Die Natur, ſtill und verſchleiert, ward volldufti, die Sterne fingen zu funkeln an, die nahen Waſſerfälle rauſchten hinter den

Olivenbäumen und fielen mit ſanftem Gemurmel auf Steine, die zu ſeufzen ſchienen. Die Geſellſchaft zerſtreute ſich, um ihre Schlafſtätten oder die Einſamkeit zu ſuchen. Es war allmälig nach dem ermüdenden Tage das Bedürfen innerer Einkehr, ſelbſt bei den Oberflächlichſten, eingetreten. Hier und da flackerte ein Licht in den Zimmern und erloſch. Eine Thüre ward lärmend zugeſchloſſen, ein verroſteter Riegel lebhaft vorgeſchoben.

Als der geſchwätzige Tag völlig verſtummt war, hüllte ſich Jenny in einen leichten weißen Burnus und trat ins Freie. Gleichzeitig mit ihr war Edgar aus dem niedrigen Fenſter des Hôtels geſpr... und eilte ihr nach.

Daß ich Sie endlich allein finde, endlich dies Herz erleichtern kann! rief er ihr ſchon von Weitem zu. Wie hab' ich gelechzt, mich geſehnt, wie die Wahrheit herbeigewünſcht.

Er ſtand im Dunkeln neben ihr, die ſich zitternd an einen Olivenbaum gelehnt hatte. Sie reichte ihm die Hand, zuerſt ſprachlos, dann innerlichſt bewegt.

Ich komme mir wie zwiſchen Himmel und Erde ſchwebend vor, bin erſchreckt vom Neuen, ungewiß, gepeinigt, ſagte ſie leiſe.

Edgar betrachtete ſie einen Augenblick zweifelhaft, faßte ſich dann und erwiderte: Ich muß mit Ihnen von Ottilien reden.

Von Ottilien? fragte Jenny verwundert.

Ich muß wiſſen, ob ſie ein Herz hat.

Was kümmert das Sie, was kümmert das uns! warf Jenny nachläſſig hin, und als Edgar ſie erſtaunt anblickte, fuhr ſie in ihrer Weiſe fort zu reden: Sie wollen meine Meinung über Ottilie wiſſen und ſetzen mich in den Fall, hier ein mir entgegenſtrebendes Urtheil zu fällen. Ottilie hat kein Herz, denn es fehlt ihr die Fähigkeit zu bewundern, ſich hinreißen, ſich in die Wolken tragen zu laſſen. So lange wir in dem engen Deutſchland waren, wußte ich das nicht. Da nahm ich Ottilie für ein warmes Gemüth. Aber in dieſer neuen Staffage habe ich an meinem Entzücken ihre Kälte erkannt. Es iſt traurig, daß ich das ſage, aber was ich ſage, iſt wahr!

Edgar ſchwieg betreten. Nach einer Weile fragte er mit ſeltſam bewegter Stimme: Wenn Ottilie kalt iſt, ſo liebt ſie auch nicht?

Lieben! rief Jenny und ihr Geſicht flammte unter dem Worte. Was weiß Ottilie vom Lieben, von jenem Aufjauchzen und Verſtummen, jener Trunkenheit und Verzweiflung, die aus dem Herzen wie ein unerſchöpflicher Quell fließt? Kann die ihr Sein ausſtrömen, ihre Fähigkeit zu fühlen, zu glauben, zu opfern, zu erlangen, in irgend eine Form gießen?

Aber Ottilie iſt tief, verſtändig, treu, entgegnete Edgar wie zu ſich ſelbſt redend.

Verſtändig? lächelte Jenny. Nun ja, ſie iſt verſtändig, was man gemeinhin ſo nennt, unfähig einer Thorheit, klar ſich ihrer Verdienſte, die ich nicht ſchmälern will, bewußt. Aber verſtändig heißt nicht liebebedürftig ſein, heißt nicht für Eines Alles einſetzen, heißt nicht ſich ſelbſt vergeſſen.

Sie hatte ihren Burnus fallen laſſen und nahm ſich in der dunklen Cypreſſen- und Olivenumgebung wie die erſtandene Sibylle aus. Edgar wäre nicht

Mann, nicht Maler, nicht Poet in der Farbe gewesen, wenn ihn diese Erscheinung nicht augenblicklich ergriffen und betäubt hätte. Er vergaß Ottilien, um die er gekommen war, und dachte an Jenny, die vor ihm stand.

Theure Jenny, sagte er bewegt, wie gern würde ich Ihnen Freund sein, wie gern diese Minute zu einer ewigen machen.

Sie sah ihn mit einem ersterbenden Blick an.

Ottilie hat Recht, sagte sie mit leiser Stimme, die Phantasie hat den Menschen zu unerträglichen Schmerzen verurtheilt, hat die Wirklichkeit verzehrt, ist auch, besonders seit ich in Italien bin, mein Dämon geworden. Von dieser Umgebung wie berauscht, werde ich mich nicht wieder in Deutschland, in meine Verhältnisse, in diese Alltäglichkeit zurechtfinden. Es hat sich hier eine Traumwelt erschlossen, zu erhaben, um je wieder zur Materie herabsteigen zu können. Ich habe mich an Himmelsmanna gewöhnt und ... soll mit irdischem Brot vorlieb nehmen.

Danke für das Compliment, sagte der Justiz-

rath, indem er aus dem Dickicht hervortrat und ſeine Frau nicht ohne Vorwurf anſah. Sie erſchrak, da es zugleich laut in den Büſchen ward. Eveline, die lachend an der Seite Burgheim's gelaufen kam, hatte die Landſchaftsräthin mit dem Geſandtſchaftsattaché im Mondſchein „botaniſirend" entdeckt, Laura erſchien mit dem Referendar, Ottilie kam mit dem Hauptmann. Das Ganze nahm ſich wie eine Scene aus dem Sommernachtstraum aus. Keiner war zur Ruhe gegangen. Jeder hatte ſeine Zwecke verfolgt; jeder das ihn Intereſſirende geſucht. In dem Augenblicke ſtieg zur letzten Ueberraſchung ein Feuerwerk, von Lord Canning angezündet, in die Luft. Der taghelle Himmel ließ Alles plötzlich ſehen, was ſich verborgen geglaubt hatte. Es wurde eine Minute dunkel. Man wollte ſich flüchten. Plötzlich wieder eine Rakete und Alle waren wieder erkannt. So gings fort, bis Lord Canning's Pulvervorrath erſchöpft war und nichts mehr geleugnet werden konnte.

Drei Tage darauf trat Edgar des Morgens zu Jenny ins Zimmer.

Ich habe vorläufig die Bilder, die ich malen wollte, fertig. Meine Verhältniſſe treiben mich nach Deutſchland. Schon heute geht eine Kiſte mit Gemälden und Studien mir voran. Soll ich etwas von Ihnen, Briefe, Bücher, kleine Ankäufe beilegen? fragte er, indem er haſtig den Hut auf den Tiſch ſtellte und ſich ſelbſt in einen Lehnſtuhl warf. Jenny war aufgeſtanden.

Sie ſah Edgar in die feuchten Augen, gab ihm die Hand mit bezaubernder Wehmuth und fragte niedergedrückt von dieſem Entſchluß, der ihre Pläne zerſchnitt: Warum geben Sie ihre Vagabundenexiſtenz, die Künſtlerunbeſtändigkeit, nicht auf?

Edgar wollte antworten; aber ſchon rief Ottilie, die hinter blühenden Gewächſen am offenen Fenſter geſeſſen hatte: Laß ihn doch hinaus. Was hältſt und neckſt du ihn, wie einen an einem Faden gebundenen Maikäfer. Ein Künſtler muß über unſerer konfuſen Gefühlswelt ſtehen, muß beherrſchend, frei, ein klares Weſen haben, muß ſchaffen, um ſeinem Stolz, nicht dem Augenblick zu genügen!

Sie wünſchen alſo meine Abreiſe? fragte Edgar mit einem ſonderbaren Gemiſch von Zorn und Schmerz, denn es nagte an ihm, daß Ottilie nichts in ihm, als den Künſtler ſah.

Ohnſtreitig wünſche ich Ihre Abreiſe, entgegnete ſie ruhig. Ich halte es nicht für gut, wenn der Landſchaftsmaler immer nur die ſüdliche Natur ſtudirt. Sie müſſen einmal nach Norden, nach Schweden und Norwegen . . . .

Warum nicht gar nach Sibirien, entgegnete er mit Bitterkeit, da er ewig zwiſchen dem Verlangen, ihr um den Hals zu fallen, und der Angſt, von ihr zurückgewieſen zu werden, hin- und herſchwankte.

Ottilie ſah ihn überraſcht mit ihren freundlichen Kinderaugen an und er fuhr fort mit gereiztem, widerſprechendem Tone von ſeiner Reiſe zu reden, bis endlich ſeine Unruhe ſich gelegt hatte und er von ſeiner ſchlechten Geſundheit anfing.

Das habe ich auch ſchon bemerkt, daß Sie nervös und unwohl ſind, entgegnete Ottilie.

Sagen Sie unleidlich, rief er aufſpringend.

Die hieſige Luft iſt Ihnen nicht zuträglich, ſagte Ottilie unbefangen.

Ihre Schweſter ſchickt mich fort, brach Edgar aus, indem er ſich zu Jenny wandte, die ſich an den Blumen zu ſchaffen machte. Ottilie ſah ihn befremdet an, ſchwieg und nahm ein Buch.

Sagte ich es Ihnen nicht, daß Ottilie ſehr verſtändig iſt? bemerkte Jenny nicht ohne heimlichen Triumph.

Da haſt du Recht, antwortete Ottilie vom Buche aufſehend. Die untergeordneten Beziehungen ſind mir im Künſtlerleben immer kleinlich erſchienen. Der muß in die Tiefe, der darf nicht mit ſeiner Zeit tändeln, nicht an dem Marke ſeiner Seele rütteln laſſen, der muß ſpeculativ ſein, kann ſich nicht der betäubenden Induſtrie der Geſellſchaft weihen. Reiſen Sie, ſehen Sie den ſchillernden Spiegel der Schweizerſeen, die Schneeberge des Oberlandes, dieſe ſchönen, durch die Cultur noch unentweihten Gegenden.

Edgar ſtand leichenblaß auf. Sie vergeſſen, daß ich ein Herz habe, rief er und ſtürzte der Thüre zu.

Edgar, bat Jenny, die Luſt bekam, ſich ihm in den Weg zu werfen. Er ſtutzte und blieb, indeß Ottilie in einer Seitenthür verſchwand.

Er weiß nicht, welche Leere mir durch ſeine Abreiſe entſteht, ſagte ſie ſich muthlos, in ihrem Zimmer angelangt. Aber dürfen wir ihn halten, weil ſein Umgang uns verwöhnt hat? Soll ich für Jenny, für mich ſprechen, da es doch gut für ihn iſt, daß er geht?

Sie mußte ſich dies Gefuhl von Sicherheit, dies Eingefriedigtſein in ſeiner Nähe lebhaft denken, mußte ſich ihr Bedürfen nach Anſprache, nach Austauſch vorführen, um ſich wieder einmal einzugeſtehen, daß ſie Niemand habe, auf den ſie bauen könne. Sie kam ſich recht verlaſſen, recht einſam vor; ſie hätte das Gewühl ihrer aufgeregten Gedanken fliehen, ſich weg von der vermeintlichen Liebe Edgar's zu Jenny wenden mögen und fühlte doch, daß ihre Seele bei den Erinnerungen der vergangenen Zeit, bei der Wonne der Gemeinſamkeit, bei der ganzen Richtung ihrer Exiſtenz wie zerſchmolzen war.

Er hat Recht, ſeufzte ſie demüthig, daß er Jenny, nicht mich liebt. Meine Augen ſind ſchüchtern, ſie erfaſſen nur Weniges. Ich habe keine Phantaſie, nur ein anſchmiegendes Gemüth, das bei dem bleibt, was ich erkannt habe, ſo recht treu und beſtändig bleibt ....

Alle die Worte, die ſie zu Edgar faſt abweiſend geſprochen, tauchten auf vor ihr und ſie fragte ſich verzagend, ob Einſamkeit ihr Loos an der Seite der glänzenden Schweſter, ob ſie berufen ſei, ihre Freuden zu knicken und ſich eine Selbſtkaſteiung aufzuerlegen, in der der Jugendmuth und die Lebenskraft breche? Jenny's Gaben und Mängel, ihre Liebenswürdigkeiten und Thorheiten, ihre Schönheit und Unvollkommenheit hatten ſie gleichſam gezwungen, ſtillſchweigend unter das Panier der Selbſtentäußerung zu treten. Eine Zeit lang ſaß ſie in ihrem Zimmer, deſſen Fenſter auf ein Gärtchen mit Cypreſſen ging, dann ſtand ſie auf und trat zu Jenny zurück, die allein und mürriſch auf- und abſchritt und wie Ottilie ihr zu Geſicht kam, ausrief: Man muß ſagen, daß du unſere

Gäſte zu halten verſtehſt. Jetzt gerade, wo wieder Reiz und Nerv durch Edgar in unſere Geſellſchaft gekommen war, verſcheuchſt du ihn.

Ich? fragte Ottilie verwundert. Mir däucht, Edgar will fort. Jeder egoiſtiſche Wunſch iſt da unrecht. Seine Bilder ſind fertig, die ihn umgebende Eintönigkeit muß durch fremde Elemente aufgefriſcht und erheitert werden. Die Kunſt ſucht Abwechslung ....

Du kennſt meinen Abſcheu vor Tendenzen, unterbrach ſie Jenny, die froh in ihrer Verſtimmung war, als der Juſtizrath mit dem Referendar eintrat und ſie zu einer Fahrt nach der Kirche Maria Maggiore auffoderte. Sie war auch gleich zu gehen bereit, ſtatt daß Ottilie beklemmt zu Hauſe zu bleiben ſich ausbat. Als Jenny im Wagen, mit dem elegant im Winde flatternden Schleier am zierlichen Strohhut, ſaß, rief ſie ihr zu: Edgar wird kommen und ſein Skizzenbuch bringen. Grüß ihn von mir.

Wäre ſie doch nur kokett? fragte ſich Ottilie verletzt durch die plötzlich eingetretene, ſchäkernde

Laune der Schweſter ... Und er? Er iſt angelockt von der ſpielenden Gefallſucht, von der Grazie der Perſönlichkeit, die wie ein Diamant funkelt und ſtrahlt. Er liebt ſie ....

Dieſe Gedanken hätten ſie weit geführt, wenn nicht die Landſchaftsräthin eingetreten und ſehr verwundert über Jenny's Ausfahrt geweſen wäre.

Es gibt nichts Widerwärtigeres als den Egoismus, ſagte ſie entrüſtet. Wie iſt es möglich, mich zu vergeſſen? Warum laſſe ich mir das gefallen? Gut, gut, die Juſtizräthin ſoll an mich mit ihren kleinen ſcheinheiligen Geſinnungen denken! ſetzte ſie ſchmollend hinzu.

Indem klopfte Edgar mit dem Skizzenbuch an die Thür.

Wir ſollen Sie grüßen, rief die Landſchaftsräthin ſpöttiſch, als er hereintrat; der gnädigen Frau beliebt es eine römiſche Kunſtſchau anzutreten!

Iſt Ihre Schweſter nicht zu Hauſe? fragte Edgar verwundert.

Sie iſt in unleugbar pikanter Geſellſchaft, antwortete die Landſchaftsräthin in Ottiliens Namen.

Edgar fuhr ſchmerzlich zuſammen, faßte ſich und ſagte: Wollen die Damen mein Skizzenbuch ſehen? Damit ſchlug er den großen Band auseinander.

Wundervoll! rief die Landſchaftsräthin, noch ehe ſie einen Blick hineingethan hatte. Ottilie ſetzte ſich ſtill davor, ſtrich die herabhängenden Locken aus dem Geſicht und fing zu betrachten an.

Das da, ſagte ſie nach einer Weile, ſcheint mir glücklich aufgefaßt. In der Landſchaft ſitzt und geht man. Sie frappirt ihrer Lebendigkeit und Wahrheit wegen. Aber hier, in dieſer Skizze, iſt das Meer zu weit, die Berge ſcheinen mir zu hoch, die kleinen Anlagen nach vorn nicht geſchmackvoll genug. Das dürfen Sie ſo nicht ausführen. Hier auf dieſe Seite würde ich Weinreben mit graziöſen Guirlanden malen. Vergeſſen Sie nicht, daß Sie ein Klima zu portraitiren haben, das Südens Glut und Nordens Kraft beſitzt.

Sie ſprach ſo fort und Edgar ſah ſie halb verklärt und halb unwillig an. Die Landſchaftsräthin ließ etwas von negirendem Verſtande fallen; Ottilie

lächelte und Edgar rief: Was Sie für ein klares, durch nichts beſtimmtes Urtheil haben! Welch ein ſchwerer gebieteriſcher Ernſt ſich in Ihren Anſichten kund thut. Wie zernichtend und doch nützlich Sie wirken!

Sie nickte ihm traurig zu, als er jetzt das Skizzenbuch ſchloß.

Ich habe eine gleichmäßige Natur, entgegnete ſie ernſt ....

Nennen Sie es lieber Kälte, oder um galanter zu ſein, Ueberlegenheit, Objectivität, warf die Landſchaftsräthin hin und ſchlug vor, bei der ſinkenden Dämmerung auch einen Gang durch Rom zu machen. Edgar war damit einverſtanden.

Als Ottilie ihren Hut geholt und neben ihm und der Landſchaftsräthin die Treppe hinabſtieg, flüſterte ſie ihm zu: Zürnen Sie mir?

Warum nicht gar! entgegnete Edgar, verletzt durch die ſanfte Kühle, mit der ſich Ottilie ausſprach. Es war ihm entſetzlich, ſie ſo ſtreng über ſeine Bilder urtheilen, ſie ſo gefaßt über ſeine Abreiſe zu ſehen. Er hätte gewünſcht, ſie unglücklich

zu finden, troſtlos, niedergedrückt, und ſagte ſich doch, neben ihr ſchreitend: Es hat etwas Albernes, Liebe zu verlangen. Aufrichtig freuen ſollte es mich, daß ſie ruhig iſt, daß ſie ſich nichts aus mir macht, und doch iſt mir das ein Schmerz. — Er war aus dem Gleichgewicht, unruhig und erbittert. Ottiliens fröhliches Weſen, das ſich in dieſer römiſchen Nacht vollends kund that, drückte ihn. Er ſtand mit ihr vor dem alten Obelisken, von dem ſchon Plinius ſpricht. Er führte ſie zum Monte Cavallo, wo das Meiſterwerk des Phidias und Prariteles ihn in den Geſtalten der Götterjünglinge Caſtor und Pollux für einen Moment aus ſeiner Selbſtbetrachtung riß; er ſprach über die Säule des Trajans, über das alte Kapitol, den Triumphbogen des Severus und rief: Kann man ſich etwas Feſſelnderes als Rom denken, beſonders zu dieſer Stunde, wo die Nachtſchatten den Glanz und Duft gemildert haben?

Der herbeirollende Wagen des Juſtizraths unterbrach Edgar's Rede. Jenny hatte mit den Herren die Kirche Maria Maggiore beſucht und konnte nicht genug von deren Herrlichkeit reden. Jetzt

wollte ſie nach der Villa Borgheſe, ſich ausruhen nach den Kreuz- und Querzügen des Tages, die zierlichen Dimenſionen des Gartens ſchauen, mit trunkener Phantaſie ihre brauſende, ſchäumende Exiſtenz ausgießen in Worte. Dieſen Augenblick benutzte die Landſchaftsräthin, um den Juſtizrath bei Seite zu ziehen und ihm die Koketterie ſeiner Frau ans Herz zu legen.

Es iſt himmelſchreiend, wie ſie ſich und Sie blosgibt, rief die kleine geärgerte Frau. Sehen Sie nur die Anſtrengung, bald den Referendar, bald den Geſandtſchaftsattaché, bald Edgar mit den Feinheiten ihres Verſtandes zu beſtricken. Ja, gelänge es ihr nur ſie zu feſſeln, ſie würde ſelbſt den Hauptmann und Lord Canning nicht verſchmähen. Das Ding muß ein Ende haben, oder man compromittirt ſich.

Soll es auch, erwiderte der Juſtizrath trocken, zündete eine Cigarre an, opponirte gegen die Villa Borgheſe und führte Jenny eigenmächtig nach Hauſe.

Du biſt unter dieſer italieniſchen Sonne wie

umgewandelt, ſagte er ihr vorwurfsvoll, biſt von der Tarantel geſtochen, eine Frau, die ihre Empfindung wie einen Rubin funkeln läßt. Gott weiß, was ich von den verkehrt gemiſchten Elementen deiner weiblichen Natur denken ſoll.

Er ſetzte ſich bei dieſen Worten bequem im Lehnſtuhl zurecht und blies Rauch in die Luft.

Du haſt alſo Argwohn, Verdacht, erwiderte Jenny pathetiſch, du willſt alſo, daß ich mich langweile. Was kann ich dafür, daß ſich die Männer mit mir unterhalten?

Der Juſtizrath beruhigte ſich bei dieſer Erklärung, beſonders da Jenny Migräne bekam und ſelbſt den angeſagten Thee bei ſich abbeſtellte. — Es iſt wahr, dachte er, daß Italien ſonderbar auf Alle und ſogar auf mich wirkt. Man iſt hier viel excentriſcher. Da iſt der Hauptmann, der ordentlich einen kriegeriſch-ritterlichen Standpunkt bekommen hat, und der Referendar, der ſonſt höchſt proſaiſch war, iſt er nicht jetzt ein vollendeter Fat geworden?

Dabei fielen ihm die Anſprüche ein, die dieſe

zwei an ihn gemacht hatten. Der Hauptmann wollte gern seinen Dienst quittiren und Betriebsdirector einer Eisenbahn werden, wozu ihm der Justizrath, der in allen Actienunternehmungen steckte, verhelfen sollte. Der Referendar hatte einen Proceß, dessen günstiger Ausschlag vom Justizrath abhing. Beiden habe ich, exaltirt vom Wein und von der Sonne, meine Vermittelung versprochen, erzählte er lachend an Jenny, die sich mit kölnischem Wasser die Schläfe rieb. Werde ich das halten können? Dies verführerische Italien hat auch mich verwirrt gemacht.

Das Ehepaar hatte sich unter diesen Gesprächen vereinigt. Jenny war der Rückreise nicht entgegen gewesen. Lord Canning dachte für den Winter an Paris, dem Hauptmann steckte der Betriebsdirector im Kopfe, der Referendar hatte Briefe erhalten, die ihn nach Deutschland riefen, der Gesandtschaftsattaché sollte versetzt werden. Indeß nun Jeder für sich seine Reiseanstalten machte, ward gemeinschaftlich nochmals die Peterskirche und der Vatikan besichtigt. Vor der Peterskirche plätschern zwei

wundervolle Fontainen, immer auf- und niederwärts, immer kommend und gehend, leiſe und unermüdlich wie die Zeit, die todtenſtill an dieſem ungeheuern Gemäuer vorüberzieht. In der Kirche ſelbſt herrſchte Schweigen. Man war gleichſam gezwungen, leiſe aufzutreten, leiſe zu reden. Nur Jenny plauderte mit Edgar trotz der Erklärungen ihres Gatten. Als ſie im Vatikan vor Raphael's Bildern ſtanden, drängte ſich Edgar von ihr weg zu Ottilie, zeigte ihr die Transfiguration und ſprach ganz aufgelöſt: Welch ein Antlitz! Welch ein überirdiſcher ſtiller Ausdruck! Er lehnte an die Wand zurück. — Bilder wie dieſe, ſagte er nach einer Weile, gehen in das Gemüth und wecken ſtille, heilige Gedanken, Gedanken, die Andacht ſind. Wie Recht haben Sie zu tadeln, was dem da nicht gleichkommt.

Ottilie ſchlug die Augen nieder, dann auf und erwiderte heiter: So iſt es recht, ſo eine Bewunderung für das Vollkommene muß jeder Menſch und beſonders der Maler haben. Das iſt Seligkeit und Fegfeuer zugleich, das ſtachelt

und treibt ihn. Gefall ich Ihnen, wenn ich das ſage?

Edgar lächelte. Aber einen Augenblick darauf ward er von Jenny zerſtreut, die in ihrer überſchwenglichen Weiſe von der Schönheit der Galerie, von den Schauern des Entzückens, von dem ſchüttelnden Grauſen der Bewunderung ſprach. Wäre ich doch ſo vernünftig wie Ottilie, die immer urtheilsfähig und fertig iſt, bemerkte ſie, als ſie zu den Stanzen trat. Dieſe Scenerie fodert eine fortreißende Theilnahme, die keine Kaltblütigkeit zuläßt. Sehen Sie nur, in welchem Rauſch von Erwartung, von Spannung, von Jubel und Freude ich bin. So etwas hätte ich in Deutſchland nicht an mir erlebt; es fehlt die Gelegenheit, der Geiſt kann ſich nicht entwickeln, man kennt keine Hingebung an das Genie, man iſt froſtig, ſcheu . . . .

Willſt du ſchweigen! meinte Ottilie dazwiſchen. Du machſt die Honneurs unſers Vaterlandes auf eine wunderliche Weiſe. Genieße Italien, aber reiße mir die Heimat nicht herunter, dieſe liebe,

frische, grüne Heimat, nach der ich mich sehne, so schön es hier ist.

Dem stimmte der Hauptmann vollkommen bei. Die Landschaftsräthin aber spionirte; denn Jenny beschäftigte sich heute viel mit einem neuen Zuwachs dieser Touristengesellschaft, mit dem Grafen von Nordeck, der kürzlich in Begleitung seiner Mutter in Rom angekommen war. Es schien dies ein Mensch, dem es darum zu thun war, glänzend in Scene gesetzt zu werden. Er wollte schimmern, blenden, Lebhaftigkeit der Empfindung, Leidenschaftlichkeit des Charakters zeigen. Seine Erscheinung wirkte verbitternd und trübe auf Edgar, vielleicht weil sie sich in Jenny's Kreisen befand. Matt und müde, öde und gelangweilt, konnte er es nur mit Mühe über sich gewinnen, Abends zu dem Justizrath zu gehen. Auch Ottilie befand sich in einer eigenthümlichen Stimmung. Edgar's Abreise nahte und mit ihr trostlose Wirklichkeiten. Immerwährend mußte sie sich sagen: Warum gab das Schicksal ihm kein Verständniß für mich? Warum mußte ich in seine Nähe geführt werden und unbeachtet bleiben!

Es war ein schwüler Abend. Die Gewitterwolken wälzten sich schwer am Himmel, die Luftzüge schwiegen. Nicht ein Stern schimmerte. Edgar saß am runden Tisch und zeichnete . . . Caricaturen. Ottilie nähte an einer Wollenstickerei, Jenny lag hingegossen, mit einem Shawl drapirt, auf dem Sopha. Edgar sprach in abgerissenen Phrasen vom positiven Leben, in dem man weder Träumer, noch Handwerker sein dürfe. Ottilie hörte ihm mit Spannung zu, Jenny spielte zerstreut mit ihren losgelassenen Haaren, da ließ die Gräfin Nordeck sie und die Anwesenden für den kommenden Tag zum Thee einladen. Weil diese Dame zu dem höchsten preußischen Adel gehörte, schmeichelte es Jenny nicht wenig, in diesen Cirkel eingeführt zu werden.

Werden sämmtlich die Ehre haben aufzuwarten, rief sie dem Diener zu.

Ich ausgenommen, entgegenete Edgar gereizt, ich reise übermorgen und habe für morgen vollauf zu thun.

Jenny konnte ein peinliches Gefühl nicht unter-

drücken, doch faßte ſie ſich, drohte ihm lieblich mit dem Finger und ſagte: Rebell! Das iſt ein Vorwand. Sie können ebenſo gut einen Tag zugeben als abkürzen, Sie werden die Umſtände berückſichtigen, höflich ſein und zur Gräfin gehen.

Ich werde das nicht, entgegnete er ſchnell. Man muß den Stolz der Genügſamkeit beſitzen. Die Art von Herablaſſung, mit der die Gräfin uns Bürgerliche behandelt, ruft meinen Widerſpruch wach. Ich will nichts von dem gräflichen Beifall, kein Lob, keine Schmeichelei, ich will das bleiben, was ich bin ....

Aber mir doch nicht meine Freuden verderben? fragte Jenny ernſt. Edgar mußte endlich nachgeben, doch rächte er ſich, indem er eine Zeichnung entwarf, die den jungen Grafen Nordeck als Narziß und neben ihm den Referendar, eben auch nicht günſtig, darſtellte. Ottilie war davon ergötzt. Jenny ärgerte es, daß Edgar ihre Bewunderer in den Staub zog. Sie war gekränkt, weil ſie ſich in ihrer ſchwachen Seite, in der Eitelkeit, getroffen fühlte und ihr bewegliches Herz immer Anläufe

nehmen mußte, um, da Edgar ſchied, in irgend einer neuen Exaltation Erſatz für das Verlorene zu finden. Konnte ſie doch in der Sucht, ſich zu unterhalten, ausrufen: Ich habe doch endlich etwas zu thun. Immer im Zimmer zu ſitzen, war mir in Deutſchland eine wahre Plage. Ich werde mein thätiges italieniſches Leben auch in der Heimat fortſetzen. Natürlich, daß ſie unter Thätigkeit die augenblickliche Unterhaltung verſtand. Vom wirklichen Ernſt des Lebens, von einer Geſellſchaft für den Geiſt wußte ſie nichts. Ihre Liebenswürdigkeit ging in Unliebenswürdigkeit, in üble Laune und Widerſpruchſucht über, wenn ſie ſich langweilte; deswegen war das italieniſche Treiben für ſie ein Element, in dem ſie ſich froh wie ein hüpfendes Kind bewegte.

Am Vorabend vor Edgar's Abreiſe, in der eleganten Geſellſchaft der Gräfin Nordeck, von flimmernden Wachskerzen umgeben, in einer reizend angeordneten Toilette, rechts und links Anbeter, zeigte ſich Jenny neckender denn je. Ottilie hingegen hatte ſich eiſernes Schweigen gelobt, aber die

Qual, ſich ewig Gewalt anthun zu müſſen, war ſo groß, daß ſie faſt wünſchte, Edgar möchte aus der Nordeck'ſchen Geſellſchaft fortbleiben und ohne Abſchied von dannen ziehen. Und als er ſich nun wirklich verſpätet hatte, ergriff ſie eine ungeheure Angſt in dem Gedanken: Wenn er doch abgereiſt wäre! Wie er eintrat, hätte ſie aufſpringen und ihr Herz ausſtrömen laſſen mögen. Statt deſſen blickte ſie vor ſich nieder. Edgar war blaß. Es war ihm unmöglich, an der allgemeinen Heiterkeit Theil zu nehmen; ſtill ſaß er da und nur Ottilie war ſtiller als er. Beim Souper, das in einem offenen Treibhaus voll Orangenbäumen ſervirt wurde, ſtand der Profeſſor Burgheim in humoriſtiſcher Laune mit einem ſchäumenden Glaſe Champagner auf, trank auf die Geſundheit der Wirthin und ſchlug in zierlicher Rede vor, die Geſellſchaft, die ſich ſeit Monaten täglich und ſtündlich geſehen, ſolle ſich, auf dem Punkte voneinander zu ſcheiden, das Wort geben, ſich übers Jahr in Berlin wiederzutreffen.

Nicht allein zu treffen, fügte er hinzu, ſondern

die Geſinnungen der Freundſchaft bis dahin ſorgſam pflegen, nichts vergeſſen, ſondern fortſetzen, was hier ſchön begonnen ward.

Man klatſchte enthuſiaſtiſch in die Hände. Alles gelobte feierlich Treue.

Jenny rief wonneberauſcht: Das iſt prächtig. Dies Rendezvous im großartigen Stil lobe ich mir. Aber wie und wo finden wir uns?

Es wurden Vorſchläge mancherlei Art gemacht. Lord Canning war, der Küche wegen, mehr für Hamburg; aber die Andern beharrten auf Berlin. Wo aber in Berlin ſich finden? Bei Kroll? Im Theater? In Charlottenburg? Der Juſtizrath ſtimmte für Mielentz unter den Linden, der Profeſſor Burgheim für die Rotunde des Muſeums, der Referendar ſchlug wiederholt Kroll vor. Man einigte ſich endlich über den Tag und die Stunde, aber nicht über den Ort. Da ſtand Edgar auf.

Wenn ich mir einen Ort zu nennen erlauben darf, ſagte er, ſo ſei es die Terraſſe von Sansſouci in Potsdam. Das iſt eine Staffage, der römiſchen Erinnerung würdig. Von dort aus hat man den

Blick in die zauberhafte Ferne und um ſich eine große Vergangenheit voll hiſtoriſcher Erinnerungen.

Bravo, bravo! riefen die Männer; angenommen! Man füllte die Gläſer.

Alſo übers Jahr am zwanzigſten October auf der Terraſſe von Sansſouci, um zwölf Uhr Mittags, das geloben wir! tönte es von allen Seiten.

Mit denſelben Geſinnungen, ſagte der junge Graf Nordeck bedeutungsvoll. Die Gläſer klangen. Ottilie blickte wehmüthig zur Erde. Jenny's Auge flog glühend im Kreiſe umher. Die Engländerinnen hatten Seitenblicke für Burgheim und den Referendar. Die Landſchaftsräthin ſchwankte zwiſchen dem Geſandtſchaftsattaché, dem Hauptmann und Lord Canning.

Am andern Morgen war Edgar ohne Abſchied abgereiſt.

Das, was ihn unterwegs beſchäftigte, finden wir in ſeinem Tagebuche.

* * *

Aus Edgar's Tagebuch.

Florenz.

Ich komme von der Kirche St.-Maria del Fiore. Der Baumeiſter Brunelleschi war ein Menſch, der mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Die Einen fanden ſeine Phantaſien lächerlich, die Andern ſogar anſtößig. Endlich ſetzt er den Plan des Domes durch, aber es wird ihm als Gehülfe Ghiberti, der Goldſchmidt geweſen war, beigegeben. Brunelleschi will allein beim Baue ſein. Er vertheilt die Zeichnungen und Anweiſungen, und als es nun um ihn hämmert und arbeitet, wird er krank. Ghiberti ſolle die Leitung übernehmen, heißt es. Ghiberti macht ſich an den Bau, da ſtockt es hier, fehlt es dort. Man eilt zu Brunelleschi. Der beklagt ſich bitter, daß man ihm nicht einmal Zeit zum Krankſein laſſe. Es ſei ja Ghiberti, der Mitbaumeiſter, da. Nun erſt merkt das Comité den Sinn der Krankheit. Ghiberti muß abtreten. Brunelleschi iſt plötzlich geſund. Der Bau wächſt in die Höhe. Wie er da ſteht zur Zierde ganz

Italiens! Ich konnte mich nicht sättigen an ihm. Dann zogs mich zur Bank, auf der Dante gesessen, dann zu dessen Lorbeerbaum, wo er Beatrice Portieri erblickte. Das starre Herz war zusammengeschmolzen in der Flamme der Liebe. Hier dichtete, hier liebte er. Also Liebe überall. Im Kleinsten wie im Größten. Ueberall derselbe Pulsschlag des Daseins, dieselbe flammende Leidenschaft, dieselbe herzbrechende Entbehrung! Gestaunt habe ich vor dem Perseus von Benvenuto Cellini, gebetet vor der Venus von Medicis. Ich bin betäubt und muß mich bei Claude Lorrain, bei der innern Geschichte dieses frühverwaisten Meisters erholen, der in der Natur und in seinem Lieblingsdichter, dem Tasso, sich selbst und seinen Beruf erkannte.

Pisa.

Abgesehen von den Frescogemälden, die das Campo Santo schmücken, weht eine eigene göttliche Ruhe in ihm, die sich mit poetischer Einsamkeit bekleidet. Hier kann man sich ausruhen, träumen und klagen! Diese stillen Stunden innerer Betrachtung haben etwas Beruhigendes, das zur Hoff-

nung, zum Glauben einladet. Das Menſchenwerk um mich ſchwindet. Die Erfahrungen erblaſſen, die Natur allein webt und lebt in den Gipfeln der Cypreſſenbäume. Was das auf und ab in Gedanken zieht! Habe ich zu viel Material in mich aufgenommen, das ich nun nicht verarbeiten kann? Was iſt dieſer Hauch von Ermüdung, der über mich gleitet?

Livorno.

Da hätte ich das Meer im Angeſicht. Das Dampfboot, das mich nach Genua bringen ſoll, liegt vor Anker. Ich gehe auf dem Molo ſpazieren, ich ſehe vor mir die ewige, lockende Bläue und hinter mir . . . Rom mit ſeinen Schmerzen und Misverſtändniſſen. Wie zwiſchen den Zeilen eines Gedichts, ſo leſe ich in der Vergangenheit. Was war das? Was wird das werden? Ich ſetze mich ans Ufer; der Himmel iſt golden, die Nacht kommt mit ihrem dunkeln Schleier von den Höhen herab, die Luft iſt lau, die See iſt glatt. Durchſichtig wie das All iſt auch die Liebe. Aber dieſe, die meine, wird, kann ſie zum Lichte werden?

Zuerſt, auf dieſer Fahrt, herrſchte Ruhe und Liebreiz, dann brach der Sturm los, dann badete ich mich wieder in blumenduftenden Lüften. Als wir in Genua landeten, rauchte der Morgennebel wie auf einem Opferaltar. Die impoſanten Geſtalten der Geſchichte tauchten mit dem Farbenſchmelz der Poeſie empor. Das Meer hatte mich groß, kühn und ungeduldig gemacht. Nun wird es wieder ſtiller. Mein erſter Gang war nach der großen Brücke, welche ſich über die Dächer der Häuſer ſpannt und die Hügel Sarzano und Carignano vereinigt. Tief unter mir wimmelte es im ewigen Getöſe der Straßen; nach der einen Seite erhob ſich terraſſenförmig die Stadt; nach der andern breitete ſich der Hafen und das tiefblaue Meer aus. Am Horizont lief die mit Schnee bedeckte Alpenkette. Das iſt der Norden, ſagte ich mir, dahin mußt du, und es kam über mich wie Verzweiflung, dies Italien laſſen zu müſſen. Hätte ich irgend eine Seele, mit der ich mich beſprechen könnte, fände ich nicht eine erſtarrende Abgeſchloſſenheit, es würde

mir leichter werden. Aber ein Gefühl beſitzen und es nicht verkörpern können, eine Leidenſchaft haben und ſie nicht einflößen dürfen, das heißt ſich in eine gewitterſchwüle Atmoſphäre hüllen und darin untergehen!

Mailand.

Was für eine Sehnſucht nach Briefen, die ich hier finden ſollte und nicht gefunden habe! Statt nach dem mailänder Dom, lief ich zuerſt nach der Poſt. Es waren keine Lebenszeichen der Freunde da. Ich beruhige mich und denke: in Como werden ſie liegen; indeß iſt ein Gemiſch widerſtreitender Empfindungen in mir, ein Gefühl huldigender Verehrung und ſtillen Aergerniſſes, das mir den befriedigenden Eindruck ſtört, ein Leid, das keine beſtimmte Form hat und mich doch quält. Ich habe mir ernſt zugeredet, als ich heute den Dom ſah; ich habe mir vorgehalten, daß ich die Dinge anders und beſſer beurtheilen lernen muß, ehe ich ſie werde verſtehen können. Ich will fleißig in der Geſchichte leſen, um mich von mir ſelbſt, von dem Kleinigkeitsgeiſt, der in mir iſt, loszureißen: ich will

mir oft wiederholen, daß ich kein anderes Schickſal als das eines jeden Menſchen habe. Meine Phantaſie iſt ein arabiſches Pferd, dem ich Zaum und Kinnkette anlegen muß; das ſtürmt durch Wieſe und Feld . . . muß traben lernen . . . .

Como.

Wieder kein Brief! Was ſind die Verſprechungen der meiſten Menſchen, was ihre Treue, was ihre Gefühle? . . . Sie haben wol Aladin's Schätze, aber die Zauberformel der Anwendung haben ſie nicht. Ottilie machte mir den Eindruck eines Schweizerſees. Sie war ſtill, tief, in ſich abgeſchloſſen, erquickend und lieblich. Jenny hat mich oft hingeriſſen; befriedigt . . . hat ſie mich nicht.

Villa Sommariva.

Das kleine Boot legte ſich an die Stufe der Villa. Das eiſerne Gitter, mit dem neuen fürſtlichen Namenszug darauf, knarrte. Ich trat ein. Die Prinzeſſin Albrecht war abweſend. Der Cuſtode ſchloß den untern Saal auf. Thorwaldſen und Canova, engverſchwiſtert, ſtanden vor mir. Hier

der Alexanderzug und dort Amor und Pſyche. Ich war athemlos vor Bewunderung, mehr über den Blick auf den See, auf die grünen, ins Waſſer ſteigenden Berge, über das reizend gelegene Bellaggio, über den terraſſenförmig angelegten Garten, als über die Kunſtwerke, die ſchön, aber doch nicht die Hauptſache in dieſer Villa ſind. Ich ſetzte mich auf einen Punkt, der eine weite Ausſicht bietet und ſkizzirte, zum erſten mal . . . ſeit Rom. Sonderbar daß ich bei der Scenerie, die ſo bezaubernd iſt, immer an den kleinen, dunkelrothen Salon denken mußte, in dem Ottilie und Jenny Abends Thee trinken. Immer ſah ich die Reflexe der Lichter auf den faltigen Vorhängen und dem runden Tiſch. Zwei Blumentöpfe mit Camellien ſtehen am Fenſter. Aus einem kleinen Räucherfaß ſtrömt Wohlgeruch hervor. Der ganze Raum hat Licht, Glanz und Leben.

Chiavenna.

Endlich ein Brief . . . ein Brief von Jenny! Sie ſchreibt unter Anderm:

Seitdem Sie fortgereiſt ſind, beſchäftigen wir

uns mit dem Gedanken an Paris. Dabei gibt es, wie Sie ſich wol denken können, viel zu ſehen und einzurahmen. Die Lücke, die Sie uns gelaſſen, mußte ausgefüllt werden. — Ich bewege mich, ohne in läſtige Unruhe zu verfallen. Alles iſt hier neu und anregend. Aus dem Stockwerk eines berliner Hauſes nach Rom verſetzt zu werden, iſt wunderlich; doch habe ich endlich gefunden, wozu mich meine Organiſation beſtimmt hat. Die unbedingte Selbſtunterordnung, die Zähigkeit, die Lammsgeduld der Deutſchen habe ich abgelegt. Man muß allgemeiner, liebenswürdiger, wenn auch nicht liebenswerther ſein. Dieſe ſchwerfällige Hülle, wie ſteht ſie der Schönheit, dem Reiz, der Eleganz entgegen! Wie ſind wir pedantiſch! So recht gemacht, um den Anſprüchen der Wirklichkeit zu genügen, voll Steifheit und Unbeholfenheit, ohne jene liebliche Frivolität, die der eigentliche Lichtpunkt des Lebens iſt. Hier habe ich erſt kennen gelernt, was phantaſtiſche Träumerei iſt, habe eingeſehen, was eigentlich die Poeſie für ein derbes Ding iſt. Doch — von was rede ich? Von Anſichten, die wir oft mit-

einander beſprochen haben. Ich weiß, beſſer als Anſichten ſind Thatſachen. Ich gebe ſie Ihnen. Wir ſind auf dem Punkte, Rom zu verlaſſen. In dieſen Tagen bin ich noch hier- und dorthin gefahren, am liebſten auf den Monte Pincio, wo ſich die elegante Welt herumtreibt. Auch einige Gemäldeſammlungen habe ich geſehen und den Tarpejiſchen Felſen, bei dem mir der Profeſſor Burgheim eine lange Vorleſung hielt. Ehrlich geſagt, bin ich froh, von Rom fort in die Schweiz zu kommen, wo es wieder Schnee geben wird. Mein Gott, man will Abwechslung, obwol ich, wenn ich mit meiner Ihnen bekannten Wahrhaftigkeit das vor Ottilie äußere, ihren Unmuth, den ſchweigſamen, wecke. Seit Sie fort ſind, leidet ſie viel an Migräne. Am Tage Ihrer Abreiſe hütete ſie das Bett. Ich hingegen fühlte das lebhafte Bedürfniß, mich von Ihnen zu zerſtreuen und hatte für den Tag eine Erholungsfahrt arrangirt, die ſehr gut ausfiel.

(Hier endete der Brief. Ob ihn Jenny kurz abgebrochen oder ein beigelegtes Blatt im Siegeln

vergeſſen hatte, wußte Edgar nicht. Seine Gedanken darüber finden wir im Tagebuch.)

Jenny's Brief hat mir manche Illuſion geraubt. Flüchtig, unzuſammenhängend wie die eilende Handſchrift ſind auch die Worte und die Gefühle. Sie ſteigert ſich zum Enthuſiasmus, flieht aber den Ernſt, die Anſtrengung, das Nachdenken. Sie hat nichts gelernt als Sprechen, hat Gewandtheit, plaudert mit brillanter Geläufigkeit und zwingt mich zu dem Reſultat, daß ſie nichts iſt, nichts erlangen und ſein wird. Und Ottilie? der Gedanke an ihr Leiden ſchmerzt mich, obwol ich weiß, daß es außer dem Zuſammenhang mit mir iſt. Möglich, daß ſie von Denen iſt, die ſich langſam entwickeln, daß ihr das Leben wirklich eine ernſte Sache dünkt, daß ſie es ausfüllen möchte, möglich, daß ſie an ihrer Schweſter die Unzulänglichkeit einer verflatternden Idealität einſehen lernt, möglich auch, daß Liebe ſie leiten, unterrichten, belehren könnte, ſonderbar aber iſt es, daß ſie ſo wenig empfänglich ſcheint, ſo verſchloſſen, ſo kalt iſt. Ach ja! Sie iſt kalt, ſie hat kein Herz, ſie kann nicht lieben.

Chur.

Ich bin wieder in Deutſchland. Der Splügen trennt mich von Italien, der ſchneebedeckte Rieſenberg mit ſeinen Eismaſſen, über die ich im Schlitten herüberglitt. Als ich auf der Höhe war, habe ich den Freunden ein Lebewohl, dem Vaterland ein wehmüthiges Willkommen zugerufen. Seit Jenny's Brief, der mir ihre Worte, nicht ihre lebendige Nähe brachte, dachte ich viel über ſie nach. Der Charakter der meiſten Frauen iſt verſteckte Genußſucht, zu deren Befriedigung ſie allerlei Vorwände brauchen. Sie wollen ihrer Eitelkeit Genüge thun und doch tugendhaft bleiben. Zwar halten ſie eine Umarmung für ein Majeſtätsverbrechen, aber die Macht, ſie herbeizuführen, iſt ihnen Wonne. Sie haben ein grenzenloſes Bedürfniß nach Rührung. Sentimentalität und Schwärmerei auf der einen Seite . . . und auf der andern die Furcht vor der Sünde! Sie haften an den Buchſtaben, weil auch darin ein Kitzel liegt ſich angebetet zu wiſſen und — reſpektabel zu ſein. Und doch, doch iſt es mir, als liebt' ich dieſe Jenny!

Ragaz.

Wenn ich mich gehen ließe, würde ich umkehren und nach Italien zurückreisen. Es ist große Unruhe in mir, Unbehagen über die Verhältnisse, denen ich entgegengehe, und doch leugne ich nicht, daß ich mich auf Dresden und Berlin, auf die Stätten freue, wo ich glücklich war. Sie werden mir das Herzensgedächtniß auffrischen, werden mich in meine erste Jugend, zu meinen Verwandten zurückführen, wo ich freilich oft hören mußte: Das wird dich unglücklich machen! darin wirst du dich verlieren! und anderweitiges Geschrei über die Malercarrière, der Alle, nur nicht mein Genius entgegen waren. Bei Zeiten die rechte Sphäre finden, sich in der ausbilden nach Kräften, ist ein großes Glück und es ist mir zu Theil geworden trotz der mir entgegenstrebenden, wohlweisheitlichen Familienräthe.

Lindau.

Die Stille am See thut mir so wohl, daß ich mich hier ausgeruht habe. Ich hatte so viele zerschmelzende Regungen, eine so berauschende Sehn-

ſucht nach Italien, die erſt niedergekämpft und mir wieder klar werden mußten. Den Weg von Ragaz nach Rohrſchach machte ich zu Fuß. Unterwegs habe ich gezeichnet. Alle lockenden Reize Italiens, die üppige Schönheit, die Glut der Phantaſie, die auflodernden Gnüſſe haben einer ſtillen Organiſation Platz gemacht. Felſen hier und dort ohne Roſengluten und Purpurflammen und doch iſt dieſer See kein kalter, todter Spiegel. Es tanzen goldene Lichter auf rieſelnden Wellen, die Eichen und Tannen beugen ſich . . . meine Begeiſterungen, meine Hoffnungen, mein unbedingtes Anſchließen an die Natur prägen ſich wieder ſchärfer aus; ich denke dies und jenes, träume und faſele . . . dies iſt eigentlich eine Vorbereitung auf Deutſchland. Ich blicke neugierig vorwärts, beſinne mich auf meine vorangeſchickten Bilder, die ich in Italien mit Gleichgültigkeit behandelte, denke, daß ich doch vielleicht etwas ſtiften und gründen kann, möchte Gediegenes ſchaffen und ziehe ſo weiter, nach Baſel, Heidelberg, Frankfurt, Leipzig, Dresden . . . .

Dresden.

Ja, ja, das iſt nochmals ein Stück Italien! Dieſe Galerie, dieſes Antikencabinet, ſelbſt die Brühl'ſche Terraſſe haben mich wieder nach dem Süden verſetzt. Die Stadt, in dieſer Jahrszeit, macht den Eindruck glanzvoller Heiterkeit, die Galerie regt mich an und auf. Ich ſtand lange vor der Raphael'ſchen Madonna, mit ihrem jugendlich-ſchmerzensreichen Antlitz, mit dieſer innern Verklärung, die eine Glorie um ſie webt, mit dem Hinblick auf die überſtandenen Schickſale, mit der Erwartung auf die himmliſche Erfüllung! Wenn ich nur würdig von dem Bilde reden könnte, das mild wie Sternenlicht mir in die Seele ſcheint! Es gibt meines Erachtens keinen Ausdruck für dieſes Erbarmen, für dieſes Lächeln des ſchönen Kopfes, von der ſchwebenden Leichtigkeit, der correcten Zeichnung, der klaren Farbe gar nicht zu reden! Raphael hat da die volle unnachahmliche Grazie gemalt, voll gottſeligen Wandels, voll ewiger Gewißheit, die Athemzug und Pulsſchlag, Extaſe und Geheimniß in ſich ſchließt. Eine Polin, die neben

mir ſtand, plauderte mit herzpochender Bewunderung. Mir waren dieſe hin- und herwandelnden Menſchen, von Neugier, nicht von Kunſtſinn erfüllt, ſehr läſtig, ſo auch die Polin, obwol ich ihr ein gewiſſes geiſtreiches Urtheil nicht abſprechen konnte. Im Hôtel de Saxe, an der table d'hôte, fand ich ſie wieder. Da gefiel ſie mir beſſer, weil ſie mir nicht meine Begeiſterung mit dürren Worten begoß. Sonderbar iſt es, daß die Frauen keinen Eindruck mehr auf mich machen. Ich fühle mich ihnen gegenüber matt. Möglich, daß das Herausputzen mit tiefen Gefühlen und hohen Gedanken, das ich ſo oft gefunden, mich widerſpenſtig gemacht hat. So recht in Zug mit ihnen komme ich nicht mehr: vielleicht iſt es Eigenſinn, Mangel an Selbſtvertrauen, die mich ſo ſtörriſch machen.

* * *

Wie immer war die berliner Kunſtausſtellung im October des Jahres 1846 ſtark beſucht. Die elegant gekleideten Damen lispelten mit ſchmächtigen jungen Kriegern, die krausbärtigen Künſtler

ſtanden in Gruppen vor Bildern, die ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zogen. Der Strom der Beſchauer wälzte ſich von einem Saal in den andern, ohne ſtille zu ſtehen. Auch Edgar zog hier- und dorthin, eilte weiter, umkreiſte ſeine Bilder und lächelte ſchmerzlich, wenn die Recenſenten vor dem, das ihm das liebſte war, achtlos vorüberſchritten. Auf einmal fühlte er ſich von hinten auf die Schulter geklopft. Wie er ſich umdrehte, ſtand Profeſſor Burgheim vor ihm.

Willkommen, junger Freund, rief er, wie ſteht's? Haben Sie ſich wieder in die deutſchen Verhältniſſe geſchickt, oder leiden Sie am italieniſchen Heimweh?

Ich leide an nichts, entgegnete Edgar innerlich verletzt. Ich liebe mein Vaterland. Wie ſollte ich mich nicht freuen, wieder heim zu ſein?

So ſind Sie mit Ihrem berliner Aufenthalt zufrieden? fragte Burgheim theilnehmend.

Ich fange an mich zu orientiren, antwortete Edgar. Zuerſt habe ich hier nichts gethan, als ſtraßauf, ſtraßab zu gehen. Berlin iſt ſchön, groß, reſidenzmäßig ....

Ja, wenn Sie nach den Linden, der Wilhelms- und Friedrichsſtraße urtheilen wollen! Der Schloßplatz, das Muſeum, das Opernhaus ſehen allerdings ſehr vornehm aus. Doch gibt es hier wie überall Straßen, die einen ſchönen Kopf und einen abſcheulichen Fiſchſchweif, nach Art der Sirenen, haben, Straßen, die auf den erſten Blick blenden und ſich ſpäter ohne Phyſiognomie und Würde zeigen. Die Linden ſind geſchwätzig, aber biegen Sie in die Wilhelmsſtraße oder auf den Pariſer Platz ein und ſagen Sie, ob nicht dort etwas herrſcht, das hohläugig und krank iſt?

Bah! rief Edgar; die breiten Straßen von Paris ſind nicht luſtiger als die Berlins. Berlin gefällt mir als Steinhaufen, beſonders Abends, wenn das Geraſſel der Equipagen der Beobachtung gewichen iſt. Es hat dann Lichteffecte und Schattenreichthum, ſeltſame Contraſte, die dem Maler als wahre Poeſie in die Augen ſpringen, zum Beiſpiel der Gensd'armenmarkt, der bei Mondbeleuchtung ſchön iſt. Für mich iſt Berlin nicht allein ein ungeheuerliches Wunder, ein Chaos, das zur

Maſſe zuſammengelaufen iſt, ich finde in ihm eine geiſtreiche Bewegung von Maſchinen und Ideen, von Heiterkeit und Melancholie, Schönheit und Häßlichkeit, von Leben und Tod, die an- und abzieht, tröſtet und beunruhigt.

Sie ſind phantaſtiſch, wie in Rom, bemerkte Burgheim unwillig. Es wäre gut für Sie, wenn Sie ſich hiſtoriſche Ueberblicke aneignen, die Geſchichte, die Entwickelung der Stadt, das Alter und die Gründung nachſchlagen, kurz Riedel, Klöden und Zidicin anſehen wollten.

Laſſen wir das, entgegnete Edgar gedehnt.

Sie ſtanden vor den Bildniſſen Alexander von Humboldt's und des Profeſſors Rauch von Begas, und Burgheim vertiefte ſich in dieſe geiſtreich ausgeführten Portraits. Nach einer Weile ſagte er:

Es iſt ſtaunenswerth, wie unerſättlich die Luſt nach Forſchung in Alexander von Humboldt iſt. Blicken Sie auf dies Haupt! Aus dem Rieſenconvolut der Naturwiſſenſchaft hat er herausgeſchüttelt, was unnütz war, und in ſeinem Kosmos mit tiefſter Gewiſſenhaftigkeit den Kern der Dinge

gegeben. Das iſt ſicher nicht allein Sache des Verſtandes; es iſt auch Aufgabe der Phantaſie. Zu ſcheiden, wo der Inhalt aufhört und die Form anfängt, kommt aus der Eingebung, iſt eine Art unmittelbarer Anſchauung, die ſich wie eine Viſion zeigt, wenn die Wolken des Traumes ſich über uns legen und die lichten Gedanken gleich Sonnenſtrahlen ſich einweben in die Wiſſenſchaft. Was mir aber an den Schriften Humboldt's am meiſten zuſagt, iſt ein ſelbſt bewußtlos ſich Gehen laſſen, eine freie Perſönlichkeit, ein mildes, ſonnenwirkendes Weſen, eine Abweſenheit ſcharfer Einſeitigkeit, eben weil er die Anwendung des Allgemeinen inne hat. Humboldt wird nicht an die Spitze der Bewegung treten, er wird über ihr ſein und ſie zu beherrſchen wiſſen; aber er liebt dieſe Bewegung. Sehen Sie die friſche Freudigkeit des Auges, eine kluge Unmittelbarkeit, die in ſeinen Reiſen zum rieſenhaften, hartnäckigen Spartanismus anwächſt. Ich möchte ihn einen Mann nennen, dem die Philoſophie in der tiefſten Seele ſitzt. Er hat eine Größe der Entſagung, eine Thätigkeit,

eine Aufopferung geübt, die eine kindliche Begnügsamkeit des innern Gemüthes zeigt.

Humboldt's Schnellkräftigkeit, seine lächelnde Heiterkeit, die über die Schmerzen hinweghilft, die classische Einfachheit, die nur aus leidenschaftloser Ruhe hervorgeht, sind allerdings bewunderungswürdig, entgegnete Edgar.

Nicht allein bewunderungs-, sondern auch nachahmungswürdig, bemerkte Burgheim und fügte nach einer Weile hinzu: „Wie hübsch ist es, daß Rauch von Begas als Seitenstück zu Humboldt gewählt ist. Gelehrter und Künstler gehen Hand in Hand. Sehen Sie diese Eigenheiten des Genies, diesen merkwürdigen Lebensproceß, der ihm auf der hohen Stirn liegt!

Mir däucht, meinte Edgar, Begas hätte Rauch idealischer auffassen sollen. Dem genialen Künstler ist in diesem Bilde noch nicht ganz Bahn gebrochen. Da steht noch nichts von dem in sich abgeschlossenen, innerlich fertigen Menschen, von der großartigen Einsamkeit seines Geistes, von dem Wogendrang des Schaffens. Mir ist dieser Rauch

da auf der Leinwand zu harmlos, nicht freiathmend, nicht äſthetiſch genug. Der Künſtler iſt überwuchert von der irdiſchen Hülle; ich wünſche mir etwas Myſtiſches auf dieſem Antlitze, etwas träumeriſch Märchenhaftes, das das Populäre nicht ausſchließt.

Als Edgar bei dieſen Worten aufſah, erblickte er den ſogenannten Lord Canning vor dem Riedel'ſchen Bilde, das eine italieniſche Bauerfrau im Sonnenglanze darſtellt. Mit zwei Schritten war er bei ihm.

Sind Miß Eveline und Miß Laura hier? fragte er, erregt durch den Gedanken, vielleicht dem Juſtizrath, Jenny und Ottilie zu begegnen.

Sie werden erſt in einiger Zeit, zum 20. October, eintreffen, entgegnete Lord Canning, bedeutungsvoll lächelnd. Aber nun ſagen Sie mir, was halten Sie von dem Bilde?

Es iſt ein Riedel'ſches Experiment, antwortete Edgar. Auf dieſem Gebiete hat er Wunder geleiſtet. Seine Neigung, in die Geheimniſſe der Beleuchtung zu dringen, iſt faſt keck. Er hat eine

verwegene Erfindungsgabe, die ihm das Suchen und Fliehen der Lebenstöne zum Kinderspiel macht. Ich möchte seinen Pinsel eine gewaltsame Zumuthung voll Grazie nennen. Rausch der Empfindung, Farbenspiel, Spürkraft, Phantasie, Verstand, Alles das fließt bei ihm in einen Fatamorganatraum zusammen.

Gut gesprochen! ergänzte Lord Canning, der ohne aufzublicken im Katalog blätterte.

Als Edgar sah, daß er dem Engländer würde als Führer dienen müssen, schlich er von dannen und vertiefte sich im Anblick von Landschaften, die in reicher Weise an den Wänden aufgehangen waren. Die italienischen zogen ihn am meisten und unter ihnen Ansichten aus dem Sabinergebirge, der Nemi-, der Albaner-See an. Sie waren von einem Freunde, den er oft in Rom gesehen hatte, von Gurlitt aus Altona, der sich vielfach elegisch ergeht, ohne daß die Kraft der Vegetation darunter darbt. In den Nüancen und Wendungen war Ueppigkeit, wenn auch die Energie der Empfindung zuweilen weichen mußte. Edgar fand die

genialen Momente in Gurlitt's Auffaſſungen ſchnell heraus und nahm ſich vor, deſſen Scharfſinn und Phantaſie nicht aus den Augen zu laſſen. Weniger befriedigt war er von Aiwazowsky's Landſchaften. Er erkannte zwar Hingebung an die Natur, viel Anmuth, hier und da etwas Feſſelfreies, ſie ſchienen ihm aber mehr auf Maximen und Launen, als auf tiefem Studium zu ruhen. Die Lichteffecte mußte er bewundern. In denen war eine friſche Geſundheit, eine geiſtige Schöne, die glänzend, graziös, voll Schöpfungstrieb ſich glücklich durcheinander ſchlingen. Haſenclever's Schulexamen war Edgar wenig erfreulich. Das Bild ſollte naiv humoriſtiſch ſein und ſtieß als Ganzes mit ſeinen typiſchen Bauernkindern überall an. Ebenſo unwohlthuend war ihm Hübner's Jagdrecht, obwol in beiden die Figuren kräftig gehalten, der Muth, die Gliederbewegung überraſchend correct ausgedrückt waren.

Verboeckhoven's Schafheerde gehörte mit in die Kategorie der niederländiſchen Wirklichkeiten. Man glaubt dieſe Thiere blöken, die Kleinen ſich an die

verſtändigen Alten drängen zu ſehen! meinte Edgar ſtill durch die Säle zurückwandernd und nicht ohne Beklemmung einen ganzen Kreis Menſchen vor ſeinen eigenen Bildern erblickend. Er hatte mit enthaltſamer Staffage eine Waldeinſamkeit aufgeſtellt, auf die er Großes hielt. Der Schlaf der Natur, der Flügelſchlag des Friedens, die grüne Einöde ſollten den poetiſchen Reiz abgeben, aber jener Zug der wilden Vögel, jener Bach von Moos umwachſen, jener Zauber der Romantik wurden von den Beſchauern für nicht echt erklärt. Man fand das Bild zu germaniſch, trotz des untergelegten italieniſchen Textes; man tadelte das vielfach angelegte Braun und Grün, nannte die Compoſition nicht übel, aber die Ausführung verfehlt.

Edgar ſeufzte. In ſeinen Paletot ſich wickelnd, wollte er, verſtimmt über dies harte Urtheil, die Treppe hinunter ins Freie; da hielt ihn ein Künſtler an und zwang ihn, in den Saal rechts zu treten, wo unter manchen Juwelen das Portrait von Jenny Lind, das Magnus gemalt, in ſpiegelhaftem Glanz ſtrahlte.

Man möchte dieſes Bild von dem Weihwaſſer der Kunſt benetzt glauben, ſo ſanft lächelnd, ſo veilchenartig duftend iſt es! rief Edgar's Freund, als er ihn ſprachlos davor ſtehen ſah. Die ſchöne Geſtalt, von geiſtigem Zauber übergoſſen, ſcheint aus dem Rahmen treten, das lichtblaue Auge ſich bewegen, der liebliche Mund ſprechen zu wollen!

Da haſt du Recht, ſeufzte Edgar träumeriſch hinzu, dies Bild iſt ein Altar, auf dem man der Kunſt ewige Treue ſchwören muß. Sieh nur, wie viel Bewegung und Ruhe, wie viel Licht, gemüthliche Regung, ſüße Schwärmerei und ſentimentale Glückſeligkeitsluft darauf hin- und herſchwimmen! Magnus hat eine beſtimmte Aufgabe faſt lyriſch gelöſt; ſein Pinſel iſt reich, friſch und gewaltig und mit dieſem hat er eine ſchöne Menſchennatur möglichſt innerlich wiedergegeben. So faßte Van Dyk ſeine Portraits auf; ihnen hat auch Magnus ſeine Liebe und Sorgſamkeit zugewendet. Wie glücklich iſt die Stellung gewählt, wie ergreifend, feſſelnd, warm und lebensvoll ....

Er ſprach noch lange ſo, indem er von dem Bilde auf Jenny Lind ſelbſt kam und ſie eine in der Gedankenwelt eingeſponnene Natur, ein ſich langſam auf ſich und Andere beſinnendes Weſen nannte. Als er auf der Straße ſtand, fragte ihn ſein Freund, ob er mit ihm zu Sala Taroni gehen wolle?

Nein, antwortete Edgar, ich will in den Thiergarten, wo Berlins Poeſie wohnt.

In den Staubwolken? lachte der Künſtler.

Wie Unrecht haſt du, mir den Thiergarten anzufechten, bemerkte Edgar. Mir iſt in ihm ebenſo heimlich wie in Italien geworden. Die Naturelemente bleiben ſich überall gleich. Ueberall findeſt du Bäume, Himmel, Wolken, Sonne, Mooſe und Sterne. Was ſie uns ſind, das macht ihren Werth aus.

Als er allein war, rechnete er: Wann iſt der zwanzigſte October?

* * *

Aus Edgar's Tagebuch.

Die beſſern Künſtler ſtreben nicht nach der nichtigen Seifenblaſe der Tagespopularität; ſie ſind demüthig oder ſtolz genug, dem vorüberrauſchenden Ruhm einen geachteten Namen, dem verſchwimmenden Glanz die Gewiſſenhaftigkeit vorzuziehen. Einen ſolchen gewiſſenhaften Künſtler fand ich in dem berühmten Rauch. Er will nicht, wie ſo Viele, populär und nur populär ſein, er macht die ſchönen Worte eines längſt verſtorbenen italieniſchen Malers wahr, der in Beziehung auf ſeine eigenen Leiſtungen ſagte: Ich wünſche, daß man nach fünfhundert Jahren noch mit Achtung von meinen Werken ſagen möge, daß ich ein mit dem Ideal ſich verbindender, ein gewiſſenhafter Künſtler war!

Und in der That ſteht Rauch ſo ſehr über alle Kleinigkeit der gewöhnlichen Künſtlereitelkeit, daß er vor einigen Jahren zu dem bekannten Clot nach Petersburg reiſte und ihn mit dem Geſtändniß begrüßte: er käme, um von ihm die Pferdebildhauerkunſt zu lernen. Rauch iſt nicht von Denen,

die durch ein abſprechendes Wort verwunden, die den berliner Witzlern nachahmen und bei den, vor dem alten Schloſſe aufgeſtellten Gruppen Wortſpiele, ſtatt Urtheile haben. Er iſt ein der Idee geweihter Künſtler. Ihn in ſeiner Werkſtätte, an der Wiege ſeiner Schöpfungen, in unmittelbarem Zuſammenhange mit ſeinen Werken ſehen, war mir um ſo lieber, als ich gewiß nicht ohne Unrecht meine, daß die Perſönlichkeit zum Verſtändniß des Werks, wenn auch nicht unerläßlich nöthig, doch vermittelnd einwirkt. Geht es uns doch mit den Dichtern ebenſo! Jahre lang haben wir uns mit ihren Schriften beſchäftigt. Jahre lang ſchien uns dies lückenhaft, jenes dunkel. Plötzlich tritt die äußere Erſcheinung an uns heran und das Schattenhafte gewinnt Körper. Anſcheinende Widerſprüche löſen ſich. Der Autor ergänzt das Mangelhafte ſeiner Bücher, erklärt es durch ſich ſelbſt, durch ſeine Eigenthümlichkeit, die wir ehren müſſen.

Ich ſtand vor Rauch's Ruhmgöttinnen, die ich in der Walhalla begrüßt hatte. Er hat ſie als liebliche Mädchen abgebildet und doch — wo iſt

der Ruhm in der Jugend, wo käme er ungerufen, unerworben? Bietet er nicht den bitterſten, den gefährlichſten Genuß? Wie ſchwer erkauft er ſich! Wie tief ſchneidet ſein Griffel in das weichſte Herzfleiſch, wie unverwiſchbar ſind die Furchen, die ſeine eiſerne Hand auf die Stirne gräbt! Und er ſollte wie ein lächelndes Mädchen voll ſinniger, nicht wühlender Gedanken durchs Leben gehen? Aber freilich — freilich . . . hier iſt der Ruhm in göttliche Geſtalt wol deshalb gehüllt, weil er dem Verklärten, nicht dem Lebenden gehört. Was haben Lebende vom Ruhm? Wie viel Haß gebiert das Außergewöhnliche, wie verdunkelt iſt das in der Gegenwart, was ſpäter den Ruf macht!

Rauch hat die heitere Auffaſſung der Dinge. Die Gewitterwolken werden ſtets von den ſonnigen Blicken ſeines innern Menſchen zertheilt. Das ſieht man an der Geſtalt des ſchlummernden, nicht todten Friedrich Wilhelm III., der auf einem Ruhebette den Schlaf des Gerechten ſchläft. Man möchte den nicht wecken, der ſo ſanft ſchläft. Der Kopf liegt etwas zu hoch. Es iſt nicht die be-

queme Stellung, die der Schlummer hervorruft. Das Kiſſen iſt nicht eingedrückt genug, es ſenkt das Kinn auf die Bruſt, dennoch haucht das Ganze eine wohlthuende Behaglichkeit aus. Da ruht der Dahingeſchiedene neben der Königin Luiſe, beide vielfach getrennt und jetzt wieder vereinigt, der Eine der Fürſt des Krieges, die Andere die Fürſtin der Anmuth, Beide ihrer Zeit Schwung gebend und Beide mit ſtillblutendem Herzen die Wunden des Lebens tragend. Der Genius mit der umgeſtürzten Fackel hat einen verklärenden Schein auf das Geſicht geworfen. Die Kunſt hat den Tod überwunden.

Rauch arbeitete, als ich ihn neulich beſuchte, an der koloſſalen Reiterſtatue Friedrich des Großen. Auf meine beſcheidene Anfrage, ob ich dies Werk ſehen dürfe, wurde ich eingelaſſen. Ich fand den Meiſter, umgeben von ſeinen verkörperten Ideen, in der gemüthlichſten Stimmung, der Kälte wegen mit einem dicken, wollenen Tuche behangen, den Meißel in der Hand. Er grüßte freundlich, die hohe Geſtalt gerade aufgerichtet, das dunkle Auge

von dem ſchneeigen Haupthaar umfloſſen. Ich mußte an den Ritter St.-Georg denken, der den Drachen überwand und dem doch kein Schweiß auf der Stirne ſtand. Das iſt Ausdruck des Genies: Schaffen ohne Mühe, weil Mühe Gebrechlichkeit wäre und das Genie nicht zerbrechlich ſein kann. Wie innig der Künſtler, er ſei Maler oder Bildhauer, mit der Geſchichte zuſammenhängt, wie er ohne Studium nicht vorwärts dringen, das Wiſſen ihm klar ſein muß, um ſein Wollen auszudrücken, das ſah ich auch hier, wo Rauch mir erzählte, daß er mit unſäglicher Mühe ſich Kleidungsſtücke aus dem ſiebenjährigen Kriege verſchafft habe, blos um ſeinen hiſtoriſchen Figuren Wahrheit zu geben. Seine Aufgabe war keine geringe. Er ſollte die Zopfzeit, den Kamaſchendienſt darſtellen, das Unſchöne beibehalten und es doch idealiſiren. Seine Geſtalten durften keine flatternden Mäntel, kein wallendes Haar tragen, er mußte ihnen die häßlichen Zöpfe, die ſteifen Locken, die aufgekrämpten Röcke, die Kanonenſtiefel laſſen. Wie hätte man ſich Friedrich den Zweiten und ſeine Generale

anders als ſo denken können? Und doch ſtreifte hier die Wahrheit an die Caricatur. Rauch hat dieſe Klippe zu vermeiden gewußt. Sein ſcharfer Verſtand hat ihm genau die Grenze gezeichnet, wo das Ehrwürdige aufhört und das Lächerliche anfängt. Es iſt Alles wahr, All[illegible] zeitgemäß an dieſen Figuren. Deswegen flößen ſie Achtung und ein ernſtes Gefühl nachwirkender Betrachtung ein. Friedrich ſitzt mit dem Krückenſtock, dem magern Geſicht und der magern Geſtalt auf dem kräftig ſchnäubenden Roſſe. Das ganze Weſen deutet den Herrſcher, vor Allem den ſich ſelbſt Beherrſchenden an. Die Hand des Schickſals hat auf ihm geruht. War ſeine Jugend dornenvoll, ſo dornenvoll als das Alter war ſie nicht. Die Strapazen des Kriegs, die großen, ewig ſich gegen den eigenen Lebensſtoff kehrenden Gemüthsbewegungen, der Durſt nach Neuerung, Aufſchwung, das Wollen, die Idee himmelweit von der That entfernt, die That zu groß für die Welt und für ihn — zu klein: das und ſo vieles Andere ſteht auf der denkenden Stirn, ſchwebt um den ironiſchen Mund. In ſei-

ner Jugend wohlbeleibt, war Friedrich im Alter dürr. Dieſe Dürre beweiſt, daß der Geiſt den Körper verzehrt. Wie mag es in dem getobt und gezittert haben! Die Gedanken ſchweben wie unſichtbare Genien um dieſe edlen Verhältniſſe, erhabene Zukunftsgedanken, die Generationen überſtürzend und ſie beherrſchend. Ueberaus ſchön iſt das Basrelief auf dem Fußgeſtell. Da iſt Ziethen, Schmettau, Schwerin; da ſind Winterfeld und Keith mit den ſcharf ausgeprägten, bald jovialen, bald ernſten Geſichtern. Die vier Ecken des Piedeſtals bilden vier Reiter. Das Ganze ſteht fertig im verkleinerten Maßſtabe im Atelier, iſt aber zuſammengedrängter und weniger effectvoll als das koloſſale Bildwerk, das unter Rauch's Händen wächſt und ſich ausdehnt.

Von Rauch's Werken ging ich zu den Bildern ſeines verklärten Freundes Wach. Er hatte ſich faſt ausſchließend den bibliſchen Süjets gewidmet. Sein letztes Werk war eine großartige Compoſition, der Moment, wo die heilige Helene das Kreuz in Jeruſalem findet. Helene, in weiße Schleier ge-

hüllt, ſcheint verſenkt in tiefſinnige Myſterien, in geheimnißvolle chriſtliche Verheißungen. Das ganze Weſen ſchauert und bricht in ſüßer Wonne vor dem Gedanken zuſammen, daß es hier die heiligſte Hieroglyphe der Religion, das Kreuz, gefunden habe. Recht im Contraſt mit dieſer extatiſchen Freude, die Düfte aus allen Seelenkelchen ſtreuet, ſteht ſeitwärts mit gläubigem Auge und mönchiſcher Gelaſſenheit ein in einer braunen Kutte verſteckter Prieſter, der halb das Kreuz, halb Helenen betrachtet. Dieſer wehen die oberhalb des Kreuzes angebrachten Engel, die es zugleich aufrichten und halten, mit ſilberſchillernden Flügeln Himmelsgrüße zu. Es ſind träumeriſche, verklärte Kinder, wie ſie die Erde nicht trägt, voll Ruhe und Ernſt, den Glanz Gottes verkündend und niederblickend auf die Gruppe, die ihnen nachſtrebt. Daneben finden ſich Geſichter mit ſtillem, überirdiſchem Entzücken, mit Leidenszügen, die vom Auge hinab über die Wangen gleiten, Zeugen herzzerreißender Kämpfe. Doch kehrte ich immer wieder zu der heiligen Helene, zu dieſem Antlitz zurück, um das die geläu-

terte Seele eine Glorie gewoben hat. Sie hat beide Hände in ſchmachtender Hingebung vorwärts geſtreckt. Ihre irdiſchen Freuden ſind am himmliſchen Feuer verſengt. Daß Wach eine ſo völlig heilig Gewordene darſtellen konnte, hat ihn zum Maler der Heiligen gemacht. Man ſieht das auch auf einem andern Bilde, wo die Mutter Gottes das Jeſuskind auf dem Schooſe liegen hat und dieſes mit kindlicher Ausgelaſſenheit hinten übergeſtürzt, den Kopf auf die Erde gleiten läßt. Wunderbar iſt der Blick, mit dem das Kind aus dem Bilde herauslugt. Es iſt der Blick des Erbarmens, der Reſignation, der gedankenvolle, tiefſinnige Blick, mit dem das Auge in die große Zukunft ſchaut. Die nachläſſige, in ihren Verkürzungen höchſt ſchwierige Stellung paßt zu den in dunkler Farbe ſchwimmenden Augenſternen der Mutter Gottes, die auf der Schönheit und Weichheit des blondlockigen Köpfchens mit unſäglicher Liebe ruhen.

Wenn ich hier und da an Bildern, die für Altäre beſtimmt ſind, das pulſirende Leben vermiſſe,

ſo glaube ich die Urſache darin zu finden, daß die proteſtantiſchen Maler mehr das Symbol, und die katholiſchen mehr die Viſion darſtellen. Daher der uns kühl anwehende Luftzug in gewiſſen Compoſitionen, die öfters mehr Aufgabe als innere Nothwendigkeit ſind.

Wach war der Bruder der ausgezeichneten Schriftſtellerin Paalzow, einer Frau, die das geiſtige und ſittliche Menſchenleben kräftig im Roman erfaßt und mit großem Talent hingeſtellt hat. Daß die Hiſtorie dabei den Hintergrund macht, iſt um ſo erfreulicher, als ein poltiſcher Inſtinct ſich hier mit tiefer Combination einigt. Ihre weiblichen Geſtalten haben Bedeutendheit, Heiligkeit und Unverletzlichkeit. Die poetiſche Anſchauung, die Gemüthsinnigkeit iſt vorherrſchend, wobei ihr eine durchdringende Kenntniß des Lebens keineswegs fehlt ....

Später.

... Ich war in der Oper. Warum ging ich in das ſchön erleuchtete, mit geſchmückten Damen vollauf gezierte Haus? Was ſuchte ich? Ich zürne

mir ſelbſt, daß mein Glas immer Loge auf, Loge ab in den Rängen hin- und herfuhr. Ich habe dadurch, glaube ich, meinen Nachbarn Aergerniß gegeben, aber konnte ich im Theater ſein und nicht augenblicklich an Jenny und Ottilie denken? Einmal beugte ſich eine weibliche Geſtalt aus einer der untern Proſceniumslogen heraus, die eine blaue Schleife im Haare trug. Mir pochte das Herz hörbar. Das iſt ſie! rief es in mir. Einen Augenblick darauf mußte ich laut in die Mantius'ſche Bravourarie hineinlachen, denn ich entdeckte die Landſchaftsräthin unter einem Meer von Spitzen und Blumen, die voll idealem Drang ſich der romantiſchen Schule mehr denn je in der Geſtalt des bärtigen Geſandtſchaftsattachés hinzuneigen ſchien. Nach dem erſten Act trat ich einen Augenblick in die roth drappirte, mit einem bequemen Divan verſehene Loge. Man begrüßte ſich ... erträglich warm. Die Landſchaftsräthin ſprach ein wirres Durcheinander und ließ mir ſpät Zeit, nach dem Juſtizrath und deſſen Frau zu fragen. „Ich bin ihnen um einige Tage von Frankfurt aus voran-

geeilt, nachdem wir den Winter in Paris und den Sommer in den Bädern zugebracht haben", war die Antwort; „vermuthlich kommen sie morgen mit der Potsdamer Eisenbahn. Trinken Sie Abends bei mir Thee; da sollen Sie neben neuen Bekannten auch viele der alten finden." — Ich dankte und ging.

* * *

Es war ein schöner Herbstabend. Edgar, aufgeregt und beunruhigt durch die Erwartung des Wiedersehens, konnte es im engen Zimmer nicht aushalten. Er lief ein paar mal auf und ab und dann durch das Brandenburger Thor in die Alleen des Thiergartens. Mit stiller Freude dachte er an die Wiederaufnahme eines römischen Beisammenseins, an seine Plaudereien mit Jenny, an die Behaglichkeit, die er an ihrem Theetisch genossen. Als es sechs Uhr war, eilte er nach Hause, kleidete sich im Fluge an und kam um sieben Uhr athemlos zur Landschaftsräthin, die runde Tische mit Albums belegte und sehr verwundert über Edgar's Eintritt

ſchien. Das „Schon", das ihr auf den Lippen ſchwebte, fuhr ſcharf in Edgar's Empfindlichkeit ein. Doch beherrſchte er ſich und fragte kurz:

Sind Juſtizraths angelangt?

Heute Mittag um ein Uhr, war die Antwort. Allein, nervös wie Jenny iſt, will ſie den heutigen Abend bei ſich zu Hauſe zubringen.

Und Ottilie? brachte Edgar mühſam hervor.

Die wird mit Auspacken beſchäftigt ſein, entgegnete die Landſchaftsräthin ärgerlich. Von der iſt ohnedies ſo gut wie niemals die Rede.

Edgar biß ſich in die Lippen und ſchwieg. Nachläſſig ſich an einen der Tiſche ſetzend, ſchlug er ein Album auf, fand Anſichten von Berlin und ſagte mehr zu ſich als zur Landſchaftsräthin, die hin- und herwandelte und die Stunde der Geſellſchaft nicht erwarten konnte:

Sie haben da eine hübſche Anſicht vom berliner Muſeum. Es iſt mir in der ſcharfen Mittagsbeleuchtung, mit ſeinen correcten Linien ſehr graziös in den Formen vorgekommen. Auch die Staffage, das alte Schloß gegenüber, der Platz,

der ſchöne Springbrunnen ſind von maleriſcher Wirkung.

Sie werden heute bei mir den Director deſſelben, den Profeſſor Waagen, kennen lernen, bemerkte die Landſchaftsräthin, auf die Pendüle blickend.

Das freut mich, entgegnete Edgar lebhaft. Der Profeſſor Waagen hat ein großes, lange nicht genug anerkanntes Verdienſt, die Gemälde chronologiſch geſchichtlich geordnet und dem Beſchauer eine klare Ueberſicht über die Leiſtungen der Kunſt in den verſchiedenen Jahrhunderten gegeben zu haben. Die italieniſche Schule und ihre verwandten Beſtrebungen ſind ebenſo reich als die niederländiſche und deutſche. Ich habe recht meine Freude daran, beſonders an Rafael's Kunſtleiſtungen aus der Perugini'ſchen Zeit gehabt, wo der große Meiſter, abhängig von ſeinem Lehrer, oft ins Sentimentale überging und alle Fehler der Jugend neben dem himmelanſtrebenden Genius beſaß.

Indem trat ein Bedienter mit einem Billet herein. Von Lord Canning, bemerkte er.

Ein Abſagebrief, ſeufzte die Landſchaftsräthin, die das Blatt in den Kamin warf.

Es dauerte nicht lange, ſo erſchien der Bediente von neuem mit mündlichen Entſchuldigungen von Seiten des Geſandtſchaftsattaché's, der einen Courier mit Depeſchen zu expediren habe, vom Referendar Berg, der krank zu ſein vorgab, von einigen Damen und ſo nach und nach von allen Eingeladenen, bis auf den Profeſſor Burgheim, der um neun Uhr eintrat und die Landſchaftsräthin im Angeſicht Edgar's und ihrer Thee- und Abendbrotanſtalten ſehr verſtimmt und Edgar ſpottend über die Freuden, Geſellſchaften geben zu wollen, antraf.

Die gnädige Frau will uns einen Vorſchmack unſerer gutgemeinten Vereinigung auf der Terraſſe von Sansſouci geben, rief er Burgheim entgegen, der, verlegen ſich die Hände reibend, nicht wußte, ob er lachen oder weinen ſollte. Indeß faßte er ſich und entgegnete: Der Tag iſt ungünſtig gewählt. Es iſt große Soirée bei dem Miniſter P.; vorher wird Struenſee im Schauſpielhaus gegeben.

Viele ſind in Potsdam, unſere Reiſenden ſind ermüdet . . . .

Dieſe glänzenden, ihrer Eitelkeit ſchmeichelnden Gründe beruhigten die Landſchaftsräthin. Sie ließ das weitläufig angeordnete Abendbrot auf einen kleinen Tiſch ſetzen, lud die Herren zum Genuß deſſelben ein und war anſcheinend heiter, als Burgheim und Edgar von Berlin zu reden anfingen.

Das was ich überall ſuche, wodurch die Richtung des Herrſchers und des Volks bezeichnet wird, das Streben nach Kunſt und Wiſſenſchaft, iſt hier fühlbarer als an jedem andern Orte Deutſchlands, bemerkte Burgheim. Ich will damit nicht Alles unbedingt loben, was in Berlin gethan wird; ich finde, daß an den neuern Bauten die Eigenthümlichkeit und der Charakter ſich nicht ſcharf genug ausſprechen. Dennoch iſt es eine große Stadt, die mich in der Thätigkeit, Geſchicklichkeit, in dem regen Verkehr nach Außen und Innen ungemein intereſſirt, von der Geſellſchaft nicht zu reden, die, obwol ſie in verſchiedene Cotterien zerfällt, ſehr ergiebig iſt.

STAATS-
BIBLIOTHEK

Man möchte in Deutſchland eher genießen als arbeiten. Dadurch iſt man der Betriebſamkeit feindlich geworden, ergänzte Edgar, indem er ein Glas nicht ganz unverdächtig ſcheinenden Champagners leeren wollte; es iſt kläglich, wie ſehr ſich der Adel vom Handel und umgekehrt trennt. Zu viel Eifer thut nicht gut, aber ſich abſchließen, nie ſelbſt ſehen oder hören wollen, das iſt unſers Jahrhunderts nicht würdig. Wie ſehr thäte es noth, daß der Adel ſich mit dem Gelehrten-, Künſtler- und Handelsſtande befreundete, daß es eine Ariſtokratie des Geiſtes gäbe, die den Diplomen voranſchritte. Berlin wäre ganz reif, eine neue Aera auch in dieſem Punkt herbeizuführen und doch habe ich, außer in einem ariſtokratiſchen Hauſe, nirgend Gelehrte und Künſtler in den höchſten Kreiſen getroffen, ich meine einheimiſche, denn die fremden haben natürlich ein lascia passare.

Sie reden wie der Blinde von der Farbe, entgegnete die Landſchaftsräthin mit Lebhaftigkeit. Wie ſo Vieles, ſo wird auch dieſe Anklage Gemeinplatz, ohne Wahrheit zu ſein. Wenn Sie unſere gelehr-

ten Herren von der Univerſität und der Akademie nicht oft antreffen, ſo liegt das nicht an der Geſellſchaft, ſondern an ihnen, die keine Zeit für die Geſellſchaft haben. In Geſellſchaft gehen ſetzt Geſchäftsloſigkeit, Zeitreichthum, Fainéantiſe voraus. Wie wollen Sie das von Männern verlangen, die den ernſteſten Beruf erfüllen, tiefſinnige Forſchungen anſtellen, ſich zum Lehrfach täglich vorbereiten, der Welt mehr als die Fadheiten der gewöhnlichen Geſpräche geben ſollen? Und was Sie über die ſogenannte haute société ſehr unbillig ſagen, ſagt man im Allgemeinen von den Hemmungen des Lebens, von den moraliſchen Ketten, die Berlins Hände und Füße beſchweren. Nun will ich Ihnen wol zugeben, daß es eine Cenſur, eine Polizei, eine monarchiſche Ueberwachung im Einzelnen gibt, allein horchen Sie nur, wie der Einwohner raiſonnirt, bekrittelt, angreift; wie er ſeine Weisheit überall mit hineinmiſcht und meiſt ohne tieferes Verſtändniß mit dem: „Tel est mon plaisir“ aburtheilt. Ich habe mich in dieſen Tagen oft gewundert, daß man dies Tödten mit der Zunge

weniger als das mit der Feder und dem Dolch bestraft.

Die Landschaftsräthin liebte politische Discussionen, consumirte täglich ein Packet frischer Zeitungen und war im Zuge.

Wer hat Sie mit seinem Stachel so empfindlich verwundet? fragte Edgar muthwillig.

Als wenn es immer nur auf die persönliche Behaglichkeit ankäme, entgegnete sie unwillig. Trauen Sie mir zu, daß ich mich fürs Allgemeine interessire, daß ich meine Ameisenexistenz von der einer Stadt zu unterscheiden weiß.

Die Landschaftsräthin war nicht ohne Empfindlichkeit aufgestanden. Edgar und Burgheim folgten.

Als sie sich empfohlen hatten und hinaus auf die Wilhelmsstraße traten, goß der Mond seine weißen Strahlen auf die prächtige Häuserreihe, auf die Zweige der Bäume, auf das wuchernde Gras, das sich an den wenig betretenen Stellen des Platzes zwischen dem Pflaster Luft machte. Edgar blieb tiefathmend stehen. Er dachte an Morgen, an das Wiedersehen.

Es iſt eine himmliſche Luft, trotz des Octobers, ſo warm, ſo weich, ſagte er. Sehen Sie nur die Bäume in den Gärten, wie dunkelgrün und prächtig ſie ihre Aeſte flügelartig ausbreiten und mit einer gewiſſen behutſamen Schüchternheit den Mond zu betrachten ſcheinen.

Ich meine, erwiderte Burgheim, ein Landſchaftsmaler müßte den Süden dem Norden vorziehen. Der Zauber Ihrer Kunſt liegt in den Farben, in den Formen und in dem Reichthum der Gegend, die wir hier ſchmerzlich vermiſſen.

Als wenn, der ſie einmal geſchaut, ſie nicht immer wiederſähe! erwiderte Edgar, der ſich in Gedanken und Träumen verlor.

* * *

Ich habe Jenny wiedergeſehen, ſchrieb er bald darauf in ſein Tagebuch. Als ich mich um elf Uhr bei ihr in Meinhardt's Hôtel melden ließ, wurde ich in einen Salon mit dem Bedeuten geführt: Die Frau Juſtizräthin ſei bei der Toilette. Ich beſchied mich zu warten. Im Nebenzimmer ward

Clavier geſpielt. Die Muſik ging aus Dur in Moll über und erzählte melancholiſch von einer langen Sehnſucht, von ſtill gebrachten Opfern, von zu Aſche gebrannten Wünſchen. Indem ging die Hauptthüre auf und Jenny rauſchte in einem phantaſtiſchen Schlafrock herein.

Guten Morgen, guten Morgen! ſagte ſie nachläſſig, wie wenn ſie mich geſtern geſehen hätte, warf ſich aufs Sopha und winkte mit der Hand, damit ich auf einem nebenſtehenden Stuhle Platz nehmen ſollte. Was haben Sie getrieben, gemacht? fuhr ſie zu fragen fort, ohne auf meine Antwort zu warten.

Der Schwall einer wie die Sündflut mich betäubenden Converſation wäre wol noch länger über mich hergeſtürzt, wenn ich nicht gereizt erwidert hätte: Sie freuen ſich alſo gar nicht, Ihren Freund wiederzuſehen, intereſſiren ſich nicht für ſeine Bilder, die ſchon in Dresden ein gebildetes, ſehr anerkennendes Publicum fanden?

Dort wol, entgegnete ſie kalt, aber hier mußte ich ſchon hören, daß Sie kein Glück auf der Aus-

ſtellung haben, die Kritik hervorrufen, berliner Witze ernten ....

Ich ſtand auf. Die gnädige Frau ſcheinen nicht gut geſtimmt, bemerkte ich trüb.

Wie kann man das in Berlin, in dieſer gemüthloſen Stadt, ſein! rief ſie heftig. Dazu das Geklimper der Schweſter im Nebenzimmer —

Fräulein Ottilie dort nebenan? fragte ich erfreut und hatte die Thür in der Hand.

Gemach! ſagte Jenny, raffte ſich auf und flüſterte leiſe zum Nebenzimmer hinein: Ottilie, komm heraus! Edgar iſt da —

Darauf hörte ich ſie aufſtehen, das Clavier zuſchließen, ein raſches: Den kann ich jetzt nicht ſehen! ſagen und aus dem Zimmer gehen.

Ottilie iſt immer noch dieſelbe, bemerkte Jenny, die ändert ſich nie —

Sie war zum Sopha zurückgekehrt, neſtelte an den Troddeln ihres Rocks und blickte auf die Uhr. Es war halb zwölf Uhr. In dem Augenblick trat Graf Nordeck ein. Jenny ſtreckte ihm die weiße Hand entgegen, ſagte: Die Herren ſind alte römi-

ſche Bekannte! lächelte und ließ ſich vom Theater, von den Sommitäten Berlins erzählen.

Warum blieb ich ſitzen? Warum konnte ich mich nicht losreißen von dieſer Circe, von dieſen Räumen, dieſem Nebenzimmer? Hoffte ich auf Ottilie, die hereintreten, mich erlöſen, mir beſſere Gefühle einflößen würde? Ich behandelte mich wie einen Menſchen, der todtkrank in der Seele iſt, der ſich ſtark gegen die Vergangenheit, ſtärker gegen die Zukunft machen muß. Jenny war mir fremd geworden. Aufſchluß über ihr Weſen erhielt ich, als ſie zu Nordeck gewandt ſagte: Heut zu Tage läuft Alles dem Ruhme nach. Der Beamte, der keine glänzende Carrière macht, iſt nichts. Der Künſtler, der nicht lobende Anerkennung, trotz allen Verdienſtes, findet, iſt wieder nichts ....

Das alſo iſt es, was Jenny kalt macht, dieſer Mangel an Ruhm, den ich allerdings hier in Berlin zu ertragen habe. Sie hat keine Theilnahme, jene, die warm, hingebend, ſelbſtentäußernd iſt, die fühlt, wenn der Andere leidet. Sie hat nur Eitelkeit, die ihren Vortheil

in dem Andern liebt, Egoismus, der nur ſich ſelbſt ſucht.

Der kleine Salon füllte ſich nach und nach mit Fremden und Einheimiſchen. Es wurde viel über, gegen und für die Reſidenz discutirt. Dem Einen kam ſie ernſt, dem Andern heiter, Dem hirnlos und Dem wie eine Verfeinerung des Geſchmacks, veredelt, blaſirt, überreizt, was weiß ich Alles, vor. So viel Köpfe, ſo viel Urtheile. Ich ſaß ſtill in der Ecke und horchte dem Geplauder über die verſchiedenen geſellſchaftlichen Conflicte und Bewegungen zu; ich ſagte mir: das ſollſt du mit anhören, das wird dich belehren, und hatte doch am Ende ein Gefühl, als wenn ich nach Nebel, ſtatt nach Menſchen griffe. Unter Anderm wurde viel von Struenſee und der dazu componirten Meyerbeer'ſchen Muſik geſprochen. Ich hatte den genialen Künſtler neulich in Geſellſchaft getroffen. Seine Perſönlichkeit iſt äußerſt einnehmend. War es mir doch, als befände ich mich in der ſchützenden Nähe eines guten Genius. Was Wunder, daß dieſe ſanfte, harmoniſche Natur auf ſeine

Muſik übergegangen und ſie in ſich vollendet, ſehr wohlthuend iſt. Das muß ich beſonders von ſeiner Compoſition zum Struenſee bemerken, die mir voll reiner Andacht wie eine Kirche am Wege erſchien, in der man ſich ausruht nach langer, langer mühſamer Wanderſchaft. Natürlich, daß ſie die Klagen, Schmerzen und Aengſten nicht ausſchließt, aber aus dem dunkeln Vordergrund erhebt ſich immer, perſpectiviſch möchte ich ſagen, der Glaube mit ſeinen Engeln und Verheißungen. Die feierliche, faſt majeſtätiſche Sprache dieſer Muſik drückt ſich in ſeinem einfachen Weſen aus. Das iſt ein Arzt, dachte ich, als ich Meyerbeer, ohne ihn zu kennen, ſah. Ein Arzt der Seele bleibt er ja immer. Er iſt nicht zerſetzend, nicht zergrübelnd und deutelnd; er iſt in ſich abgeſchloſſen, voll ewig treibender Ideenkeime, und nur das flammende und doch immer klare Auge verräth, daß es auf und ab in ihm wogt. Weniger hat mich der Struenſee als Stück angeſprochen. Man ſieht, daß das Trauerſpiel uberlang im Manuſcript war, geſtrichen wurde und deshalb lückenhaft iſt. Die Scenen ſind

aneinandergereiht, ohne etwas organiſch Zuſammengewachſenes, etwas Ganzes zu haben. Struenſee wird erſt intereſſant im fünften Act, wo er im Gefängniß den Puder und das Hofkleid abgeſtreift hat. In der Situation iſt ſeine volle menſchliche Bedeutſamkeit ausgeprägt. Weil er fühlend und leidend iſt, hat er ſich von den Lebensverwickelungen umſtricken laſſen und mit herzblutendem Stoicismus ſich ſelbſt zum Opfer dargebracht. Die ſtrebſamen Gewaltſamkeiten des Staatsmannes ſind von ihm gefallen; er erhebt ſich zum Helden, zum Märtyrer, beherrſcht die Gemüther und geht mit hohem Bewußtſein aus den Kleinlichkeiten des Lebens in die Verklärungen des Todes. Im Gegenſatz zu ihm erſcheint die Königin Mathilde ſchwach, mit faſt blödſinniger Leichtgläubigkeit, Mitleid, aber keine Theilnahme einflößend, nicht ſelten weinend und klagend, ohne Energie und deshalb ohne Würde. Indeß Struenſee mit männlicher Gelaſſenheit die Sünde über ſich nimmt, ſucht die Königin ſie von ſich abzuwälzen. Es fehlt ihr die Ruhe der Ueberzeugung, der Muth der Wahrheit. Durch den

ungeheuern Reſpect vor ihrer eigenen Stellung in Feſſeln geſchlagen, erliſcht in ihr die Selbſtändigkeit, die verſöhnende, den ſchreienden Mislauten entgegenarbeitende Feſtigkeit. Wie ein Schatten wandelt ſie durch das Trauerſpiel hin.

Doch ich laſſe mich hinreißen, perſönliche Eindrücke zu ſchildern, ſtatt daß ich nur niederſchreiben wollte, was Andere mir ſagten. Jenny wußte die Fäden des Geſprächs mit kundiger Hand zu lenken, nach dieſer und jener merkwürdigen Perſönlichkeit Berlins zu fragen, ihre Beſuche zu vertraulichen Mittheilungen zu zwingen und ſich ſelbſt in Gemeinplätze zu hüllen. Intereſſant war es mir, ein Urtheil über Schelling zu hören, das ich hier herſetze.

Man muß Schelling des Abends im Kreiſe der Seinen ſehen, ſagte man, um neben dem Philoſophen auch den Menſchen im höchſten Grade achten zu lernen. Wenn er mit den klugen Augen herumſchaut und hier die Kinder und Gattin, und dort die Freunde Grimm, die Witwe Steffens, ſo Manche begrüßt, die ihm anhängen in treueſter

Liebe und Dankbarkeit, ſo ſtrömt von ihm aus eine gemüthliche Wärme, wie ſie nur ein kräftiges, in ſich befriedigtes Leben haben kann. Unwillkürlich taucht wiederum jene hochwichtige Periode der Literatur auf, wo Goethe auf Schelling ſich ſtützte und die neue Jenaiſche Literaturzeitung gegründet wurde, zu deren Mitarbeitern ein Schleiermacher, ein Steffens, die beiden Schlegel und Andere ſich aufwarfen. Man ſieht im Geiſte dieſen ſeltenen Bund der edelſten deutſchen Geſtalten; man biegt ſich rückwärts, um nochmals den duftenden Garten voll prangender Blüten einzuathmen. Daß Schelling die Kunſt mit zum Lebenselemente ſeiner Philoſophie machte, daß er die Religion mit hineinflocht und beide, Kunſt und Religion, als Ausſtrömungen des Unendlichen angab, goß über das ganze hier und da fröſtelnde Syſtem einen roſenrothen Schimmer. Dabei verſchmäht Schelling den Scherz nicht, wenn dieſer auch leicht, von ſeinem Standpunkt aus, Ironie wird. Neben ihm nehmen ſich die Gebrüder Grimm, dieſes Zweigeſtirn, dieſe Wiederholung von Caſtor und Pollux,

kindlich beruhigend aus. Die ſtill reifende Wiſſenſchaft in ihren Händen gebietet ihnen Einſamkeit. Die geſunde Richtung ihres Strebens kann man auch aus ihrer äußern Erſcheinung wahrnehmen, die originell, voll ſelbſtändiger Hingebung, naiv phantaſiereich iſt.

Von Schelling zu Tieck iſt nur ein kleiner Schritt, bemerkte ein Anderer, der ſich behaglich auf einem ſammetnen Lehnſtuhl gewiegt und bis jetzt geſchwiegen hatte. Tieck intereſſirt ſeiner Vergangenheit wegen; ſeine Gegenwart iſt todt. Wie die zuſammengeſunkene Geſtalt von Krankheit gebrochen, kaum mehr eine Ahnung des Ehemals gibt, ſo hat der Geiſt, der ihm inwohnt, ſich abgeſchloſſen vom Neuen und läßt nichts mehr hinein in die Einfriedigung des ſcharf abgeſtochenen Terrains. Zuerſt hat mir das ein Gefühl der Unbehaglichkeit gegeben. Ich fand, daß Tieck's Richtung, verwandt mit der modernen, ſich nicht von dieſer abwenden dürfe. Sein Ignoriren der neueſten Leiſtungen ſchien mir Vornehmthuerei. Später habe ich die Erklärung des Widerſpruchs in den Schwächen

und Zähigkeiten des Alters geſucht, in der Unmöglichkeit, das bereits Erworbene mit dem zu Erwerbenden zu vereinigen. Vielleicht daß Tieck, verletzt durch den jungen Anwuchs und ſeine etwas perſönliche Kritik, ſich nicht ganz von Eigenſinn frei hielt. Bedauerlich bleibt ſein Abſchließen immer; das Alter ſoll die Jugend bilden, nicht ſie abweiſen! Wie ſchön wäre es von Tieck, wenn er ſich dem Neueſten zuwendete, vermittelte und belehrte. Hat er doch die Macht. Aber der ariſtophaniſche Ludwig liebt ſeine Claſſiker mehr denn das Moderne, hat ſich mehr zu den Todten als zu den Lebendigen gehalten.

Sprechen wir von der Garcia. Was halten Sie von ihr?

Was ich von ihr halte? antwortete ein Hauptmann mit ſchon grauwerdenden Haaren. Die Garcia hat ſich in die Sphäre der Begeiſterung erhoben und wandelt mit einer wahren Glorie über die Bühne, die ſie zum Tempel umſchafft. Das ſchließt natürlich die Leidenſchaft nicht aus; denn Leidenſchaft gehört zur Kunſt, wie der Athem zum

Leben gehört. Ganz frei von einer zuckenden Perſönlichkeit, die ſie durch dunkle und lichte Jahre voll Erfahrungen, Aengſten und Enttäuſchungen gebracht hat, ſie weinen und klagen, jubeln, beten und klagen lehrt, iſt ihr Spiel nicht, doch weiß ſie eine Fülle ſchöner Bilder hervorzulocken und bald als Norma in tiefer Schwermuth und heißen Todesſchmerzen zu rühren oder in der Nachtwandlerin mit der vollen Inbrunſt der Wahrheit die unſchuldige Mädchenwelt darzuſtellen. Ihrer Inſpirationen Meiſterin, verräth ſie durch Regel und Studium, wie ernſt ihr die Kunſt iſt. Sie erfaßt eine Rolle und das, was von des Bildners Händen in groben ungeſchickten Zügen hingeſtellt wurde, weiß ſie zu beleben, zu verfeinern und es in Schwung zu bringen.

Viele finden ſie häßlich! bemerkte Graf Nordeck, augenſcheinlich gelangweilt.

Wie kann das Genie häßlich ſein? rief ich ungeduldig über dieſe Bemerkung. Wer Zartheit und Fülle der Empfindung, Tiefe des Gedankens beſitzt, dem ſtrahlt die Seelenſchönheit aus allen

Poren. Das iſt bei der Garcia in einem ſo reichlichen Maße der Fall, daß ſie den allerhinreißendſten Eindruck macht. Neben ihr freilich nehmen ſich die Schönen häßlich aus.

Ich wollte aufſtehen und fortgehen, da trat Fürſt Pückler ein. Sein Anblick hieß mich bleiben. War das doch Semilaſſo, von dem ich oft gehört, der Verſtorbene, deſſen Humor meiſt gutmüthig und zuweilen nur verletzend iſt. Das männlichſte Selbſtbewußtſein leuchtet ihm aus den Augen und von der hohen Stirn. Er hat etwas Feines, ſich ſtets im lieblichen Takt Bewegendes, das ſeine oft gerechten, oft übertreibenden Kritiker ihm haben laſſen müſſen. Schade, daß ſein erſtes Werk wie ein Feuerwerk die leuchtenden Gedankenblitze in einem gewaltigen Bouquet von rothen, blauen, gelben, buntfarbig durcheinander fahrenden Schwärmern aufgehen ließ. Wäre er haushälteriſcher geweſen, er hätte größere Anerkennung geerntet. Aber es drängte ihn mit allen ſeinen Schätzen hinaus in die Welt; er wollte ihr zeigen, daß er trotz der faſhionablen Manieren, trotz des chevale-

reſken Aeußern, des künſtlichen Phraſenbaues, des plaſtiſchen Faltenwurfs ſeines fürſtlichen Mantels Geiſt, Schärfe, ernſtes Studium, ja ſogar Enthaltſamkeit und Selbſtbeherrſchung beſäße. Seine Tutti frutti und ſein Semilaſſo ſind nicht durchgearbeitet genug. Dafür tritt er im „Vergnügling" anmuthig geiſtreich, liebenswürdig vornehm auf, weiß zarte Saiten anzuſchlagen und eine rhythmiſche Sprache zu reden, die ihm, der auch anders, leichtfertig, franzöſirend reden kann, ſehr wohl ſteht. Behaglich im Genießen, ernſt und männlich im Entbehren, hat er ſich eine Virtuoſität des Lebensverbrauchs angeeignet, die ihre Anfänge in England und ihre Fortſetzung in Aegypten findet. Und was ſeine Bücher ausdrücken, das findet ſich auch in der edeln Perſönlichkeit. Ich war froh, einen Autor zu ſehen, der in Harmonie mit ſeinen Werken lebt, einen Mann, dem die Literatur eine Lebensangelegenheit, kein Spiel, keine Eitelkeitsbefriedigung iſt. Das läßt auf Vermittelung hoffen, ich meine auf Verſtändniß der adeligen mit der bürgerlichen Literatur.

Jenny beſchäftigte ſich angelegentlich mit dieſem berühmten Manne. Der Fürſt erzählte ihr von Aegypten, von ſeinen Gartenanlagen in Potsdam, von ſeinem eben im Entſtehen begriffenen Buch, dem zu Liebe er nach Branitz, ſeinem Gute, wandere. Seine Accentuirung iſt ſo correct als möglich; der Fluß ſeiner Rede angenehm, klar, ohne Zwang, faſt beſtändig heiter, obwol das Dämoniſche darin unverkennbar iſt. Wie er ſo tief ins Geſpräch — ich ſollte ſagen ins Sprechen — gerathen war, ging ich. Auf dem Corridor ſah ich eine Thür halb geöffnet und Ottilie hinter derſelben lauſchend. Fräulein Ottilie! rief ich außer mir. Sie wich zurück, zog die Thür an ſich und — ließ mich ſtehen. Ja, ja, ſie iſt kalt!

Donnerſtag.

Ich war heute früh bei Peter von Cornelius. Schon in München hatte ich mich vor dieſem mächtig fliegenden, Himmel und Erde erfaſſenden Geiſte gebeugt. Wie voll iſt München von dem unverwüſtlichen, ewig jungen Schaffungstriebe, wie ruft es uns von den Wänden der Kirchen und der

Arkaden, der Pinakothek und Glyptothek mit Flammenzungen zu, daß unſer Jahrhundert reich iſt, da es einen Cornelius hat! Geſtehe ich's: Ich fürchtete die perſönliche Berührung; ich fragte mich faſt ängſtlich: Wird dies Ideal nicht zu menſchlich, ſtatt chriſtlich, katholiſch werden? Mir bangte vor einer zu orthodoxen Richtung jener, vom König bei ihm beſtellten Kartons für das Campo Santo in Berlin. Als ich in das im Thiergarten für ihn erbaute Haus trat, öffnete der Diener das große Atelier, in dem nur ein Karton ſtand. Aber welch ein Werk! Wäre es nicht Cornelius, ich hätte geglaubt, dies hätte Michel Angelo's Hand gezeichnet, ſo voll Vielſeitigkeit, Fülle von Kraft, ſo zur höchſten Blüte gekommen iſt hier das geiſtige Leben. Als ich daſtand und mir die Plagen der Menſchheit, den Hunger, die Peſt anſah, als ich ſchauerte über dieſe Geſtaltung, die rieſenhaft einherſchreitet, that ſich unbemerkt eine Nebenthür auf und der Meiſter ſtand vor mir! Ich konnte keine Worte finden, keine würdigen, um den zu begrüßen, dem ich Jahre lang in meinem Gemüthe

einen Altar erbaut hatte. Cornelius aber meinte heiter, er kenne mich längſt, er habe mein unbedeutend Antlitz ſchon irgendwo geſehen und führte mich fort in ein anderes Atelier, wo er arbeitend an der Staffelei mir die ganze Scenerie des Campo faſt vollendet vorzeigte.

Wie im Schatten hochſtämmiger Palmen, ſo findet hier das Auge Erquickung und Erhebung. In Cornelius' Seele hat das männliche Walten ſich mit der Empfänglichkeit und der Sehnſucht des Weibes gepaart. Da iſt reinſtes Verſtändniß der Bibel, Frieden, den der Glaube gibt, die allgebährende, fruchtbare Nacht, die zum Licht und Daſein mit demüthiger Hingebung ſtrebt. Wie eine Braut im höchſten hochzeitlichen Gewande, ſo zeigt ſich die Kunſt in der correcten Zeichnung und daneben ſtehen die Engelsgeſtalten mit der Miene der Verklärung. Wahrhaft ergreifend iſt das dämoniſche Princip, ohne das die Engel — keine Engel wären. Wie ſehr offenbart ſich hier die gedankenvolle Tiefe; wie lieblich ſind die arabeskenartigen Verzierungen, mit welcher

Gewalt dringt die Ueberzeugung in ein Ewiges ein!

Von Cornelius, voll von den großen Eindrücken des Tags, ſchlenderte ich nach Charlottenburg. Die ſchönen Bäume des Thiergartens erregten mir ein wohlthätiges Heimatsgefühl. Die grünenden Eichen und Birken wehten mir Troſt in die Seele. O Kunſt, dachte ich, wie du ſo frei in der Welt daſtehſt, dich vor nichts beugſt, das Leben nachläſſig und tiefſinnig nimmſt! Das ſtärkte mich, daß ich mir ſagen konnte, ich bin unabhängig, ich will keine zerſtreuende Ueberladung, keine beklemmende Richtung, will nichts als das ſtille Einfache, als das Verheißende, das in der Natur als tiefes Seelenleben pulſirt. Wie oft hat mir die Palette ſchon eine unendliche Gleichgültigkeit gegen die Welt gegeben, wie oft das Rauſchen des Quells mich geſtärkt gegen das betäubende Geſchwirr und Geſumſe der Meinung. Auch heute habe ich wieder einen tüchtigen Athemzug gethan. Die Sonne fing an ſich zu ſenken und ihr feuriger Glanz ſandte rothe Strahlen durch das gelbliche

Laubwerk. Die Ferne lieferte ihren blaulichen Azurſchimmer, die Nähe umſchwebte mich mit dem Dufte des Herbſtes, die Spree ſchillerte in Silberflittern. Wie ein großes Gartenhaus in einem ſchön angelegten Park, ſo liegt das charlottenburger Schloß einladend da. Hier iſt die Vegetation reicher. Zwar fehlen die Berge, aber ich war doch glücklich, Andeutungen des Südens in den duftigen Alleen, den Orangeriehäuſern und den noch ausgeſtellten Topfgewächſen zu finden. Das Mauſoleum ergriff mich. Es iſt würdig gedacht. Ganz überwältigt war ich von Rauch's Statuen, von dieſer Auffaſſung, von dieſer Wahrheit und Natürlichkeit. Ja, dieſes Königspaar hat ſich mit flammender Anſtrengung, durch herzzerreißende Kämpfe, durch große Entmuthigungen zum Frieden gerungen. Das ſpricht ſich ohne Affectation, ſehr ſchlicht und einfach aus.

Auf dem Heimwege begegnete mir der Referendar Berg.

Liebſter, Beſter, rief er mir zu, indem er aus ſeinem gemietheten Kremſer auf die Heerſtraße

ſprang: wie ganz anders war es in Rom als hier! Dort konnte ich noch ſchwärmen, noch glauben, noch an eine lederne Seele, wie den Juſtizrath, und ſeinen warmen Antheil an mich glauben.

Was haben Sie mit dem Juſtizrath? fragte ich ganz erſtaunt.

Wiſſen Sie denn nicht, daß er mir ſeine Protection für meinen Prozeß, mir den Gewinn deſſelben und Gott weiß was Alles zugeſagt hatte? Als ich hier anlange, ihn aufſuche, ihn an ſein Verſprechen erinnere, iſt er wie aus den Wolken gefallen, kalt und vornehm, nimmt eine Amtsmiene an und entläßt mich endlich mit dem Bedeuten, er könne und dürfe ſich nicht in meine Angelegenheiten miſchen. Warum kann er ſich nicht dareinmiſchen? Weil er einen Orden zu erlangen hofft und der Gegner in meiner Prozeßangelegenheit eine einflußreiche Perſon iſt.

Berg ſagte das ſo ingrimmig als möglich. Ich mußte lachen. Um ihn zu tröſten, bemerkte ich: Die meiſten Menſchen ſind wie der Juſtizrath, abhängig vom Augenblick und vom Zufall, wenig zu-

verläſſig, ja ſelbſt den Naturelementen, dem Sonnenſchein und dem Regen, der Kälte und Wärme unterthan. Schieben Sie des Juſtizraths Sinnesänderung auf den Norden, auf den Herbſthimmel, ſeien Sie nachſichtig aus ethnographiſchen und klimatiſchen Gründen!

Zu Hauſe fand ich eine Einladung des Juſtizraths für den Abend. Als ich mich um acht Uhr einſtellte, traf ich Jenny allein. Sie war faſt nonnenhaft gekleidet, ſtockend und verlegen, ſprach von ihren hausfräulichen Pflichten, von der Nothwendigkeit ſich unterzuordnen, von der Verſchiedenheit des römiſchen und des deutſchen Lebens und wie ſich Jeder nach den Verhältniſſen und Sitten des Landes zu richten habe, was denn auch mache, daß es ihr unmöglich würde, ohne ihren Mann auszugehen, daß ſie ihm Achtung und Rückſicht ſchuldig ſei und mit Schmerz harte Urtheile uber ihn und ſich habe hören müſſen, welche Urtheile ſie niederzuſchlagen hoffe durch öfteres ſich mit ihm Zeigen im Theater und auf der Promenade, durch nicht Annehmen der Beſuche am

Morgen, durch einfache Kleidung, durch Zurückhaltung ....

Ich ſah ſie erſtaunt an.

Theure gnädige Frau, ſagte ich mit warmer Theilnahme, Sie betrüben mich, wenn ich ſehe, daß das heitere Leben in Ihnen dem herz- und markloſen Treiben der Geſellſchaft weicht. Laſſen Sie ſich doch nicht zu dieſem oder jenem ſchmackhaften berliner Gericht zubereiten, bleiben Sie doch Sie, erlauben Sie nicht, daß Ihre Natur erſtickt durch die Form.

Form, Form! wiederholte Jenny melancholiſch. Form iſt Weſen und Paſſivität iſt Weſen der deutſchen Frauen. Daß Viele darin unglücklich ſind, will ich nicht beſtreiten. Für Andere iſt ſie eine Grenze, ein Zügel.

Sie ſtrich ſich die Haare aus dem Geſicht. Ich erfaßte ihre Hand. Sie entzog ſie mir, indem ſie verweiſend ſagte: Wir ſind in Berlin, nicht in Rom!

Indem trat Ottilie ein. Ich hatte ſie ſeit Rom nicht wieder geſehen; nun ſtand ich vor ihr, erfüllt

von Erinnerungen, mit der ängſtlichen Frage im Gemüth: Wie wird ſie ſein? Auch niedergedrückt, auch verſchüchtert, zweifelnd, muthlos, ſchroff, ſtarr? Von dem Allen war ſie nichts. Sie gab mir freundlich die Hand, zitterte in ſich hinein und ſetzte ſich an den Tiſch, auf dem Zeichnungen lagen.

Wie das Zimmer ſich mit einigen Gäſten gefüllt hatte, konnte ich ihr zuflüſtern: Ich habe mich vor Ihnen gefürchtet, denn ich habe geglaubt, auch Sie würden, wie Ihre Schweſter, verändert und anders als in Rom ſein!

Verändert? fragte ſie. In was ſollte ich verändert ſein? Und anders? Ich bin mein kurzes Leben lang auf Inneres, Praktiſches, auf ſtille Befriedigung, auf Arbeit angewieſen geweſen; ich habe nicht nach Außen geſucht, was ich in der Werkſtatt der Seele finden konnte, mich aber auch gehütet, von Andern zu verlangen, was Gabe des Himmels iſt.

Sie griff nach einer angefangenen italieniſchen Landſchaft, ſpitzte den Bleiſtift und fing zu zeichnen an.

Sie zeichnen? fragte ich ganz erſtaunt.

Warum denn nicht? entgegnete ſie lebhaft. Hätte ich mir je ein Urtheil über Ihre Arbeiten angemaßt, wenn ich nicht ſelbſt etwas ins Handwerk pfuſchte?

Ach! erwiderte ich ergriffen, wie viele verborgene Schätze tragen Sie in ſich und wie muß Sie die Feigheit der Geſinnnng, der Sie auf allen Schritten begegnen, verletzt und unangenehm berührt haben?

Nicht doch, entgegnete ſie liebreich, wer die Welt kennt, wird vorſichtig im Urtheil, berückſichtigt die Verhältniſſe, ſieht hinter der vorliegenden Thatſache die unberechenbaren Einflüſſe, die ihren Schatten ſelbſt auf edle Menſchen werfen. Ich bin was ich bin, aber ich laſſe die Andern ſein was ſie ſind.

Wir wurden im Geſpräch geſtört und ich konnte den ganzen Abend nicht wieder zu ihr gelangen. Ein Beamter, der im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten diente, hatte ſich der Converſation bemächtigt und pererirte viel vom Hof und der

Geſellſchaft, von der Einverleibung Krakaus und dem neueſten „inexpreſſibeln“ Roman von Wilibald Alexis. Als es elf Uhr ſchlug, empfahl ich mich. Unterwegs dachte ich: Bald ſehen wir uns ja Alle in Potsdam wieder. Da werden die Herzen aufthauen und die Gemüther ſich wieder zuſammenfinden.

Sonnabend.

Ich war in Potsdam, ich wollte mir dies brandenburgiſche Verſailles mit ſeinen hiſtoriſchen Erinnerungen und den franzöſiſchen Gartenanlagen gründlich anſehen. Der innige Zuſammenhang mit der Natur, die Ahnungen des Himmels ſtiegen in mir auf, als ich langſam den Weg von der Eiſenbahn über den Schloßplatz nach dem Thore nahm und der glänzend helle Sonnenſtrahl mir in die Mitte des Herzens, dahinein fiel, wo die Hoffnung wohnt. Im Garten von Sansſouci ſprangen die Waſſer. Das Laub war wundervoll buntfarbig. Oben auf der Terraſſe, wo der Blick Anhöhen findet und die Havel ſich lieblich zwiſchen Wieſen durchdrängt, dachte ich an Friedrich den Großen,

und es war mir als ſähe ich ihn majeſtätiſch da ſitzen mit ſeinem gebieteriſchen Anſehen, den dreieckigen Hut auf der ſteifen Friſur. Der Geiſt war gefeſſelt durch dieſe große Exiſtenz voll Blitze und Sterne, ich war auf das Gebiet einer merkwürdigen Geſchichte getreten, fühlte mich zwiſchen der beweglichen Endlichkeit und der unbeweglichen felſenfeſten Ewigkeit und ließ ungefährdet, wie weſenloſe Schatten, die Erinnerungen der Vergangenheit an mir vorübergleiten!

Die Agglomeration von Gärten, Thürmen, Pavillons, Terraſſen machte die Landſchaft idealiſch ſchön. Potsdam, der kleine Hafen, die Windmühlen, aufgetaucht aus dem Flutenſpiegel der Havel, waren vom zarteſten Schmelz überhaucht, die weißen Segel zogen wie Schwäne durch die ſilberne Flut. Das war ſo ſtill, ſo lieblich bei all dem Wuſt, der über der Reſidenz lag, daß ich recht begreifen lernte, warum die Liebe für Sansſouci übergegangen iſt vom großen Ahnherrn auf den jetzigen König. Außer der Pietät für das Vergangene, das ſich kund thut durch Wiederherſtel-

lungen der älteſten Anlagen, weht hier ein tiefer, ungeſtörter Friede, erhöht durch das zauberiſche Farbenſpiel der ſpringenden Waſſer, geſchützt durch die hohen Bäume, die ehrerbietig die Häupter neigen. Wie es ſo hoffnungslos, ſo unruhig hinter dieſen Anhöhen ausſieht! Wie die Nothwendigkeit der Umbildung ſo vieler Zuſtände dringend und die paſſende Form doch nicht gefunden wird. Nichts ſteht mehr auf dem frühern Piedeſtal, weder die Religion, noch die Geſellſchaft, nicht einmal der Staat. Aber dies Sansſouci iſt ein anmuthiger Ruhepunkt, obwohl auch hierher die Sorgen wandern, die Miniſter auf der Eiſenbahn hin- und herfahren, die Schreibmaterialien nicht geſchont, der Stille nicht gepflogen werden kann.

Als ich mich ſatt an der Terraſſe geſehen, ſchlich ich mich um das Palais, um die großen tiefherabgehenden Fenſter herum, in der Hoffnung, Eingang zu finden. Und ſiehe, Friedrich des Großen Wohnung ward mir im Fluge, da die höchſten Herrſchaften in Charlottenhof waren, aufgethan. Mit ernſtem Auge habe ich den Stuhl angeſehen, auf

dem der große Mann geſtorben iſt. Ich ſtellte mir ſein Leben und Treiben, ſein Athmen für Wahrheit vor, dieſe Kraft zur Beſiegung der Trübſale, dieſe ſchöpferiſche Kraft, die ihrer Zeit Schwung, Zuverſicht, Willen gibt. Ich fragte nach Dieſem und Jenem, nach der Bibliothek, nach Voltaire's Zimmer, Alles haſtig, weil der Bediente hinter mir mir auf die Ferſen ganz beängſtigend immer mit der Drohung trat, ich müſſe eilen, der Hof könne in jeder Minute zurück ſein. Ich that einen tiefen, erleichternden Athemzug, als ich nirgend eine Spur von modernem Geſchmack, nichts von der Mode des Tages erblickte. Alte Pendülen ſtanden auf den Kaminen; an den Wänden hingen ſchöne Gemälde. In einem Zimmer ſtand ein Flügel, in einem andern ein Schreibtiſch . . . es war ein heimlicher, befriedigender Eindruck, die Bewohner von Jetzt voll Bewunderung für den Bewohner von Sonſt, Alles ſtill und regungslos, Alles abgedämpft zu einer geiſtigen Erquickung, die Erinnerung lau und lieblich ſpielend mit der Gegenwart. — Plötzlich riß mich der Diener hinweg.

Der König und die Königin! ſagte er zuſammenſchreckend. Als ich im Garten war, ſah ich mich um. Der König ſtand auf der Terraſſe. Die Königin war in die Gemächer zurückgetreten. Es wurde um mich laut von Stimmen, von Hin- und Herwandelnden, von Kammmerherren, die zur Tafel kamen. Einen Augenblick blieb ich ſtehen, um mir die bedeutungsvolle Geſtalt des Königs, in deſſen Hand das Schickſal von Millionen ruht, anzuſchauen. Dann ging ich in tiefe Gedanken verſenkt nach Charlottenhof, das eine ſelbſtändige Schöpfung des preußiſchen Herrſchers, eine liebliche italieniſche Villa, ein phantaſtiſches Stück Alhambra iſt und doch einen wundervollen Eindruck von Harmonie, trotz der zwei ſo verſchiedenartigen Charaktere, die es an ſich trägt, macht. Wenn das Leben aus Traumſtoff zuſammengewebt iſt, ſo muß es ſich hier herrlich träumen laſſen. Das Gemüth iſt angeregt und doch zufrieden. Die Farben der Blumen und Bäume, die Schatten, die in dem Glanze ſchwimmen, mildern was etwa zu grell wäre. Hier läßt ſich ein vollkommenes Glück denken, ein von Liebe und

Genuß ſanft eingewiegtes Daſein; ſchön wie das Ideal; eine Blüte und Krone dieſe königliche Wohnung, eine Grazie der Poeſie, um die die Weinreben ihre Guirlanden ſchlingen. In Charlottenhof hat der König einige Lieblingsbilder in einem Pavillon aufgehängt. Das iſt ein Ort, der nichts von dem dürftigen platten Boden der übrigen Welt weiß. Hier, dünkt mich, muß ſich die Phantaſie heimiſch fühlen. Hier lernt man auch den Idealitätsſinn des Königs verſtehen, der mit in die duftende Scenerie dieſer Roſen, Bäume, Marmorbaſſins, dieſer lieder- und märchenreichen Gegenſtände gehört. Charlottenhof iſt ſchön, nicht etwa dieſes Pavillons, dieſer Weinreben, dieſer Colonnaden wegen, ſondern weil es ein Ganzes, Geiſt und Gemüth zugleich Anſprechendes iſt. An dem Ort hätte ich lange weilen mögen. Aber ich durfte nicht, ich wollte noch nach dem Babelsberg und Abends ins Theater, ich wollte einmal einen Touriſtentag haben, voll Genuß, Ermüdung und wechſelnder Eindrücke.

Der Babelsberg hat mir, trotz dem, daß er nur

ein Sandhügel iſt, gar wohl gefallen. Er iſt einſamer als die übrigen Umgebungen Potsdams, und weckt doch eine Schar munterer Gedanken, die ſich wieder auflöſen in ſtille. Das Schloß darauf, die Bauten überhaupt, ſind feſt, voll Mark und Sinn; auch die Fülle Waſſers, die mühſam heraufgeleitet wird, gefiel mir, weil es ein Bedürfniß nach Erfriſchung und Reinlichkeit vorausſetzt und dabei Nutzen und Annehmlichkeit ſchafft. Am beſten freilich gefiel mir die Betrachtung, daß hier eine geiſtreiche, ſtrebende Fürſtin ihre freien Stunden ausfüllt durch ernſtes Studium. Was ich von ihr hörte, von dieſem ſcharfen, raſchen Auge, von dieſem entſchiedenen, nüancirenden Auffaſſen der Weltbegebenheiten, von dieſer Beweglichkeit und Anmuth der Geſinnung, die ſich im Reden und Handeln kund thut, bewies mir, daß ein tiefſinniges Leben in voller Blüte ſteht, ein Leben, das Nerv und Haltung, impoſante Proportionen und weiche, weibliche Seiten hat. Abends ſah ich die ganze königliche Familie in der Antigone.

Das Moderne hat geeifert gegen das Alte, hat

es ungenießbar machen, es herunterziehen wollen, und doch läßt ſich nicht leugnen, daß dieſe Antigone etwas Grandioſes hat. Es iſt ſehr natürlich, daß Menſchen, die durch handgreifliche, ſinnliche Eindrücke gerührt ſein wollen, unempfindlich gegen die Sprache ſind. Aber einem gebildeten Publicum, wie hier, muß jene eintönige Rede einen vibrirenden Effect machen.

Sonntag.

Ich habe die Gräfin Roſſi geſehen. Sie gab eine matinée musicale, zu der mich ein Bekannter aus Vergünſtigung mitnahm. Die zauberiſche Erſcheinung am Clavier, die ſchönen Formen, ohne den brutalen und alltäglichen Tumult der Oeffentlichkeit, gab mir ein Gefühl der Abgeſchiedenheit, gerade ſo, als ſei ich auf irgend einer verzauberten Atlantis. Ueber ihr wehten erfriſchende Lüfte; um ſie ſtrömten die kühlenden Quellen des Lebens. Es war eine ſanfte Schwärmerei, ein Genuß, der durch alle Poren drang, etwas, das das Weſen in myſteriöſe Verbindung mit dem Beſten brachte, eine Reihe lichter Gedanken, ein

ſich Verſenken ins Meer und wieder daraus Hervorſtrahlen. Ich meine, man könnte durch die Muſik, durch dieſe Muſik eingeweiht werden in erhabene Geheimniſſe. Sie jagt Stürme durch die Seele, iſt Dornen- und Strahlenkrone zugleich, beſchwichtigt und erhebt. Frauliche Stimmen überhaupt, und wie viel mehr die der Gräfin Roſſi, haben etwas Verheißungsvolles, etwas Uebermenſchliches und dann . . . man iſt frappirt, hier den Geſang in ſo harmoniſchem Einklang zu finden mit der Perſon. Einzelne Vorzüge, einzelne Schönheiten finden ſich überall, aber dieſe in ſich abgeſchloſſene Einheit ſpricht am meiſten an. Ich ſpann mich förmlich ein in die Wunderklänge, ließ den großartigen Eindruck ruhig auf mich einwirken und kam erſt ſpät dazu, die Anweſenden zu muſtern. Da war der Muſikkenner, der liebenswürdige Lord Weſtmoreland und ſeine Gemahlin, die ihre Gedanken in Farben taucht und ſie auf die Leinwand feſtbannt; da der faſt durch Aneignung der Sprache zum Deutſchen gewordene Baron Schimmelpennink, der zwiſchen geiſtreicher Harmloſigkeit und unver-

wüſtlich guter Laune mitten inne ſchwebt; der Diplomat, Baron von Meyendorff, deſſen Verſtandesſchärfe die Welt wie eine transparente erkennt und die von ſeinem Urtheil durchleuchteten geheimen Gedankenkammern nicht ohne warme Gefühlsanflüge läßt; der wohlwollende Graf Antonini; der wiſſenſchaftlich gebildete Herr von Rothomb; der Marquis von Dalmatien, der als Mann von Geiſt die Kunſt ſich einverleibt hat; der Miniſter von Savigny, der mit ſeinem ſchöpferiſchen Genius Geſetze gibt und das Maß für die Strafberechtigung des Staates zu finden weiß; ſeine Gemahlin, die Schweſter der genialen Bettina, voll feinen Humors, im Vordergrund des Lebens, herzengewinnend durch Humanität; der flüchtig Reiſende Alfred von Reumont, aus italieniſchem Boden wieder auf deutſchen zurückverpflanzt, mit kunſtgeſchichtlichen Studien das Heimweh nach Heſperiens Gefilden erſtickend, deſſen Wirken den Verluſt, den die gelehrte Welt mit Rumohr's Tode erlitt, minder ſchmerzlich empfinden läßt; Viele, die ich nicht nennen kann und will, die theils in

der matinée musicale tändelten und kokettirten, unſtät und luſtig mit geflügelten Sohlen durch die Salons eilten, theils ſich in die Würde der Excellenz hüllten; ſchöne Frauen mit geſellig fertiger Bildung, voll fliegender Hitze, voll bewußter Natürlichkeit, berechnender Kritik, ein ariſtokratiſcher Blumenſtrauß, der die Räume mit duftender Liebenswürdigkeit füllte.

Der Zeitgeiſt will Bewegung. Er herrſcht in den berliner Geſellſchaften, die eine ameiſenartige Rührigkeit, einen Drang aus den Gewohnheiten zu treten, einen raſtloſen Lebenstrieb verrathen. Er herrſcht auch in den Blättern und Schriften, in den Vorleſungen, von denen der forſchungsluſtige Doctor Mundt eine über die Literatur vorbereitet und, wenn ich nicht irre, ſie in der Schwebe zwiſchen Humor und Ernſt zu halten wiſſen wird.

. . . Jenny war aus, als ich an ihre Thür pochte. Da der Diener mir ſagte, daß ſie bald wiederkehren würde, ließ ich mich in den Salon führen, ſetzte mich an den Büchertiſch und wartete.

Ich hatte das Bedürfniß eines Hinausſtrebens über das Bedingte. Die Fenſterflügel waren geöffnet; die Vorhänge, weiter als gewöhnlich zurückgeſchoben, ließen die friſche Herbſtluft ſtromweiſe hineindringen. Ich dachte an . . . Ottilie, an die gedämpfte, ſanfte Stimme, die mir ſo rührend iſt, an ihre Augen, die mit Innigkeit auf dieſem und jenem Gegenſtand, nur nicht auf mir ruhen, an ſo Vieles, das mir wehe und wohl thut.

Ach, Ottilie, könnteſt du mich lieben, ich würde meinen Arm um dich ſchlingen, dir ſagen, komm mit mir nach Italien, laß uns dahin ziehen, wo Viele anders und wir Dieſelben ſind, liebe mich, lege dich nicht ſo kühl an mein Herz, ſei ein mich umſchwebender ein mich begeiſternder Genius, ein fühlendes Weib ....

Ich dachte das und es ergriff mich eine tiefe Sehnſucht. Von Kindheit an habe ich mich gewöhnt, meine Innerlichkeit nur der Kunſt aufzuſchließen, nur in Farben zu reden. Wie wohlthätig entwickelnd müßte Mittheilung in geiſtiger Hinſicht ſein, wie viel könnte Ottilie mir werden,

wie ſehr würde ſie mich ſchützen vor Thorheiten, Misgriffen und Fehltritten . . . Da fiel mir die Betrachtung beängſtigend aufs Herz, daß Jenny in dieſer Stimmung mich überraſchen würde. Ich konnte die egoiſtiſche Frau jetzt nicht ſehen, jetzt nicht, wo es mich mit Grauen vor dieſen hohlen Exiſtenzen, dieſen Lügen packte. Ich ging, halb grollend, halb glücklich. An der Schwelle des Hôtels begegnete mir Jenny zu Pferde mit dem ihr aufgezwungenen Juſtizrath. Sie ſah mich neugierig an. Ich zog den Hut, ohne ein Wort hervorbringen zu können ....

Sonderbarer Menſch! hörte ich ſie dem Juſtizrath ſagen, als ich in die Charlottenſtraße einbog. Sie hatte keine Ahnung von den Fäden, die meine Exiſtenz geſponnen hatte, keine ....

Montag.

Ich bin endlich zu einem Entſchluſſe gekommen. Es iſt morgen der zwanzigſte October, der Tag, an dem ſich die zerſtreuten Glieder der römiſchen Geſellſchaft auf der Terraſſe von Sansſouci verſammeln werden. Iſt dieſes abgethan, dieſe aus

Pietät geübte Pflicht, ein einmal gegebenes Wort nicht zu brechen, ſo reiſe ich übermorgen nach Italien. Meine Bilder ſind verkauft. Nichts feſſelt mich hier, nichts als mein thöricht Hoffen und Träumen, als dies Herz, das ſich losreißen und dann ausbluten muß. Lange habe ich eine gewiſſe wunderbare Gelaſſenheit geübt, lange Ottiliens Meinungen belauſcht, lange mir Dies und Jenes zum Troſt für ihre Kälte geſagt. Nun muß ich ausruhen, muß jene natürliche Enttäuſchung tragen, die allen Uebertreibungen in der Empfindungsweiſe folgt. Ich will entſchieden — Trennung, muß ſie entſchieden wollen. Berlin drückt mich. Hätte ich eine heitere Seele, ſo würde ich mich noch eine Zeit lang unter den Linden, im Thiergarten, im Theater und in der Geſellſchaft herumtummeln; ſo aber fühle ich mich deprimirt, fühle mich wie ein Vogel im Regen. Die Flügel ſind naß. Ich habe unmittelbare Anſchauungen, ein freies, vom Strom der Empfindung erfriſchtes Daſein, geſunde Nervenfäden nöthig, die ich hier an dieſen, auf ſchmackhafte Koſt und leckere Ge-

nüſſe eingerichteten Verhältniſſen nicht finden werde. Darum fort, nicht, weil Berlin nicht kunſtliebend, nicht ſtrebend, nicht ſchön und geiſtreich wäre, es iſt dies Alles, iſt werth, eine ernſte, dauernde Befriedigung aus ihm zu ſchöpfen, aber weil ich fühle, daß ich einen umflorten Blick, ein ſchweres Herz bekomme.

Ich las heute Morgen in Varnhagens von Enſe Denkwürdigkeiten und wußte in der That nicht, was ich mehr bewundern ſollte, die weltmänniſche, fein diplomatiſche Form, die claſſiſche Proſa, deren ſich ein Goethe zu freuen hätte, oder die Fülle großer Erinnerungen, die er wie orientaliſche Perlen aneinander zu reihen weiß. Neben dem eigenen, ſo bewegten Leben, einer kriegeriſchen Vergangenheit voll, die anfängt Geſchichte zu werden, die er einrahmt in Biographien und Memoiren, nicht ohne ariſtokratiſche Ideen, ob er dieſe auch der jungen Literatur zuwendet und Schritt mit der Jugend hält; neben dieſem bewegten Leben ſteht ein zweites, Rahel, ſeine Gattin: ein Leben, das etwas Divinatoriſches an ſich hatte, überſchüttet

ven Geiſtesgaben, voll liebenswürdiger Weiblichkeit und doch höher als das Geſchlecht, durch die Kraft des Denkens, durch die Größe der Geſinnung, durch die Verſöhnlichkeit, die ohne Egoismus das Beſte im Andern ſuchte und das Kleine bei Seite ſchob. Offenbar mußte Rahel den entſchiedenſten Einfluß auf Varnhagen haben. Es mußte eine Wechſelwirkung entſtehen, ein Geben und Nehmen der edelſten Geiſter, ein ergötzliches, ſtets heiter ſtrömendes Zwiegeſpräch, das ſich theils mündlich, theils brieflich abſpann. In dieſem Briefwechſel, den Varnhagen nach dem Tode Rahel's herausgab, erſcheinen ſie Beide gleich liebenswerth. Beide zeigen ſich in ihm als echte Menſchen, geſund an allen Seelenkräften, leidend nur an der Hülle, dieſer tragiſchen Lebensbedingung, der ſie nicht entrinnen konnten. Wie habe ich mich erfreut an dieſen Büchern, wie mir geſagt: Das war eine Ehe wie ich ſie träume, wie ich ſie mir gefallen laſſen würde. In der widerſtrebte keine Herzensfaſer dem Verſtändniß, in der waltet die reine Wahrheit. Die weicht nicht ab von der Natur,

die hat einen Sinn, den Sinn der Liebe. Daraus erhebt ſich der Keim des Ideals, lodert die Flamme des Gefühls. Es iſt hier nicht die Rede von dem ſich Beherrſchen laſſen, oder ſelbſt Herrſchen, von innerer Unſicherheit; es iſt von einem unausgeſetzten Intereſſe, ſich Tragen, von Gegenſeitigkeit, von Wechſelwirkung, von Entwickelung die Rede. Dazu die grandioſe Staffage der Kriegsjahre, das ſtille Neſt im Hauſe, das Beide mit Behaglichkeit umfaßte und draußen . . . der Donner der Kanonen. Wie vielgeſtaltig dieſe Ehe, wie reich an Gedanken, an Menſchen, an Freunden, an Selbſterkenntniß, an Unbefangenheit, voll äußerer Unruhe und inneren Friedens! — Dieſe ſtille Befriedigung iſt es auch unſtreitig, die Varnhagen zum Goldkorn der Einheit verholfen hat, zu jener Sammlung, mit der er die Weltbegebenheiten mit immer reifer werdendem Verſtande aufzeichnet, zu jenem Talisman, der ihn in der Seele der Menſchen leſen läßt.

Ich habe den heutigen Tag benutzt und mich zuerſt mit Herrn von Sternberg und dann mit der Verfaſſerin der Lebensfrage, mit Fanny Lewald,

bekannt machen laſſen. Sternberg habe ich gefunden, wie ich ihn mir aus ſeinen Schriften conſtruirt hatte. Dialektiſche Fertigkeit, ein tüchtiges Material, Phantaſie voll reicher Schönheitsblüten, Herrſchaft über ſich ſelbſt und den zu verarbeitenden Stoff, hier und da nicht ohne Laune, Vorurtheil und Abſichtlichkeit, kleidſam eingehüllt in das Gewand des Jahrhunderts, in die Mode, in das Geforderte, nicht frei vom Sollen, aber auch voll Wollen, innerlich ein Poet und äußerlich ein Weltmann, einſiedleriſch in ſeinen Gewohnheiten und doch keineswegs fremd dem Lebensmeer mit ſeinen Spitzen und Felſen.

Fanny Lewald's Talent iſt ſchlank, ſicher und rein, hervorgeſchoſſen aus der ſtillen Inſel des Familienglücks, voll freier Entfaltung der Perſönlichkeit, das eigene Leben ausbreitend in die Weiten und Höhen der Objectivität, eine ſchöne Enthüllung des Verſtandes und Herzens, mit feiner Auffaſſung gepaart. Da iſt ſo gar nichts Blauſtrümpfiges, Philiſterartiges; da iſt nur die mächtige Weiblichkeit, die Anmuth des Geiſtes und des Witzes, ein

Talent voll Schönheitslinien, wenn auch der Duft der Phantasie weniger vorherrschend bei ihr als bei andern Schriftstellerinnen ist. Dafür wird sie nie an irgend einem Gedanken erlahmen; immer wird die Umsicht, die Heiterkeit, die Liebe zum Natürlichen, ja eine wohlthuende Leidenschaftlosigkeit vorwalten, immer auch die sittliche Ruhe durch jede Zeile, wie durch jedes mündlich ausgesprochene Wort schimmern.

* * *

Am zwanzigsten October sah man Edgar durch die Leipziger Straße dem Potsdamer Bahnhof um zehn Uhr Morgens zueilen und an der Kasse ein Billet lösen. Weil er allein mit seinen Gedanken sein wollte, drückte er sich in die Ecke eines ganz leeren Waggons. Es war ihm feierlich zu Sinne. Zuweilen legte sich eine unbezwingliche Beklommenheit wie ein eisernes Band um das Herz, wenn er dachte: Heute werde ich Alle, die mir in Rom mehr oder weniger lieb waren, wiedersehen, heute auch von Jenny und Ottilie scheiden! Er

mußte ſich die Vergangenheit, die drei in Berlin verlebten Wochen, ſeine letzten Eindrücke zurückrufen. Seine untergegangene Jugend, ſeine Hoffnungen, ſeine Enttäuſchungen tauchten empor. Er fuhr ſich mit der feinen Hand über die Stirn, ſeufzte tief auf und dachte: O ihr Tage in Rom, ihr waret die beſeligendſten! Dieſer contemplative Genuß, dieſe Sommernächte mit Mondſchein, dieſe Extaſen, wenn die Sonne hinter der Campagna verſinkt und die davor lagernden Wolken in purpurrothe Blumen verwandelt, wo fände ſich das zum zweiten mal? Was war inmitten dieſes Genuſſes mein dominirender Gedanke? die Liebe! Was hüllte mein Herz beruhigend in Dunkel und Schlaf? der Glaube an Liebe! Den erſten Wunſch meines Lebens habe ich nicht erreicht; das erſte Streben iſt nicht geſtillt. Hier habe ich mich, in dieſem geiſtſprühenden Berlin, geben laſſen, mich mit etwas affectirtem Intereſſe auf die Beſichtigung der Sammlungen, der Ateliers, ſogar auf Lektüre und Menſchen geworfen. Meine reizbare Natur ſuchte ſich Arbeit; ſie wollte ſich von der momentan ent-

ſtandenen Erſchlaffung heilen, ausſtoßen den Tropfen Bitterkeit, der mir das Leben zum Epigramm macht. Jetzt aber muß ich es durchaus zur Tüchtigkeit bringen, muß Selbſtbeherrſchung üben, nicht hartnäckig, nicht eigenſinnig ſein. Entſchlüſſe üben eine primitive Kraft aus, ſie führen in die Urelemente zurück, erhalten unzerſplittert, warnen vor dem Durſt, Alles genießen, Alles beſitzen zu wollen. Ausdauer ſoll mein Panier ſein!

Er ließ das Fenſter hinunter und blickte auf Berlin zurück. Die Ebene trug einen Charakter der Schwermuth, die Gedanken konnten auf ihr ungeſtört hin- und herziehen. Da ſchien es ihm, daß Berlin, als Stadt, ſich zu ſehr angriffe im Drange, etwas Außerordentliches zu thun, daß es ſich zu ſehr nur raiſonnirend bewege, zwiſchen die politiſchen Intereſſen zu viel Schöngeiſterei, zwiſchen den Myſticismus zu viel Profanes werfe; aber er mußte auch geſtehen, daß es überlegen, gebieteriſch, halb ſteif, halb leicht ſei. Das viele Gerede hatte ihn ermüdet, aber zugeben mußte er, daß der Berliner mit Umſicht, Ernſt, Geſchicklichkeit und Talent

reden kann. Etwas Disciplin der Zunge, etwas weniger Geldliebe ....

Hier durchschnitt Edgar's Gedankenreihen ein heller Pfiff. Die Thür des Waggons ward aufgemacht. Er war in Potsdam. Spähend sah er sich um, ob Niemand mit diesem Zuge von seinen Bekannten angekommen war. Niemand! — Sie werden schon da sein! dachte er. Langsam ging er über den Schloßplatz; langsam stieg er die kleine Anhöhe von Sanssouci hinauf. Es regnete etwas, indeß verschwanden die Wolken schnell, und als Edgar oben auf der Terrasse stand, war die Beleuchtung wunderbar gedämpft und der Havel so vortheilhaft, daß das Ufer höher und üppiger erschien. Nach und nach drang die Sonne hindurch und machte das Bild malerisch phantastisch. Der Fluß war wasserreich, voll stolzer Kraft, ungefesselt, in lebendiger Bewegung. Edgar fühlte sich beklommen; es kamen Spaziergänger, die ihm bekannt schienen. Scharf blickte er hin, es waren Fremde. Indeß trieb die Fontaine lustig ihr Spiel und Kinder jubelten mit Reifen vorüber, dann schlug es

langſam halb zwölf Uhr, dann Dreiviertel, dann zwölf. Das war die beſtimmte Stunde der Zuſammenkunft. Edgar ſah hier- und dorthin. Der Duft der ausgeſtellten Blumen quoll ihm wunderbar entgegen; in den Zweigen huſchte es ... War's ein Freund? Nein, es war ein Vögelchen, das auf der Erde forthüpfte, Futter pickte und ſich in die Lüfte hob. Nun konnte es Edgar nicht mehr aushalten. Er ſtieg abwärts zur Fontaine, umkreiste ſie, und als noch immer Niemand kam, ſetzte er ſich mit heimlicher Verzweiflung erſchöpft auf eine Bank. Er hatte doch mehr an dieſer Zuſammenkunft gehangen, als er ſich eingeſtehen wollte. Es war ihm jetzt plötzlich, als packe ihn der Schmerz, als müſſe er auf die Hoffnung, auf das Glück verzichten. Mit Thränen im Auge ſeufzte er, daß die Freundſchaft kein Vertrauen, die Liebe keine Treue habe.

Ich will die Irrthümer und die Fehler nicht mehr wie etwas anſehen, das ausgerottet, ſondern nur wie etwas, das ertragen ſein muß! dachte er faſt laut. Das Glück will definirt werden; es gibt

ja Freuden in jedem Alter; in der Kindheit hat man die ſelbſtiſchen, in der Jugend die, welche mit dem Geliebten zuſammenhängen; dann kommt die Periode, wo man ſich heroiſch zu geſtehen hat, daß die Perſönlichkeit, der Egoismus ſein Ende erreicht und nur das noch erlaubt iſt, was die Hingebung, die Aufopferung angeht. An dem Punkte ſtehe ich jetzt. Ich ſage mir: Das, was du träumteſt, iſt nichts, das, was du hofftеſt, iſt wieder nichts. Komm, kalter Verſtand, mitleidsloſe Weisheit, ihr ſollt meine Gefährten ſein ....

Er war aufgeſtanden und ſchickte ſich ſeufzend zum Rückweg an; da trat eine weibliche Geſtalt langſam aus den Gängen links, eine Begleiterin zur Seite, die Edgar nicht kannte, freundlich ihn grüßend, ungewiß ob ſie gehen oder bleiben ſollte. Die, die er kannte, war — Ottilie!

Gerechter Himmel! rief Edgar. Sie hier, Sie die Einzige aus dieſer ganzen zahlreichen Geſellſchaft, die Wort hält?

Er ergriff ihre Hände und bedeckte ſie mit Küſſen.

Die Freundin ließ ſie allein und Ottilie ſagte nicht ohne Bewegung:

Loben Sie mich nicht vor der Zeit. Ich bin hier mehr zufällig als abſichtlich, ſeit einigen Tagen bei einer Freundin in Potsdam, unſchlüſſig, ob ich den Ort der Zuſammenkunft aufſuchen ſollte, da ich im voraus wußte, daß er einſam ſein würde.

Sie wußten? fragte Edgar betroffen.

Ich hatte es mir zur Pflicht gemacht, entgegnete ſie liebreich erröthend, die Freunde an den heutigen Tag zu erinnern. Ich hatte ihnen theils mündlich, theils ſchriftlich das vergangene Jahr und ſein Verſprechen vorgeführt. Die Antworten lauteten ungünſtig. Die Conſtellationen waren feindlich. Jenny leidet fortwährend an Migräne und muß um dieſe Stunde nach der Verordnung des Arztes ſpazierenreiten. Graf Nordeck wäre gekommen, allein er haßt die Eiſenbahnen und eines ſeiner Wagenpferde iſt ſeit vorgeſtern zum augenblicklichen Gebrauch unfähig. Seine Mutter gehört dem indiſchen Miſſionsverein an, ſtrickt Strümpfe für die Hottentotten und hat heute die

Verpackung. Lord Canning hat ſeinen Töchtern nachgeben und nach Paris reiſen müſſen, wo Laura ins Kloſter gehen will. Der Geſandtſchaftsattaché iſt auf einem Auſternfrühſtück bei Sala Tarone, um mit einigen Feinſchmeckern zu prüfen, inwiefern der Transport von Hamburg nach Berlin den Auſtern ſchadet. Die Landſchaftsräthin ſchmollt über ihre verfehlte Soirée und hält es unter ihrer Würde zu kommen. Der Hauptmann ärgert ſich, daß er nicht zum Betriebsdirector der hinterpommerſchen Eiſenbahn ernannt worden iſt. Herr von Berg hat meinen Schwager, den Juſtizrath, gefordert, weil er ihm ſeinen Prozeß nicht gewinnen half. Dieſer hat ihn denuncirt. Berg iſt nach Breslau geſchickt. Der Profeſſor Burgheim endlich iſt ſo mit ſeiner italieniſchen Reiſebeſchreibung beſchäftigt, daß er mehr in Rom als in Berlin lebt. Ueberdem hat er ſich in einen gelehrten Streit eingelaſſen, ob die von ihm entdeckten Trümmer die Inſchrift: liber oder libertas trugen. Er reiſt heute nach Rom, um das berühmte, höchſt wichtige Titelchen ausfindig zu machen.

Sie lächelte, indeß Edgar ſie verklärt anſah.

Und mir ſchrieben Sie nicht? fragte er nach einer neckenden Pauſe.

Daß Sie kommen würden, wußte ich! entgegnete ſie ſanft. Sie ſind ein Menſch, deſſen Wort mit der That in Uebereinſtimmung iſt, der nicht von der Sonne beſtimmt, von den Mondſtrahlen nicht irregeleitet wird.

Edgar ſprang auf. Freude blitzte in ſeinen Augen. Mit bewegter Stimme ſprach er:

Ach, Ottilie, warum haben Sie ... eine berechnende Seele? Warum martern Sie mich, wo Sie mich glücklich machen könnten? Sehen Sie ... das iſt ... barbariſch.

Sie ſah ihn mit ſtiller Traurigkeit an.

Was blicken Sie mich ſo fragend an, warum reden Sie nicht, vertheidigen Sie ſich nicht? rief er.

Er umſchlang ſie, drückte ſie an ſein Herz, und wie ſie erſchüttert, im Vorgefühl des Glücks ihren Kopf auf ſeine Schulter legte, ſagte ſie ſo leiſe, daß er nur es hören konnte:

Es gibt Herzen, an die man nicht den gewöhnlichen Maßſtab legen darf, Eigenthümlichkeiten, die geduldet werden müſſen ....

Alſo liebſt du mich? fragte er durchzittert von Wonne.

Ich trug die Kette meines Verhängniſſes und meines Schweigens, ſagte Ottilie, ſich ſanft losringend. Ich vertraute mir nicht; ich dachte, daß der, den ich liebe, nicht in, ſondern über meinem Daſein ſtehen würde. Aber ich habe Sie ewig vermißt, ewig erſehnt.

Ihre Stimme erſtickte in der athemloſen Bewegung. Die Bäume, das Gras, die Blumen, die duftigen Fernen, Alles blickte ſie glückverheißend an. Sie konnte nicht weiter reden, aber an die Wahrheit ihrer Liebe glaubten — Beide.

Jenny empfing die Nachricht der Verlobung kühl. Es iſt natürlich, ſagte ſie, daß Ottilie Edgar gefallen mußte; ſie hat eine gleichmäßige Natur, kommt nicht aus dem Takt, iſt immer dieſelbe ....

Edgar ſaß indeſſen am runden Tiſch und ſcherzte mit Ottilien.

Soll ich hier bleiben? Willſt du mit mir nach Italien? Wirſt du Ottilie im Süden wie im Norden ſein? fragte er haſtig.

Erkundige dich bei Jenny, entgegnete ſie neckend. Sie wird dir auseinanderſetzen, daß es Elementargeiſter, unmittelbare Luft- und Sonnenwirkungen gibt, denen ſie unterliegt und von denen ich nichts ahne. Das kommt von den Nerven, ſagt ſie. Ich meine, das kommt vom Charakter; man muß Herr der untergeordneten Beziehungen, muß weder überbegeiſtert in Italien, noch übernüchtern in Berlin ſein.

Du haſt keine Phantaſie, warf Jenny hin.

Möglich, entgegnete Ottilie gelaſſen, aber ich liebe Edgar. Mit dem Gefühl läßt ſich ſchon auf eine gute Zukunft hoffen. Was ehrlich und wahr, iſt mir ſympathiſcher, als was glänzend und beneidet iſt.

Wir gehen alſo ungeſtraft nach Italien! jubelte Edgar.

Ja! entgegnete Ottilie heiter, ich fürchte mich

nicht vor dem Einfluß der Zonen. Hier und dort bin ich dieſelbe, dieſelbe unter dem Orangenlaub Italiens, dieſelbe im Schatten einer deutſchen Eiche!

Interlaken.

Die vorjährige Saiſon in Interlaken war wenig zahlreich. Jene unſeligen politiſch-kirchlichen Wirren, die ſich vom berner und luzerner Canton über die ganze Schweiz verbreiteten, hatten die harmlos Reiſenden, die Fußwanderer und Molkentrinker aus einem Thale verſcheucht, das man früher ſcherzweiſe den Park der Engländer nannte und das, zwiſchen dem Thuner- und Brienzerſee gelegen, mit der ſchneeigen Jungfrau in der Mitte, dem Mönch und dem Faulhorn an der Seite, ebenſoviel liebliche als ſchauerliche Effecte birgt. Man denke ſich den ewigen Schnee auf der Höhe, die ſtarrenden Gletſcherſpitzen, das zackige, nie ſchmelzende, vom Blauen in's Grüne hinüberſpielende Eis und denke ſich in der Tiefe ſüdliche, himmelanſtrebende Nußbäume, üppig hin- und herwogendes

Korn, weiches, zum Teppich ſich umformendes Gras. Von Unterſeen aus fließt links, aus dem Brienzerſee kommend, die ſmaragdene Aar; rechts tobt im Hintergrund die raſende Lutſchine. Nirgend mehr als in der Schweiz liegen Kampf und Frieden, Leben und Tod ſo nahe beiſammen; nirgend webt ſich die Natur ernſtere und lachendere Bilder. Aus ihrem Anblick entſteht eine ſanfte Trauer ohne Trübſinn, eine feſte Andacht ohne Frömmelei. Jeder, der vom Daſein und ſeinen Wünſchen ausruhen, die Stille in ſich wie kryſtallreines Waſſer träufeln laſſen will, Jeder, der das eigene Sein vergeſſen und ſich auflöſen möchte in traumvolle Ecſtaſe, der gehe in die Schweiz, in ihre Thäler und auf ihre Höhen, der ſehe den Sonnenauf- und Untergang, den lichtblauen Himmel und die geiſterartige Alpenkette, die rieſengroßen Wolkenmaſſen und das auflodernde Purpurglühen. Kein Punkt der Erde, weder die verſunkene Macht Italiens, noch die trotzende orientaliſche Vegetation, weder die anmuthigen Ufer des Mittelländiſchen Meeres, noch die ſagenreichen der norwegiſchen

Küſte können einen tiefern wohlthuendern Eindruck gewähren.

Vielleicht daß aus dieſen oder ähnlichen Gründen Julie von Felseck ihren Sommeraufenthalt in Interlaken genommen hatte. Sie war im Mai angelangt, hatte ſich im Hôtel Belvedere eingemiethet und die Zimmer gewählt, welche die Ausſicht auf die Jungfrau bieten. Früh Morgens, wenn der Thau wie Milchflor auf dem Thale ruhte und darüber hinweg die Sonnenſtrahlen in blauen, grünen, gelben und rothen Farben ſpielten, ging Julie aus dem Hôtel in den kleinen Garten, ſetzte ſich unter die Akazienbäume, auf die grünangeſtrichene Bank, öffnete ein großes Skizzenbuch, das auf ihren Knien lag und zeichnete bald das aus den grünen Schatten der Nußbäume hervorguckende Jungfrauenſchloß, bald die im Morgenlicht ſtrahlende Jungfrau, bald den in friedlicher Stille daliegenden Abendberg, auf deſſen höchſter Spitze aufwirbelnder Rauch das Cretinenhospiz andeutete. Die Leute im Hôtel nannten Julie die Malerin. Sie hatte Staffeleien, in Wandrahmen geſpannte

und grundirte Leinwand, mehre Farbenkaſten und Paletten mitgebracht; allein ob ſie deswegen wirklich eine Malerin war, konnte man ſchon darum nicht wiſſen, weil ſie ihre Thür ſorgfältig verſchloſſen hielt und außer ihrem Mädchen Niemand Zutritt bei ihr hatte. Ihr Aeußeres war einnehmend, ohne ſchön zu ſein. Sie hatte ſorgfältig in dicke Flechten gewundenes Haar, das wie bei den Titianiſchen Schönheiten einen goldigen Schimmer zeigte, große dunkelblaue Augen, eine ſcharfgebogene Naſe und einen friſchen, wenn auch nicht gerade kleinen Mund. Die Geſtalt war groß, faſt üppig. Das Organ wohltönend und ſanft, der Ausdruck des Geſichts ernſt, ja faſt leidend. Sie hatte ſich zuerſt vom Wirthe das Eſſen auf ihrem Zimmer ausbedingen wollen, allein auf die Bemerkung, daß dies die Ordnung des Hauſes ſtören und von den andern Bewohnern, die ſich bereitwillig zu einem gemeinſchaftlichen Frühſtück und Mittag verſammelten, misfällig bemerkt werden würde, willigte Julie darein, Morgens, Mittags und Abends im großen Saale zu erſcheinen. Sie

kam meiſt, wenn die Uebrigen ſchon Platz genommen hatten, ſetzte ſich abwärts an den dunkelſten Theil des Tiſches, ließ ſich raſch vom Kellner das, was ſie bedurfte, reichen und ſtand bald, beklommen und betreten, rechts und links mit großer Schüchternheit grüßend, wie Jemand auf, der gern ungeſehen wie ein Geiſt gekommen und gegangen wäre. Aber gerade weil ſie von Niemand bemerkt, von Niemand gekannt ſein wollte, hieß es überall, wo ſie ſich zeigte: Da iſt Frau von Felseck. Der Eine wollte wiſſen, ſie ſei geſchieden von ihrem Manne; der Andere, ſie ſei Witwe; auch ein großes Talent maß man ihr bei und bedauerte ihre melancholiſche Richtung, die ſie ſo ungenießbar und ſo menſchenſcheu mache. Nicht unbemerkt blieb im Hôtel, daß ſie ſich bei der Ankunft des thuner Dampfſchiffes, die ſich durch verſchiedenartige Fiacres und Omnibus verrieth, in großer Gemüthsbewegung an ihrem Fenſter zeigte, weit hinaus auf den Fahrweg blickte, die Ankommenden mit ängſtlichen Blicken muſterte und eine Stunde ſpäter mit verſtörtem Geſicht zum Poſthauſe nach Unterſeen wan-

derte, wo ſie an das kleine Fenſter klopfte und nach Briefen fragte oder einen brachte. Reichte ihr der Sohn des Poſtmeiſters, der Schrecken aller Gäſte, weil er ſtets die Adreſſen verwechſelte und minutenlang die Namen buchſtabirte, ohne ſie je richtig leſen zu können, einen Brief, ſo ſchlüpfte Julie über die Brücke auf die hinter dem Poſthauſe gelegene einſame Inſel, wählte die dicht an den Rand der Aar geſtellte Bank, warf ſich mit Haſt darauf, riß das Couvert herunter und las. Dann durchzuckte es ſie wie ein elektriſcher Schlag. Das Eis, mit dem ſie ſich viele Stunden und Tage gepanzert hatte, ſchmolz. Alle unterdrückten Gefühle brachen ſich Bahn; von der äußerſten Zurückhaltung zu dem heftigſten Ausbruch, wie Diejenigen übergehend, die lange mit ſich gekämpft haben, rief ſie unter heftigen Thränen: Mein Gott, mein Gott! Nach einer Weile hatte ſie ſich dann wieder gefaßt, trocknete die Augen, ſah ſich erſchreckt um, ob Jemand ſie geſehen habe und ging langſam die Inſel hinab über die Brücke, nach Interlaken zurück, ſchloß ſich in ihr Zim-

mer und kam an dem Tage nicht wieder zum Vorſchein.

Der heitere, ſonnenreiche Frühling, der ſo herrliche Lichteffecte hervorgebracht und die Jungfrau wie einen Altar mit himmliſchen Feuern Morgens und Abends geſchmückt hatte, machte einem kalten, regneriſchen Sommer Platz. Interlaken war ein offenes Grab voll erſtarrender Nebel geworden. Hätten die Wirthe nicht täglich für den kommenden Tag ſchönes Wetter verheißen, den friſchgefallenen Schnee auf der Höhe und die hängenden tiefziehenden Wolken als untrügliches gutes Zeichen angeführt, kein Menſch wäre im Thale und in den Hôtels geblieben. Der Wind pfiff und heulte; die Aar riß an den hängenden Zweigen der tief ſich in die Fluten beugenden Trauerweiden, die Brücken zitterten und dröhnten von all' dem Unwetter, das in den Bergen tobte. Julie ſchien leidend. Sie ſtieg langſam die Treppen des Hôtels auf und ab, wickelte ſich feſt in einen ſie verhüllenden Burnus und ſah weniger als ſonſt hinaus auf den Fahrweg, wenn die Ankunftſtunde des thu-

ner Dampfſchiffes nahte. Dennoch hatte ihr dunkles Auge raſche, ſtechende Blitze, ihre Lippen zuckten, als wenn ſie einen zerſtörenden Gedanken zurückſcheuchten, ihre anſcheinend kalte Bruſt barg ein leiſes Zittern. Sie ging trotz des ſchlechten Wetters einſam ſpazieren und lächelte, wenn der Wirth oder der Kellner ihr im Vorübergehen ſagten: Sie werden ſich erkälten!

Bis jetzt war das Zimmer neben ihr unbewohnt geblieben. Seit einigen Tagen aber rührte und regte es ſich darin. Die Möbel wurden umgeſtellt, die Fenſter wurden gelüftet. Beim Auskleiden erfuhr Julie von ihrem Mädchen, daß eine Gräfin mit ihrem Sohne aus Italien erwartet würde, der nebenan wohnen und ſeiner leidenden Geſundheit wegen die Molken trinken ſollte. Es beunruhigte ſie ein wenig, ſo nahe Nachbarn zu bekommen, da das bretterne Haus wider Willen jeden Schall, jeden Tritt, jedes Wort dem Zimmernachbar mittheilte; doch tröſtete ſie ſich mit dem Gedanken, daß ſie ja dieſe Bekanntſchaft nicht zu machen brauche. Zwei Stunden darauf brachte das

brienzer Dampfschiff die angekündigten Reisenden. Die Masse Gepäck ließ auf einen langen Aufenthalt schließen; die zahlreiche Dienerschaft bewies Wohlhabenheit. Bei Tische wandte sich diesmal die Aufmerksamkeit von Julie auf die deutsche Gräfin und ihren Sohn. Die Mutter gehörte mit dem bleichenden Haar schon den Matronen an, hatte eine schöne edle Haltung und einen wehmüthigen Zug um den Mund. Der Sohn schien fünfundzwanzig Jahre alt, war schlank, blond und zeigte trotz der sichern Stellung in der Welt, trotz der hervorbrechenden Kenntniß gesellschaftlicher Nuancen eine Befangenheit, die ihm gut stand. Das kam daher, weil ihn seine Mutter erzogen hatte. Sie war in ihrem sechzehnten Jahre wider ihren Willen verheirathet worden und hatte einen festen Glauben und einen muthigen Charakter nöthig gehabt, um ihren kalten Gatten nicht gründlich zu hassen. Sie hatte zu viel gelitten, war zu wenig verstanden worden, ihr waren zu selten Herzen, die sie hätten achten und beklagen können, und im Gegentheil zu viel

Misverſtand und tolle Einbildung begegnet, als daß ſie ſich nicht hätte auf ſich ſelbſt beſchränken ſollen. Haß gegen die Vorurtheile ihres Standes und gegen die verabſcheuungswürdigen Lügen in der geſellſchaftlichen Welt bildeten ſich immer mehr in ihr aus. Inmitten der glänzenden Hauptſtadt hatte ſie ſich eine abgeſchloſſene, einſame Exiſtenz geſchaffen. Ging ſie in die um ſie gezogenen Kreiſe, ſo ſah man ſie ernſt und blaß, ohne Klage, aber auch ohne Theilnahme. Glücklicherweiſe befreite der Tod ihres Gatten ſie von ihrer Qual. Indeß war ſie im ſechsunddreißigſten Jahre ſchon ſo lebensſatt, daß ſie keine Illuſion mehr nährte und einmal einer geliebten Freundin unter hervorbrechenden Thränen geſtand, daß ſie in dem Alter, wo Alles in uns Liebe, Vertrauen und Hingebung ſein ſollte, zu tief hätte verabſcheuen lernen, um je lieben zu können. Sie verließ die Stadt und bezog das Stammgut. Als ihr einziger Sohn Albert unter ihrer Leitung einige zwanzig Jahre alt geworden war, bereiſte ſie mit ihm Frankreich und Italien. Die Kaltherzigen lächelten über den jungen Mann,

der unter der Aegide einer Mutter die Welt durchſtreifen mußte. Die Verſtändigen prieſen ihn dieſes milden Mentors wegen glücklich, denn ſie wußten, daß Albert nicht beeinträchtigt in ſeiner Freiheit, wol aber aufmerkſam gemacht und zum eigenen Nachdenken und zum ſcharfen Beobachten angehalten wurde. Eine angeerbte etwas kränkliche Conſtitution hatte ſeine Mutter veranlaßt, mit ihm zur Molkenkur nach Interlaken zu gehen. Albert ſchien indeß keinen übertriebenen Werth auf ſeine Geſundheit zu legen; er nannte ſich ſcherzend einen Fataliſten und äußerte, daß das Leben zwar ſchön, der Tod aber ſchöner ſei, umarmte ſeine Mutter, wenn ſie über dergleichen Aeußerungen klagte, und ſchmeichelte ihr ſo die Sorgen vom Herzen. Julie wurde unſichtbare Zuhörerin der Geſpräche zwiſchen Mutter und Sohn. Es war ihr dieſe Folge der ſchlechten Gebirgsbauart des Hauſes ſehr peinlich. Gern hätte ſie ſich bemerkbar gemacht, huſtete und räusperte auch wol, wenn Mutter und Sohn ſich über Familienverhältniſſe unterhielten. Ihre Nachbarn ſchienen aber ihre unmittelbare Nähe entweder

nicht zu bemerken oder auch nicht beachten zu wollen. Julie mußte ſich alſo darein ergeben, manches Wort zu hören, das nur für Mutter und Sohn beſtimmt ſchien. Nach dem Schall der Stimme vermuthete ſie die Gräfin nahe am Fenſter, vielleicht mit einer Arbeit beſchäftigt, und den Sohn ihr näher in der Mitte des Zimmers. In ihrer Phantaſie bildete ſich dieſe Situation zuletzt ſo lebhaft aus, daß ſie nicht mehr allein, ſondern mit ihren Nachbarn lebte, mit ihnen ſich freute oder auch wol litt.

Nirgend in Interlaken ſind ſo liebliche Blumen als um das Hôtel Belvedere. Das Terrain iſt gut. Die Berge ſchützen es vor dem Nordwind. Der Gärtner weiß die Blüten zu pflegen und ihnen neben großer Nettigkeit den Anſtrich lieblicher Kunſtloſigkeit zu geben. Julie entdeckte in der Natur gerade heute neben tauſend verborgenen Schönheiten einen Anſtrich trauriger Feierlichkeit. Der weißliche Abendnebel ſchwamm zwiſchen den Hortenſien, Helietropen, den Fuchſias und der bengaliſchen Roſe; der Thau zitterte in kleinen,

ſich faſt kryſtalliſirenden Perlen, die Luft wogte voll lieblichen Geruchs. Dieſes Uebermaß des Lebens beklemmte Julie. Sie wandte ſich um zu der Aar, um über ſie auf die Höhe zu gelangen. Da begegnete ihr Albert. Er grüßte ſchüchtern und ſtrich vorüber, aber in dieſem Gruße lag etwas, das mehr als Höflichkeit, mehr als Rückſicht war. Abends hörte Julie in ihrem ſonderbar gebauten Zimmer, daß von ihr lebhaft und flüſternd die Rede war. Sie rückte heftig mit dem Stuhl, ſchellte ihrer Jungfer und ließ den Wirth rufen, dem ſie mit etwas lauterer Stimme als gewöhnlich ankündigte, ſie wünſche ein anderes Zimmer des Rauches wegen, den der angezündete Kamin verbreite. Der Wirth verſprach für den kommenden Tag Erfüllung des Wunſches und empfahl ſich. Eine Weile blieb es ſtill nebenan, dann ſagte die ſanfte Stimme der Gräfin: Ich glaube, lieber Albert, daß unſere Hoffnungen, in dem Maße, als ſie gerecht ſind, erfüllt werden. Auch laß ich mir den Gedanken, daß die Vorſehung uns die Mittel zur Vervollkommnung reicht, nicht nehmen. Nur

ſollen wir ſie erwarten, nicht ſie mit leidenſchaftlicher Ungeduld herbeiziehen. Wenn du dir dieſe Ueberzeugung zu eigen gemacht haſt, wirſt du gewiß glücklich im Verſtändniß des Lebens ſein. Eben weil das aber eine Ausnahme, ein faſt prieſterliches Leben iſt, erringt man es nicht ohne heftigen Kampf. Wer möchte ſich einbilden, einen Tempel betreten und gleich in das Allerheiligſte dringen zu können? Ach, mein Sohn, wie viele ſchlafloſe Nächte muß man ausgehalten haben, von wie vielen heißen Tagen angegriffen, von Regengüſſen, von Gewitterſtürmen erſchüttert worden ſein, um ſich auf ſich ſelbſt zu ſtützen! Wer hat nicht Stunden der Schwäche, des Zweifels, der Hinfälligkeit? Die fürchterlichen Proben, welche die Prieſter von Memphis ihren Schülern auferlegten, haben einen tiefen Sinn!

Ein hörbarer Seufzer, der ſich aus Juliens Bruſt hervorrang, unterbrach die Sprecherin. Es entſtand zwiſchen Mutter und Sohn ein Geflüſter, dann ward es ſtill. Am andern Morgen erhielt Julie folgenden Brief:

„Gnädige Frau!

Man ſagt mir, daß Sie ungern Bekanntſchaften machen. Dennoch wage ich es, als Ihre nächſte Nachbarin, Sie um die Erlaubniß zu bitten, Sie beſuchen zu dürfen. Ich wünſche Ihnen mündlich auszudrücken, wie leid es mir wäre, wenn unvermeidliches Geräuſch und Sprechen in unſern Zimmern Sie in Ihren Beſchäftigungen ſtörte.

Mit der ausgezeichnetſten Hochachtung

Anna von Lilienthal."

Julie ſchwankte, als ſie dieſen Brief erhielt. Wie allen weichen Gemüthern, ſchien ihr ein Nein ſchwer auszuſprechen. Dennoch ſetzte ſie ſich nach fünf Minuten an ihren Tiſch und ſchrieb mit zagender Hand:

„Ihre Güte beſchämt mich um ſo mehr, als ich ſie nicht annehmen kann, gnädige Frau! Ich gehöre nun einmal zu den Weſen, die zum Alleinſein beſtimmt ſind. Aus dieſen eng um mich gezogenen Kreiſen herausgehen, wäre ein Unrecht, das ich mir gegen Sie vorzuwerfen hätte. Erlauben Sie mir in meiner Abgeſchloſſenheit verhar-

ren zu dürfen. Niemand verliert mehr dabei als ich ſelbſt.

Julie von Felseck."

Sonderbar, ſagte die Gräfin nachdenklich, als dieſe Antwort in ihren Händen war. Es iſt nichts in dieſen Zeilen, das verletzen ſollte und doch ſchmerzt mich eine Zurückhaltung, die ich nicht verdiene.

Albert ſchwieg; doch nahm er das Billet, legte es in ſein Taſchenbuch und ging an jenem Tage weiter als er gewöhnlich zu thun pflegte, auf dem Wege nach Lauterbrunnen, in Gedanken und Träumereien verloren, ſpazieren, kehrte ſpät heim und fand ſeine Mutter mit einem Anfluge von Fieber behaftet, das ſich in der Nacht ſo ſteigerte, daß der Arzt geholt werden mußte. Das nächtliche Hin- und Hergehen im Nebenzimmer machte Julie aufmerkſam. Sie fragte und erhielt zur Antwort, daß der Arzt den Zuſtand der Gräfin für bedenklich erklärt und ſorgfaltige Pflege angerathen hätte. Unter dieſen Umſtänden unterließ ſie vorläufig ihren Umzug, da jedes Geräuſch vermieden werden ſollte, ja es war ihr ſchmerzlich zu denken, daß

die Gräfin glauben könnte, ſie zöge wegen ihres Unwohlſeins aus. Dann that es ihr auch leid, daß die Gräfin ihrem Sohne und einer gebrechlichen Kammerfrau überlaſſen bleiben mußte. Eine Zeit lang kämpfte ſie mit ihrer Menſchenſcheu, dann, als ſie am Morgen die beklemmten Athemzüge der Kranken deutlich belauſchen und die beſchwichtigende Stimme Albert's hören konnte, entſchloß ſie ſich raſch, ſchickte ihr Mädchen hinüber und ließ ihre Dienſte anbieten. Fünf Minuten darauf ſtand Albert in Juliens Zimmer. Er war hochroth, ſehr bewegt und brachte nur die Worte hervor: Sie wollten, gnädige Frau, unſertwegen dieſe Einſamkeit unterbrechen, unſertwegen . . . .

Julie ließ ihn nicht ausreden. Laſſen Sie mich zu Ihrer Mutter gehen, ſagte ſie freundlich kalt und trat vor ihm zur Gräfin ein. Die Kranke war über Juliens Erſcheinung ſichtlich erfreut; ſie duldete es, daß dieſe den Tag ihr widmete, zur Nacht die Getränke bereitete, im Zimmer ſchaltete und waltete, die Kopfkiſſen richtete und mit ihrem praktiſchen Sinne jene Anordnungen traf, die für

den Kranken ſo wichtig und für den Geſunden ſo kleinlich ſind. Um Mitternacht ſchickte ſie Albert zur Ruhe. Als dieſer Einſpruch that, die kranke Mutter ihr aber für dieſes Eingehen in ihre ſtillen Wünſche die Hand drückte, ſchob ſie rundweg Albert zur Thüre hinaus, ſetzte ſich gemächlich in den ans Bett gerollten Lehnſtuhl und lauſchte ſo jedem Athemzug und jeder Bewegung, bis die Kranke eingeſchlummert war und ſie ſich nun ihren Betrachtungen ruhig überlaſſen konnte. Es war ein Abſchnitt in ihrem Leben eingetreten, das fühlte ſie wohl. Dieſe neue Bekanntſchaft, dieſe außergewöhnliche Beziehung, wo ſie von dem Verhältniß einer gänzlich Fremden plötzlich in die Intimität zweier intereſſanten Menſchen gerathen war, brachte etwas Neues, ihr Befremdliches in ein Daſein, das ſie für abgeſchloſſen gehalten hatte. Sie ſeufzte, daß es ſo gekommen war und doch empfand ſie die Wahrheit, daß der Menſch ſich dem Menſchen nicht entziehen darf, daß es Lagen gibt, wo der immer verdammungswerthe Egoismus zum Verbrechen wird. Dieſe kranke Mutter mit ihrem

Sohn allein in einem fremden Orte, die nahe Nachbarſchaft, die zuerſt von ihr abgewieſene Einladung, ſich mit ihnen in Verbindung zu ſetzen . . . Alles das hatte ſich gegen ihre Entſchlüſſe verſchworen. Sollte ſie dieſe Umſtände ſegnen, vor ihnen ſich fürchten? . . . ſie wußte es nicht; was ſie inſtinctmäßig empfand, war, daß ihr ſeit Monaten eng zuſammengepreßtes Herz ſich in der Sorge für Andere aufthat, daß ſie es in ſich wie Wehmuth, wie Weiblichkeit regen fühlte, dieſe Aufgabe eines jeden beſſern Gemüths, nicht für ſich, ſondern für den Nebenmenſchen leben zu müſſen. Das Gift harter Erfahrungen hatte ſich ihr mitgetheilt, weil ſie Weib war und welcher Gewalt hätte ſie übermenſchliche Kraft abgewinnen ſollen? Der Glaube an das Edle, um ſie zuſammengeſtürzt, hatte ſie bis zu dem Augenblick verzweifeln laſſen, wo ſie am Krankenbett einer Fremden die Ahnung einer neuen Phaſe in ſich aufdämmern ſah. Auch gehörte ſie nicht zu Denen, die ſich vor ſich ſelbſt verhüllen; ſie kannte ſich, ihre Tugenden und ihre Schwächen; ſie war eine wahrhaftige Natur, keine

ſolche, die ſich vor der Welt als Größe, in Purpurmäntel gehüllt zeigt, ſondern wie ſie Gott ſchafft und auf die Erde ſetzt, ein Weſen, das mitten in der Schuld heroiſch ſein kann, eine Erſcheinung, die gleich der Senſitive ſich vor den wärmenden Strahlen öffnet und vor den kalten Winden verbirgt; der Schwäche nicht fremd, dem Guten ſtets offen, frei im Denken und deswegen zwiſchen dem Edeln und Gefährlichen wie der Pendel hin- und herſchwankend.

Julie, träumend in den Lehnſeſſel zurückgeſunken, hatte die Hand vor die Augen gelegt. Da hörte ſie Geräuſch und wie ſie aufſah, ſtand Albert vor ihr. Der Tag fing zu dämmern an. Sie raffte ſich auf. Die Kranke ſchlummerte unruhig; Julie winkte Albert, ſie traten ins Nebenzimmer, ans Fenſter. Eben entſchleierte ſich die Jungfrau von jenen weißen Morgennebeln, die wie Geiſter die Höhen umlagern. Der Himmel war unbeweglich, die Bäume waren ſtill. Nur hier und da ſummten einige Inſekten um die Akazienbäume, oder ein Vogel begann ſchüchtern ſeinen Sang.

Julie öffnete das Fenſter; ſie hatte in dieſem Augenblick unbeſtimmte Regungen, es war ihr, als müſſe ſie die Erde und die Jahrhunderte durchſtreifen, als müſſe ſie Schrecken über den Menſchen, Schrecken über ſich empfinden; ſie hätte weinen können, wenn ſie daran dachte, daß ſie zwar die Leiden der Jugend, aber nicht mehr ihre Tröſtungen hatte. Indeß hatte ſie Albert zum erſten mal lange betrachtet. Albert war kein Schwärmer, aber ein Menſch, der eine lebhafte Einbildungskraft, einen offenen Charakter, liebevolle Elemente und einen feſten Willen zeigte. Aus der Mitte einer bis jetzt ruhigen Exiſtenz tönte wie aus einem Abgrund die geheimnißvolle Stimme eines Etwas, das ihn in die Region der Stürme rief. Er hatte noch nicht geliebt und befand ſich in jenem Alter, wo nicht mehr ganz junge Frauen eben deshalb einen Zauber ausüben, weil ſich in ihnen die Weihe des Schmerzes neben dem Reize geiſtiger Schönheit zeigt. Julie hatte gleich beim erſten Anblick einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Zuerſt war es Theilnahme an einem unbekannten, gewiß nicht ſanften Geſchicke, dann

war es Liebe, Liebe für eine Frau, die ſtill für ſich hinging, nicht vorwärts ſah, nichts wollte, nichts ſuchte, die ſeine Phantaſie anzog und ſein Herz feſſelte. Auch war die Situation, in der er ſich mit ihr am Krankenbett ſeiner Mutter an einem fremden Ort, in einer überraſchend ſchönen Natur fand, anregend genug.

Julie hatte das Fenſter geöffnet, und wie der erſte Sonnenſtrahl die Silberhörner der Jungfrau begrüßte, konnte ſie nicht umhin, für ſich ſelbſt die Worte: Gott, deine Welt iſt doch ſchön! — auszurufen. In demſelben Augenblicke gewahrte ſie Albert, und als bereue ſie den Ausruf des wiederkehrenden Lebens in ihr, ſetzte ſie hinzu: Es ſind verklungene Erinnerungen, die eben in mir wach wurden. Ich bin wie Jemand, der das Gehör verloren hat und deſſen Auge ſich auf die ſtumme Welt um ſich wie verwirrt niederläßt. Ich ſehe zwar, aber ich verſtehe nichts mehr. Ich bin von dem großen Ganzen abgelöſt, es gibt keine Berührungspunkte mehr für mich, und wie Albert erwidern und ſich mit ihr in ein tieferes Geſpräch

einlaſſen wollte, hatte Julie das Fenſter verlaſſen und war zu der erwachenden, ſich ſtärker fühlenden Mutter zurückgekehrt, mit der ſie ſich auf eine kindliche Weiſe den übrigen Tag beſchäftigte, nur hier und da in ihr eigenes Zimmer ſchlüpfte, eine Stickerei ergriff und, unbekümmert um Albert's Nähe, nichts als Pflegerin ſein wollte. Indeß beſſerte ſich der Zuſtand der Kranken ſichtlich. Abends trieb ſie Julien ins Freie und erwirkte für Albert die Begleitung. Dieſe ward ihm widerſtrebend ertheilt. Es war Julien befremdlich, mit einem Manne ſich zeigen, mit einem Manne ihre Einſamkeit theilen zu ſollen. Aber Albert war kein gewöhnlicher junger Mann. Er errieth, was er nicht wußte. Er betrachtete Julien mit dem ganzen Enthuſiasmus der erſten Gefühle, er goß über ſie die Schätze zarteſter Empfindungen, die Reinheit ſeines Weſens, den naiven Glauben eines Gemüthes, das nach Thaten der Hingebung dürſtet. An jenem Abend war es im interlakener Thal zum erſten mal ſeit langer Zeit wieder ſchön geworden. Die Berge lagen ſchon im Schatten.

Julie und Albert ſchlugen den Weg nach dem Brienzerſee zwiſchen wogenden Kornfeldern ein, die Aar floß links; rechts zogen ſich die bläulichen Felſen hin. Die Tiefe dampfte, der See war verhüllt. Hin und wieder zitterte ein Lichtſtreif, oder die Aar, glänzend von grünlichem Waſſer, ſchien wie ein kryſtallreiner Streif ſich zwiſchen den Ufern zu verlieren, aufzutauchen und ſtille zu ſtehen. Julie und Albert fühlten Beide, daß dies ein Augenblick des Vergeſſens aller irdiſchen Verhältniſſe war, daß ſie in eine neue Welt, in andere Ideenkreiſe traten. Sie hätten ſich die Hände reichen mögen und gingen doch ſtill und beklemmt nebeneinander hin. Endlich rang ſich Albert aus einem ihm drückend werdenden Schweigen empor, indem er von Juliens Talent zur Malerei ſprach. Glauben Sie doch nicht, ſagte ſie wehmüthig, daß das glücklich macht, daß das befriedigt. Ein Talent wie das meine iſt ein ſchwacher Steg, der mit genauer Noth über den Abgrund führt, den das Leben und die Erfahrungen unter uns graben. Albert wollte fragen: Woher dieſe trübe Lebensauffaſ-

ſung? Doch Julie hatte ſchon wieder das Geſpräch in Händen und rief mit Bitterkeit: Es gibt überall und in Deutſchland mehr als irgendwo Männer, die heilig überzeugt ſind, daß eine Frau, um tugendhaft zu ſein, kaum ſchreiben und leſen können dürfe, da ſie, wenn ſie aus der gewöhnlichſten Gewöhnlichkeit heraustritt, gleich Misbrauch treibt, und dieſe Männer haben Recht, durchaus Recht, ſetzte ſie lebhaft mit gerötheten Wangen hinzu. Aus dieſen und ähnlichen Geſprächen ſah nun Albert freilich ein verwundetes Herz hervorblicken, allein ſo oft er ſich auch in den kommenden Tagen anſtrengte, heilend und erfreuend auf Julie einzuwirken, ſo mußte er immer von neuem erfahren, daß ſie für ſich abgeſchloſſen war und es ſich hier nicht um eine Laune, ſondern um einen eiſernen Entſchluß, Niemand mehr auf ſich einwirken zu laſſen, handelte. War ſie verheirathet? Frei? Sie wich der leiſeſten Andeutung auf frühere Verhältniſſe aus und gab ſich nur dann einer gewiſſen Unbefangenheit hin, wenn ſie von Anſichten,

nicht von Menſchen oder Beziehungen zu reden brauchte.

Die Geneſung der Gräfin rückte langſam vorwärts. Zuweilen deutete ſie auf einen andern Zweck, als den der Molkenkur hin, der Albert hierher geführt hätte; aber bei der geringſten Bemerkung dieſer Art fuhr er auf, ſah ſie flehend an und ſchien ſeiner Mutter mit Mienen ausdrücken zu wollen, daß, wenn ſie redete, ſie es tief bereuen würde. Das befremdete Julien. Sie ſchien ſich anzuſchicken, zum erſten mal in ihrem Leben eine indiskrete Frage zu thun, als Albert ſich erhob und auf die Ausführung eines Rittes auf die Wengernalp drang, zu dem die Mutter etwas bedenklich den Kopf ſchüttelte, der aber Julien, die die Natur leidenſchaftlich liebte, ſichtbar zu locken ſchien. Sie brachen auf. Zuerſt ging es durch das lauterbrunner Thal, dann aufwärts auf die Wengernalp. Im Thale war es kühl und ſtill; nur die Wipfel der Tannenbäume auf den Bergen, vom Winde gebogen, theilten ſich zuweilen, und ließen dann plötzlich einen ganzen Licht-

ſtrom des hellblauen Tages bis an ihre düſtern Wurzeln gleiten. Nach und nach ward der Weg ſteiler. Albert ritt neben Julie; die Führer ſchritten langſam und keuchend voran. Das Wetter war herrlich, die Waldbäche ſchäumten in weißen Flocken über Felsſtücke, die die Zeit zerbrochen hat. Die Luft vermengte ſich mit dem harzigen Geruch der Nadelhölzer. Albert bemerkte, zu Julie gewandt, daß er ſich glücklich fühle, in dieſer erhabenen Natur mit ihr allein ſein zu dürfen und Julie erwiderte träumeriſch, daß ſie Wohlſein, keine Freude empfände. Wohlſein, ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, iſt das Gefühl, Freuden zu ahnen, ohne ſie zu beſitzen. Vielleicht liegt der Genuß in einer gewiſſen Glücksökonomie, in der Weisheit, nur das zu empfangen, was nicht überſättigt und das Uebrige langſam bei Seite zu ſchieben. Es gibt ja nur dann eine Gegenwart, wenn man die Zukunft aus dem Auge verliert, denn wer durchaus, um jeden Preis glücklich ſein will, wird es nie!

Sie ſind furchtbar kalt, entgegnete Albert traurig und einen Augenblick darauf, als ſie die Höhe

der Alpe erreicht hatten und die blendende Jungfrau im ſchneeigſten Glanze vor ihnen lag, hielt er Juliens Pferd an, hob ſie aus dem Sattel, ſetzte ſie ſanft zur Erde, preßte einen Moment die Hand, die ſie ihm überlaſſen hatte, und rief: Das Glück wäre alſo nicht das erſte Geſetz der Natur? Die Freude diente alſo nicht als erſter Hebel der Gefühlswelt? Alſo auch Sie gefallen ſich in jenen abſtrakten Sätzen, die wie eiſige Sturzbäche die zarteſten Hoffnungen tödten?

Sie ſchüttelte ſanft ihr Haupt.

Erklären Sie ſich, rief er dringend, erklären Sie mir Ihr Weſen, jene troſtloſen Worte, die wie Gotteslästerungen aus Ihrem Munde kommen. Was hat Sie ſo ſtarr gemacht? Ich fühle mich auf ungewiſſem Meer, fühle mich bis in den Himmel gehoben und dann zerſchmettert. Eben noch als Sie neben mir die Höhe erklommen, goß die Sonne einen roſenrothen Schimmer um Sie, Ihre Augen glänzten von heiligen Feuern, Sie waren weiblich und gut. Woher nun plötzlich dieſe Kälte, dieſes Verneinen, dieſe Zweifel?

Daher, entgegnete Julie mit einem unterdrückten Seufzer, weil ich aus der hergebrachten Ordnung herausgetreten bin, weil ich nicht wie die Andern ſein konnte, nicht wie die Andern ſein wollte.

Sind Sie frei? fragte Albert ſtürmiſch.

Sie verneinte mit der Hand.

Lieben Sie? rief er athemlos.

Sie verneinte wieder.

Alſo ſind Sie verheirathet? ſagte er und ſprang auf.

Nein, entgegnete ſie feſt. Warum dieſe ungeſtümen Fragen, warum dieſes nutzloſe Forſchen? Was kann es ſo Außergewöhnliches in meiner Exiſtenz geben, das Sie bekümmern dürfte? Was wollen Sie?

Was ich will? rief Albert weich und ergriff ihre beiden Hände, was ich will? Sie will ich, Sie allein ...

Kind, antwortete Julie gelaſſen, ſo jung und ſchon ſo eilig zu leben! Glauben Sie mir, nur zu bald erreichen wir Alle jenes Ziel, an dem die

Herzen ſcheitern. Wozu dieſe Haſt, wozu dieſer noch nutzloſe Durſt nach Glück?

Ach, Julie, entgegnete er mit ſchwermüthigem Ausdruck, das, was Sie mir ſagen, ſind Sophismen, nichts weiter. Sie wiſſen nicht oder wollen nicht wiſſen, daß ich Sie liebe!

Julie war betroffen. Sie ſah Albert mit einem ſeelenvollen Blicke an, ſchien ſprechen zu wollen und war doch ſtumm. Die Sonne brannte; Blumendüfte wogten in der Luft, die Käfer ſchwirrten, es war, als wenn Alles von Liebe und Hoffnung ſpräche. Einen Augenblick fühlte ſie ſich wieder jung, glaubte ſie wieder an das, was ſie eben noch verneint hatte, aber leider nur einen Augenblick, dann kamen böſe Erinnerungen, in denen ſie die Kraft fand, Albert an den Rand der Wengernalp zu führen, ihm den jähen Abgrund, der ſich vor der Jungfrau aufthut, zu zeigen und langſam zu ſagen: Lieber Albert, wenn Sie mir jemals wieder von Liebe ſprächen, ſo würde ich mich eher hier herabſtürzen, als Sie nochmals anhören! Dann wandte ſie ſich um und als ſie Albert's

bleichem Antlitze begegnete, ſetzte ſie weicher hinzu: Warum dieſe Schleier lüften? Die feſteſte Geſinnung widerſteht nicht immer gewiſſen Ereigniſſen. Halten wir uns an die Gegenwart, vergiften wir ſie nicht mit dem Hinblick auf morgen. Iſt es denn nicht überraſchend ſchön hier? Und nun fing ſie mit Anſtrengung an, Albert auf jeden Lichteffekt aufmerkſam zu machen, ſkizzirte den Tag über und kam Abends mit anſcheinend heiterer Miene nach Interlaken zurück, wo ſie von Albert's Mutter mit Güte, aber zu gleicher Zeit mit einer gewiſſen Verlegenheit empfangen wurde, die ſich erſt dann erklärte, als dieſe, zu Albert gewandt und mit Anſtrengung auf die Kiſſen zurückgelegt, ihm ſagte: Ich habe einen Brief von Auguſten erhalten.

Bei dem Namen Auguſte horchte Julie hoch auf und Albert rückte heftig mit dem Stuhle.

Auguſte? wiederholte Julie bewegt, Auguſte? Wer iſt Auguſte?

Es iſt der Name der Verlobten meines Sohnes, entgegnete die Gräfin, ſie ſcharf anſehend. In einigen Tagen langt ſie in Interlaken an.

Wie ein Blitz wirkte dieſe Nachricht auf Albert und Julie. Albert verlor völlig die Beſinnung und Julie ſchwankte zur Thüre. Wie er ſie öffnen ſah, raffte er ſich auf. Julie, rief er in Beiſein der Mutter, Julie, hören Sie mich!

Kein Wort, rief ſie tonlos, dann eilte ſie auf ihr Zimmer. Schon war Albert gefolgt. Als er ſie faſt leblos auf das Sopha ſinken ſah, rang er die Hände, ſprach er wie im Fieber: Es iſt wahr, Julie, ich bin verlobt, verlobt mit einem Mädchen, das ich flüchtig geſehen habe, die Aehnlichkeit mit Ihnen hat, die ich heirathen wollte, die ich nicht mehr heirathen werde. Um Gottes willen hören Sie mich, hören Sie mich, Julie! Ich ſchreibe noch heute nach Baſel, noch heute zerreiße ich dieſes nutzloſe, thörichte, gedankenlos, durch dritte Perſonen geſchloſſene Band . . . Er hielt inne, ſo befremdlich war der Blick, den Julie ihm zuwarf. Sie ſah ernſt, faſt träumend aus; ihr groſſes Auge verrieth mehr Aufmerkſamkeit als Zärtlichkeit, ſie wollte reden, da warf er ſich vor ihr nieder, umfaßte ihre Knie und rief: Ju-

lie, theure Julie, was haben Sie, was bewegt Sie ſo?

Sie lächelte wehmüthig, wies mit der Hand auf einen Stuhl, der neben ihr ſtand, ſagte kurz: Ich bitte, Herr von Lilienthal, ſetzen Sie ſich; wir haben länger miteinander zu reden — und ſchien ſichtlich zu leiden, als Albert mit dem ganzen Ungeſtüm der Jugend in die Worte ausbrach: Seien Sie barmherzig, Julie, ſtoßen Sie mich in dem Augenblick, wo ich erſt ganz weiß, wie ich Sie liebe, nicht von ſich, ſagen Sie mir die Wahrheit, erklären Sie mir das Geheimniß Ihres Lebens!

Ich will, ſagte ſie nach einer Minute ſtiller Einkehr, ich muß Ihnen viel ſagen; ich fühle, daß ich Ihnen das ſchuldig bin; Gott, der in mein Herz ſieht, weiß, daß ich das nicht ohne Kampf thue. Sie glauben, daß ich noch eine Zukunft, noch Hoffnungen habe und Sie irren ſich. Ich kann und darf nicht zu Denjenigen gehören, die heute eine Liebe begraben und morgen eine neue finden. Widerſtrebte dies auch nicht meiner innerſten Natur, ſo würde ich dennoch mit eiſerner

Strenge an dem Geſetz, das ich mir ſelbſt gegeben, halten, denn ich glaube, daß es zwar verdammlich iſt, aus den vorgeſchriebenen Kreiſen der Sitte und des Herkommens herauszutreten, daß es aber eine Liebe gibt, die dieſen Fehler, wenn nicht rechtfertigt, doch entſchuldigt. Das Weib aber, das aus den Armen des Einen in die Arme des Andern gleitet, das keine Treue beſitzt, ſelbſt wenn dieſe Treue ihr mit Untreue gelohnt wird, das Weib iſt verbrecheriſch, das hat die Welt ein Recht, mit Füßen zu treten . . . .

Albert hatte ſich auf den Stuhl neben ihr niedergelaſſen und athmete kaum, als Julie zu reden fortfuhr: Was ich Ihnen zu ſagen habe, iſt nicht der Rede werth, iſt nur deshalb intereſſant, weil es Ihnen die Unmöglichkeit, Ihre Wünſche zu erfüllen, zeigen wird. Auch bitte ich Sie, nicht in mich wegen der Namen zu dringen. Laſſen Sie mir das traurige Incognito eines Geſchickes, das in der Geſellſchaft zuerſt ein volltöniges Echo fand und das jetzt verhallt iſt . . . Ich fühle in dieſem entſcheidenden Augenblick, daß Sie mir da-

durch, daß Sie Vertrauen zu mir faßten, den vielleicht gerechten Haß, die Bitterkeit und den Wunsch, mich zu rächen, aus der Seele gewischt haben. Ich darf nicht sagen, ich bin mit Gott versöhnt, dies hieße die Entfernung von Ihm zu mir wegleugnen, aber ich kann denken, daß diese Stunde den Balsam für Schmerzen enthält, die ich unheilbar glaubte.

Julie war aufgestanden; sie lehnte einen Moment die Stirn an die Fensterscheiben, sah in das Thal hinab, dann auf Albert und fuhr also zu reden fort:

Von frühester Jugend an hatte ich mit einer heißen Einbildungskraft zu kämpfen; ich war gleichsam für die Liebe, für die Hingebung geboren und fand in meiner äußern Umgebung nur Kälte und abstoßendes Begegnen. Niemand um mich her glaubte an die warmen Bedürfnisse meines Herzens. Niemand kümmerte sich darum. In dieser Nichtachtung lag der Keim eines großen Unglücks. Meine Aeltern hatten statt meiner einen Sohn gewünscht, ich hatte keine Geschwister. Wenn ich

mich aussprechen, mich hingeben wollte, ward ich belächelt. Man machte mich unglücklich, noch ehe es die Umstände thaten; man schickte mich in eine Pension, in der ich wie ein Meeresvogel ohne heimatliches Nest lebte. Mehre Jahre vergingen, ohne daß meine Aeltern mich dort aufsuchten, ohne daß eine befreundete Stimme mir zurief: „Hoffe, glaube!“ Ich wuchs heran. Ich suchte in Büchern, was mir die Menschen versagten. Aus ihnen, die ich mir heimlich verschaffte, schöpfte ich Trost; sie waren meine Gesellschaft. Durch sie entzog ich mich mir selber, durch sie fing ich an meine Geistesgaben zu schätzen. Auch regte sich schon damals jenes Malertalent, das ich später entwickelte und das mich oft vor Verzweiflung bewahrt hat. Die Pension war außerhalb der Stadt auf einem Felsen gelegen. Ich hatte die weite Aussicht aufs Meer, ich hatte neben und vor mir eine unermeßliche Reihe scharf ausgezackter Berge, die die krystallene Flut mit tiefem Blau umgürtete. Zwischen zwei gewaltigen Felsen erschienen oft Schiffe mit weißen Segeln, die mich

im Geiſte weit fort in ein Land trugen, wo ich lieben durfte und geliebt wurde. Hatte ich meine Freiſtunden, ſo erklomm ich den höchſten Punkt des Gartens, ſah den röthlichen Duft der untergehenden Sonne und verfolgte ſie, wenn ſie in Gold- und Rubinenflimmer ſich hinab in die Tiefe ſenkte. Es war mir dann, als tauchte eine andere Welt auf, als müßte ich beſſern, edlern Weſen begegnen; ich klammerte mich an Schlinggewächſe und Geſträuch, um nicht, vom Schwindel ergriffen, hinabzuſtürzen; ich weinte über mich, über dies unbekannte Etwas, das in mir glühte; ich beſchäftigte mich mit einem Blumenbeet und war ſchwermüthig, wenn nicht eine einzige Nacht den Samen heraufgetrieben und die Knospen erſchloſſen hatte. Oft war ich wie außer mir, oft rang ich die Hände, wenn ich um mich das Frühlingsgeflüſter erkannte; wenn die Inſekten ſchwirrten, die Vögel zwitſcherten, rief ich nach Liebe . . . Die Nachricht von dem Tode meiner Mutter traf mich im funfzehnten Jahre. Im ſechzehnten holte mich mein Vater, von einem fremden Manne begleitet,

den er mir als meinen Verlobten vorſtellte, aus der Penſion ab. Schwerlich haben Beide die tiefe Entrüſtung, die wahrhaftige Verzweiflung geahnt, die mich ergriff, als ich aus meinem Felsgarten in eine Welt geſchleppt wurde, deren Ketten ich tragen ſollte, als man mir von Pflichten gegen Diejenigen ſprach, die keine gegen mich ausgeübt hatten. Doch was half es? So wenig meine Aeltern mir eine Stütze geweſen waren, ſo ſehr mußte ich mich dennoch dem allgemeinen Geſetz des Gehorſams gegen ſie unterwerfen. Ich hatte nichts auf der Welt als mich ſelbſt, nichts als meine Phantaſie, die mich ſtets aus der Wirklichkeit hinaus in die Traumſphäre trug, nichts, als das unbeſtimmte Gefühl, einmal auch zum Leben, zum Genuß berufen zu ſein. Mein Gatte war ein gewöhnliches, ich muß ſagen, ein rohes Gemüth. Er hielt ſeine Stellung für das Höchſte und doch war dieſe nur durch ſeinen Reichthum, nicht durch individuelle Fähigkeit begründet. Kaum, daß er ſich um mich als um etwas mehr denn um ein lebloſes Ding bekümmerte, kaum, daß er zu-

zugeben ſchien, daß ich auch einen Anſpruch, auch ein Recht hatte. Was mich in den erſten Monaten meiner Ehe einigermaßen über den Abgrund meines geiſtigen Elends emporhielt, war die Hoffnung auf Mutterfreuden . . . .

Julie hielt einen Augenblick, wie übermannt von Erinnerungen, inne und Albert fuhr mit der Hand über ſein blaſſes Geſicht, gleichſam als wolle er Julien die Spuren ſeiner Erſchütterung nicht ſehen laſſen; dann faßte ſie ſich, ſetzte ſich neben ihn in die andere Ecke des Sophas und ſagte mit beruhigter Stimme:

Die Geburt meines Kindes, das eine Tochter und daher wieder unwillkommen war, heilte mich mehre Jahre von jener fieberhaften Sehnſucht, die in mir gebrannt hatte. Ich glaubte wirklich, daß dies Gefühl ein Leben vorhalten, jeden andern Glücksanſpruch in mir erſticken würde. Welche heilige Stunden habe ich an der Wiege meines Kindes zugebracht, wie oft habe ich den ſchuldloſen Schlummer bewacht, wie oft mich zitternd gefragt, ob Gott mir genug Kraft, genug Leben

ſchenken würde, um dies Kind groß und glücklich zu ſehen! Ich betrachtete zagend die noch ſpärlichen blonden Haare, ich verglich ſie mit denen, die ich der Kleinen ein Jahr früher abgeſchnitten hatte, ich entdeckte mit Wonne, daß ſie kräftiger wurden, ich maß täglich die Größe des lieben Geſchöpfs, ich dankte Gott, daß es wuchs, ſich ausbildete; ach, warum mußte meine Thorheit mich plötzlich von dem Kinde trennen, warum mußte es groß ohne mich, gut ohne mich werden! Es iſt nicht mehr da für mich, es weiß kaum, daß ich lebe, kaum, daß ich leide . . . .

Ein Thränenſtrom unterbrach Juliens Rede. Albert hatte ihre Hand ergriffen, er bat ſie, inne zu halten. Nein, ſagte ſie matt, ich bin Ihnen Wahrheit ſchuldig, laſſen Sie mich fortfahren. Meine Geſundheit hatte durch innere Gemüthsvorgänge gelitten. Es entwickelte ſich in mir eine Krankheit, die ſelbſt meinen Gatten ſo beſorgt machte, daß er ſich entſchloß, einen berühmten Arzt zu rufen. Dieſer kam, erklärte, daß er den Sitz der Krankheit nicht auf der Stelle erkennen

könne und mich einer langen Cur unterwerfen müsse und schlug uns vor, einen jüngern Arzt hinzuzuziehen, der ihm täglich Bericht über mich abzustatten hätte, da er selbst, überhäufter Geschäfte wegen, nicht oft kommen könne. Der Vorschlag mußte angenommen werden. Wenige Stunden darauf, als man der mir so nothwendigen Ruhe wegen meine Tochter aufs Land geschickt hatte, trat der junge Doctor ein, ich nenne ihn Wilibald. Es war ein schöner, talentvoller Mann, voll scharfen Verstandes, voll Bewußtsein seines eigenen Werths, eine jener Erscheinungen, die zwischen dem Fat und dem homme à aventures in der Mitte schweben. Er hatte sogar Grundsätze, wenn es sich darum handelte, mit sich selbst sich abzufinden, nur rissen ihn leidenschaftliche Regungen sehr oft aus dem System, das er sich gebildet, heraus, machten ihn zum Nachdenken unfähig und ließen ihn gleichsam bewußtlos Fehler begehen, die er an Andern streng tadelte. Er hatte nun einmal das Talent, schuldig ohne hassenswerth zu sein, ja, er war mitunter verletzend

und doch liebenswürdig. Als er mich blaß und abgemagert auf dem Sopha liegen sah, die Augen durch Fieberanfälle hohl und geisterartig, empfand er unstreitig tiefes Mitgefühl, denn er setzte sich mit ungewöhnlicher Wärme neben mich, ging in alle Details meines Zustandes ein, fragte nach jeder Einzelheit und rief dann zuletzt, überwältigt von der Wahrheit meiner Schilderung: Das, woran Sie leiden, ist nicht dieser oder jener Theil eines allerdings in diesem Augenblick siechen Körpers, sondern das Gemüth, vielleicht irgend eine Lage, in der Sie sich befinden . . . .

Ich hatte mich aus meinen Kissen aufgerafft und starrte ihn an, dann sank ich laut weinend zurück und vermochte nichts als: O Gott, o Gott! zu sagen. Wilibald hatte den wunden Punkt meines Herzens getroffen, hatte zuerst das in Worte gefaßt, was seit meiner Kindheit wie ein Wurm an mir nagte. Als ich mich gefaßt hatte, verordnete er Weglassung jeder Arznei, hieß mich vom Sopha aufstehen, öffnete selbst das Fenster, um die laue Sommerluft einzulassen und setzte

ſich dann wieder neben mich, indem er den Puls ſuchte und ſich mehr und mehr von der Wahrheit ſeiner Beobachtung überzeugte. Er hatte in dieſem Augenblick etwas Engelhaftes. Sein ſchönes Angeſicht war von mildem Mitgefühl übergoſſen, ſeine Haltung hatte die Sicherheit der Erfahrung; möglich, daß er eher das Bedürfen des Gefallens, als des Liebens hatte, dennoch war er in meiner Gegenwart, in dieſer erſten Stunde des Beiſammenſeins tief gerührt. Das Außergewöhnliche der Situation, der Anblick einer jungen Frau, die mitten im Glanz unglücklich war, hatten auch über ihn ihren Zauber ausgeübt. Nur unterſchieden wir uns dadurch voneinander, daß ihn die Beredtſamkeit leidenſchaftlich und mich die Leidenſchaft beredtſam machte. Er war jenen Rednern gleich, die weinen, wenn ſie Andere rühren . . . doch ich will nicht den Stab über ihn brechen, ſondern nur einfach ſagen, daß Wilibald, als er ging, mir die Hand küßte und daß dieſe Hand vor ihm noch von keinem andern Manne geküßt worden war. Leidend und nervös, wie ich war, erſchütterte mich

das so, daß ich fast ohnmächtig wurde. Was für Träume, Hoffnungen, was für Kämpfe und Aengste folgten dieser ersten Erregung, diesem ersten flüchtigen Augenblick!

Natürlich, daß Wilibald von nun an täglich kam. Ob er sich von seiner Seite auch lebhaft angezogen fand, so that er doch nichts, um sich zu bekämpfen; im Gegentheil betäubte er seine Vernunft und machte sich blind gegen die Folgen eines Verhältnisses, das schnell zu einer erschreckenden Consistenz anwuchs. Meine Tochter war, wie gesagt, auf dem Lande; mein Gatte hatte eine nothwendige Reise auf seine Güter unternommen. Ich war mir selbst und Wilibald überlassen; ich fühlte zum ersten mal die Athemzüge einer menschlichen Brust, zum ersten mal klangen in meinem Ohr Worte der Liebe nach. In dieser Zeit, gestehe ich, dachte ich weder an die mir aufgedrungenen Pflichten, noch an die Schrecken der Zukunft; ich erinnerte mich kaum meiner Tochter und nur das Andenken an meine vergangenen Leiden, an die Kälte und Härte meiner Umgebung verließ

mich deswegen keine Minute, weil darin meine Entſchuldigung für das lag, was ich nicht von mir zu weiſen vermochte. Indeß hatte ich doch bald nach den erſten fieberhaften Glücksregungen Augenblicke, wo ich mit Entſetzen an meinen Gatten, an dies gewaltthätige Gemüth, an ſeinen ſcharfen, beobachtenden Blick dachte. Ich zitterte, nicht für mich, aber für Wilibald, den ich der Rache und der Verfolgung ausgeſetzt träumte; ich beſchloß ſogar, mich von ihm, nicht aus Pflichtgefühl, ſondern einzig allein deswegen zurückzuziehen, um ihm jede Beſchämung, jeden Angriff zu erſparen. Ich benutzte daher die Rückkehr meines Mannes, um ihn in einem Anfall von Heroismus um die Gunſt, meiner Tochter aufs Land folgen zu dürfen, zu bitten. Er gewährte mir die Grille, wie er mein Geſuch nannte, und ich ſtieg mehr todt als lebendig in den Reiſewagen, der mich, wie ich wähnte, auf ewig von Wilibald entfernen ſollte. Doch kaum bei meiner Tochter angelangt, trat Wilibald in der Dämmerung des Abends, beſtäubt, ermüdet, außer ſich bei mir ein. Alle meine Domeſti-

ken waren entfernt; eine einzige Lampe erhellte das große Zimmer, in dem ich mich befand. Er ſah mich weinen, und als ich die Augen aufſchlug, fand ich ihn zu meinen Füßen, unfähig zu reden, aber meine Hände mit einer Gewalt umklammernd, als wollte ich ihm nochmals entfliehen. Ich geſtehe, daß ich mit unausſprechlicher Freude meine heroiſchen Entſchlüſſe ſcheitern ſah, daß ich mit voller Klarheit den Abgrund, in den ich mich ſtürzte, betrachtete, daß ich Wilibald ſegnete, ſtatt ihn zurückzuſtoßen. Auch ließ er mir keine Zeit zu falſchen Demonſtrationen; Alles, was die Leidenſchaft eingeben kann, floß in dieſer Stunde über ſeine Lippen.

Du fürchteſt deinen Gatten, rief er ſtürmiſch, und aus Furcht entfliehſt du mir. Armes Weib, ſo jung und ſchon von der eiſernen Hand dieſer Rohheit gebeugt! Denn du kannſt wol Andere, aber nicht mich täuſchen, mich, der ich dir tief ins Herz geſehen habe. Mögen ſie von dir ſagen: ſie iſt krank, mich hat dieſe Krankheit nur deshalb ergriffen, weil ich den Grund des Uebels kenne.

Aber beruhige dich, ich verlasse dich nicht. Mag kommen, was das wolle, du bist mir bestimmt, ich werde dich zu erringen wissen . . . .

Wilibald redete lange so, und was ich auch einwandte, wie auch der Anblick meiner Tochter mich furchtbar erschütterte, ich widerstand seinen Bitten, seinen Vorstellungen um so weniger, als mein Gatte, von einem falschen Freunde benachrichtigt, mich plötzlich überraschte, mich mishandelte und mir nichts mehr, als ein Bruch aller Verhältnisse und schmähliche Flucht übrig blieb . . . .

Indeß Julie sprach, war die Nacht völlig hereingebrochen. Sie schellte, ließ Licht kommen und während Albert mit großen Schritten das Zimmer maß, hüllte sie sich fröstelnd in einen Ueberwurf, lehnte sich im Sopha zurück und fuhr mit errungener Fassung zu reden fort:

Wilibald und ich suchten unter fremden Namen einen kleinen Ort auf, wo er als Arzt practicirte und ich mein Malertalent so ausbildete, daß es mir zum Erwerbszweig wurde. Inmitten dieses augenblicklichen Glücks war doch etwas in mir,

was ich nicht beſchreiben kann, was die Menſchen Reue und ich anders nennen möchte. Einer blinden Leidenſchaft unterworfen, glich ich einem Inſtrumente, deſſen Saiten tönten, ſich verſtimmten und dann wieder reinen Ausdruck gewannen. Von Niemand gekannt, hatten wir uns eine kleine Wohnung einrichten laſſen, in der wir mehre Jahre in ſtiller Zurückgezogenheit lebten. Unſere Dienerſchaft beſtand aus einem rothwangigen Bauermädchen; unſere Koſt war einfach und geſund, die Umgegend ſo herrlich, daß ich in ihr eine reiche Ausbeute für meine Bilder fand. Wenn ich ſattſam gemalt und Wilibald ſeine Kranken beſucht hatte, ſo fanden wir uns Abends zum Thee beiſammen, wo er mir etwas vorlas und ich nähte oder Skizzen entwarf. Er hatte ein außerordentliches Talent, das Leben leicht, belebt und angenehm zu machen. Seine bewegliche Phantaſie ging vom Scherz zum Ernſt, vom Ernſt oft bis zur tiefſten Schwermuth über. Wie hätte ich ihn nicht anbeten ſollen, dieſen Mann, dem ich Alles dargebracht, Alles geopfert hatte, der Jahre lang immer derſelbe, immer gleich

liebenswerth ſchien! Wie wußte er zu ſchmeicheln! Wie ſchön konnte er reden! Wie hätte ich ihm nicht vertrauen, wie nicht mich ihm blindlings unterwerfen ſollen!

Julie ſchwieg, in Erinnerungen verloren. Die Stutzuhr auf dem Kamin ſchlug zehn Uhr. Albert war vor ihr ſtehen geblieben; jetzt ſagte er mühſam: Erzählen Sie mir den Reſt morgen. Ich fürchte, das Reden macht Sie krank . . . .

Im Gegentheil, ſagte ſie kalt, macht es mich geſund. Indem ich rede, gewinne ich Kraft, das Schwert aus meiner Seele zu ziehen . . . Mein Gatte hatte eine Klage wider mich eingeleitet, die mir gleichgültig, trotz der Entehrung, die ſie über mich brachte, geweſen wäre, hätte ſie mich nicht von meiner Tochter getrennt. Aber in dieſer Trennung, in dieſer trüben Vorſtellung, daß man ſie — mit Recht! — lehren würde ihre Mutter zu verachten, in dieſer Unmöglichkeit, ſie von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, wenn es doch in mir tauſendfach in Sehnſucht und verborgenem Schmerze weinte, lag auch der Anfang meines

ſpätern Verhängniſſes. Ich war eine ſchlechte Gattin, eine noch ſchlechtere Mutter geweſen, ich hatte das Heiligſte in uns, augenblicklich von Leidenſchaft betäubt, mit Füßen getreten, ich mußte alſo, der ewigen unerſchütterlichen Gerechtigkeit nach, von der empfindlichſten Seite her wieder geſtraft, wieder angegriffen werden. Sie errathen, woher der Schlag kam; ach, daß es kein ewiges Glück geben, daß der Sommer dem Frühling, der Winter dem Sommer folgen muß! Warum dieſes ſtarre Naturgeſetz, warum dieſe Nothwendigkeit, eine gewiſſe Maſſe von Gefühlen ausſtrömen zu dürfen und plötzlich ſich arm, bettelarm zu fühlen? Warum iſt auch hier die ſtarre Berechnung erſprießlicher, als die weiche Hingebung; warum iſt der am ſchnellſten elend, der am meiſten gibt? Wilibald hatte mir oft angeboten, unſern Bund nach vollzogener Scheidung von der Kirche ſegnen zu laſſen und immer hatte mir dieſer Vorſchlag unſtatthaft geſchienen, immer hatte ich thöricht geglaubt, die Ehe wäre das Grab der Liebe. Wenn mir Wilibald ſagte, daß ich Unrecht hätte, daß die Freiheit

zum Misbrauch führe, daß der Mann, um treu zu bleiben, gebunden ſein müſſe, ſo glaubte ich ihm nicht und erſchrak, ihn raiſonnirend zu finden, wo ich nur fühlend war. Und doch mußte ich ſpäter einſehen lernen, daß er Recht hatte, wenn er mir mit freundlichem Ernſte zurief: Die Liebe iſt unſtreitig die edelſte menſchliche Fähigkeit, aber ſie muß geſchont, gepflegt, nicht verſchleudert werden. Du glaubſt an das Unvergängliche im Gemüthe und ich ſage dir doch, daß ſelbſt die Sonne nicht ewig iſt, daß das Herz wie der Körper erſchlafft, daß du, wie alle Frauen, zu haſtig lebſt, zu haſtig liebſt . . . Laß uns ein äußeres Band um uns ſchlingen. Wir werden uns beſitzen, auch wenn wir uns nicht mehr leidenſchaftlich lieben. Und wenn ich dann ungeſtüm hinwarf, daß der Beſitz ohne Liebe Unſinn ſei, zuckte er traurig die Achſeln und ſagte: Möchteſt du Recht haben!

Wir hatten mehre Jahre unbemerkt in einem Städtchen unweit der Reſidenz gewohnt. Ich weiß nicht, welche Gründe Wilibald bewogen, unſern Wohnort zu verändern und in die Reſidenz zu

ziehen; ich widerſprach dieſem Plan, ich bat ihn wohl zu bedenken, daß neue Verhältniſſe neue Ideengänge nach ſich zögen, allein er entgegnete, daß nach jener uns durch die Liebe ausgefüllten Einſamkeit das Bedürfniß friſcher Eindrücke erwache, daß es gefährlich ſei, ſich allzuſehr ſelbſt überlaſſen zu ſein. Man muß zu Zeiten leichtſinnig und herzlos ſein, ſich Zerſtreuungen hingeben können, die doch nur dem Schwachen gefährlich ſind, ſagte er, indem er mir auseinanderſetzte, daß der Menſch der Bewegung und des Wechſels bedürfe. Ich ließ mich bethören. Wir reiſten in die Reſidenz, in der ich meiner Lage nach nur einſamer, nur verſteckter lebte und er mehr Freiheit genoß. Denn das iſt auch wieder eine jener ungerechten geſellſchaftlichen Einrichtungen, daß das Weib allein für begangene Fehler verantwortlich und geſtraft, der Mann ſtets unantaſtbar, das Weib ſtets verfolgt iſt. Wenn ich den Tag über gemalt, gearbeitet und mich für ihn geſorgt hatte, ſo wartete meiner nicht mehr wie ſonſt der Lohn in Wilibald's Nähe, ſondern ich erlebte, daß er

tauſend Vorwänden bald einmal ins Theater, bald in Verſammlungen ging, in die ich ihn nicht begleiten konnte. Fand er mich dann beim Nachhauſekommen mit verweinten Augen, ſo konnte er wol augenblicklich eingeſtehen, daß er Unrecht hätte, aber er ſetzte auch hinzu, daß nur das Liebe ſei, die unbedingt Alles, ſelbſt Undankbarkeit, ſelbſt Kälte annähme. Möglich, ſagte er zuweilen, daß ich beſſer thäte, immer bei dir zu ſein, aber bedenke, daß du dann deine Sanftmuth und Güte nicht in eben dem Maße als jetzt üben könnteſt. Und welche Anhänglichkeit wäre das, die aus Eitelkeit liebte und aus Egoismus verließe. Bedenke, daß, wenn du fähig ſein könnteſt, einiger verſäumten Abendſtunden wegen kälter zu fühlen, du ſtatt edel ſehr gewöhnlich wäreſt ....

Ich ſah ihn betroffen an; ich wollte der Hingebung, die er von mir verlangte, nicht nachſtehen, ich ſtrengte mich an heiter zu ſein, wenn ich ihn oft wochenlang nur zwei oder drei mal ſah ....

Eines Abends kam er ungewöhnlich erregt nach Hauſe. Nachdem er mich mehrmals umarmt, von

unserer beschränkten Lage, von unserm Arbeitsdruck geredet hatte, brach er plötzlich in die Worte aus: Mein Engel, meine Julie, willst du mir einen übermenschlichen Beweis deiner Liebe geben, willst du mir zeigen, daß du größer als dein Geschlecht bist?

Ich zitterte am ganzen Körper; eine furchtbare Ahnung durchflog mich. Wilibald, rief ich in Thränen, ist es denn nicht genug, daß ich dir meine ganze Existenz, meine theuersten Pflichten, meine Ehre aufgeopfert habe, willst du noch mehr?

Bah! sagte er, merkwürdig gefaßt, das sind romanhafte Phrasen. Die Praxis des Lebens lautet anders. Kurz und gut, es findet sich eine vortheilhafte Partie, ein Mädchen mit 150,000 Thalern Vermögen, du wirst meinem Glücke nicht im Wege stehen wollen . . . .

Ich weiß nicht, was Wilibald noch Alles sagte, mir ward schwarz vor den Augen, ich verlor die Besinnung. Als ich erwachte, saß er sorgend an meinem Bette. Du hast gesiegt, sagte er liebevoll, ich sehe die Abscheulichkeit meines Betragens ein.

Aber ſo verdammenswerth ich bin, ſo darf ich doch ſagen, daß mein Gemüth deswegen doch nicht unedel iſt. Es blutet über ſeine Fehlgriffe, es hat das Gefühl für Recht und Unrecht bewahrt, es verabſcheut das, was haſſenswerth, liebt das, was liebenswerth iſt . . . Vergib, vergiß . . . .

Ich war ſo beglückt durch dieſe Worte, ſo hingeriſſen von dieſer anſcheinenden Aufrichtigkeit, daß ich ihn bei einem Haare um Vergebung gebeten, mich ſelbſt ſchuldig gefühlt hätte. Einige Monate vergingen wieder in der zarten Sorge um meine Geſundheit, in der Wilibald einzig und unvergleichlich war. Er vernachläſſigte mich weniger; er theilte wieder meine Beſchäftigungen, er ermuthigte mich zu neuen Bildern, die mir nach und nach den Ruf einer Künſtlerin erworben hatten.

Es iſt doch etwas Großes um die Liebe, ſagte er bisweilen, wenn er, hinter meiner Staffelei ſtehend, mich malen ſah. Wäreſt du wol ohne ſie je eine Künſtlerin geworden? Klage doch nicht über die Wolken, die hier und da durch meine Schuld an deinem Horizont aufſteigen; denke, daß,

wenn du in deinen frühern Verhältniſſen geblieben wäreſt, du immer der Mittelmäßigkeit angehört hätteſt, ſtatt daß du jetzt groß und berühmt biſt. Wem ſolche Vortheile, wie dir, geboten ſind, der muß das Glück nicht finden oder feſthalten wollen, der ſteht über dem Glück. Und wenn ich dann ſchwermüthig einwandte, daß das Glück, trotz aller Sophismen, wohlthuend ſei, dann entwickelte er ein geiſtreiches Syſtem der Selbſtkaſteiung, das mich blendete, wie es ſeinen Zwecken diente.

Unter ſolchen innern und äußern Vorgängen war der Frühling herangerückt. Weder Wilibald, noch ich ſelbſt konnten uns verſchweigen, daß meine Geſundheit einer Stärkung bedürfe. Er ſchlug mir Interlaken als Erholungsort vor. So ſchmerzlich mir eine Trennung von Wilibald war, ſo geſtehe ich doch, daß ich zum erſten mal ſeit vielen Jahren das Bedürfniß des Ausruhens von ſeiner Nähe empfand. Auch liebte ich die Natur leidenſchaftlich, und dieſe hier lockte mich mehr als ich ausdrücken kann. Ich ſtellte mir alſo vor, daß Interlaken mich heilen, Interlaken mich erheben würde.

Ich träumte im voraus von dieſer üppigen Vegetation, die ſich um Burgruinen und Felſen ſchlingt. Ich athmete auf in dem Gedanken, aus dem Stadtſtaub in dieſe Natur, an dieſe Waldbäche zu gelangen. Von jeher iſt meine Phantaſie von ihnen angeregt worden, haben dieſe murmelnden Stimmen einen tiefen Zauber auf mich ausgeübt. Und dann . . . hatte ich nicht in mir ſelbſt alle möglichen Quellen des Genuſſes, hatte ich nicht die Liebe für Wilibald, die ich überall mit mir hinnahm, die wuchs, ſobald er ſich entfernte, die ſich über mein Leben wie ein breiter Strom gerade dann ausgoß, wenn die täglichen Beziehungen mir keine Kieſel in den Weg warfen?

Ich kam hier an; ich lebte und webte nur in dem Gedanken an meine Neigung, an meine Kunſt, an Briefe von Wilibald . . . die ſchönſten Naturſcenen waren mit ſeinem Bilde verklärt, überall trat er mir entgegen! Und wie groß und ernſt war er, wenn ich träumend im Fenſter lag, die Vergangenheit hervorzauberte und ſo tief fühlte, daß Wilibald immer neben mir, in mir, überall

lebte, daß ſeine Stimme mich anrief, ſein Auge mich aus den Sternen anblickte, ſein Andenken in der Bläue des Himmels ſchwamm . . . Seine erſten Briefe waren kühl, faſt anklagend; er ſchien irgend eine Thatſache finden, an irgend ein Unrecht meinerſeits ſich anklammern zu wollen . . . ich antwortete, ich beſtritt ſeine Auffaſſungen, ich ſuchte ihm meine beſten Stimmungen mitzutheilen. Aber unwillkürlich kam nach und nach eine tödtliche Angſt über mich; ich ging täglich zur Poſt, um mir die geliebten Briefe zu holen, ich vertiefte mich mit ihnen in die dunkelſten Partien der waldumkränzten Berge, ich rief nach Wilibald, und wenn das Echo erwachte, ſo war mir, als ſei das ſeine Stimme, die ſo ſchwermüthig antwortete. Oft auch bildete ich mir ein, ſeine Schritte zu hören, oder, wenn ſich urplötzlich ein Wild näherte, fuhr ich erſchreckt zuſammen . . . nichts erſchien, nichts kam, als ein Brief, der mir mit vielen Umſchweifen die Nachricht mittheilte . . . .

Juliens Stimme verſagte ihr den Dienſt; ſie machte eine convulſiviſche Bewegung, raffte ſich

auf, ging ein paar mal im Zimmer auf und ab, ſtellte ſich dann vor Albert und ſagte tonlos: Wilibald hat vor vier Wochen jenes reiche, vor mir einmal erwähnte Mädchen geheirathet und ich bin allein —

Armes, armes Weſen, rief Albert aufgelöſt in Wehmuth, und ich ſollte nicht ſo glücklich ſein, Sie ſchadlos für dieſe unſeligen Leiden, die Sie nicht verdient haben, halten zu dürfen? Wenn Sie, wie ich, die Welt durchſtreift, weibliche Herzloſigkeiten erfahren hätten, dann, Julie, würde es Sie nicht wundern, daß ich Ihnen ſage, wie ein Gemüth, gleich dem Ihren, der Traum meines Lebens geweſen iſt. Ich hoffe, Ihre Neigung mir erwerben zu dürfen. Laſſen Sie mir dieſe Hoffnung, enttäuſchen Sie mich nicht ....

Er hatte im ſchönen Enthuſiasmus ihre Hände ergriffen. Sie entzog ſie ihm ſanft. Sie haben, ſagte ſie freundlich, den ganzen Edelſinn der Jugend. Der Himmel ſegne Sie dafür. Halten Sie mich nicht für kalt, wenn ich Ihnen mit trauriger Gelaſſenheit ſage: Zu ſpät, Albert, zu ſpät! Gott

hatte mir den Weg der Pflicht und der Entſagung vorgeſchrieben, ich ließ ihn, um der Liebe und dem Genuß nachzurennen. Jetzt bin ich nur noch der Schatten von dem, was ich war. Wehe, wenn ich Sie zu mir herabziehen und die Selbſtachtung, die ich durch freiwilliges Alleinſein erringen kann, aufgeben, Sie mit meinem Beſitz beſchämen ſollte! Tröſten Sie ſich über dieſen trügeriſchen Verluſt; denken Sie, daß ich fern von Ihnen dieſer Stunde, dieſer ſchönen Aufopferung ſegnend mich erinnern werde, fordern Sie nicht das Unmögliche, zerſtören Sie nicht dieſe künſtliche Ruhe, die der eiſerne Entſchluß des Alleinſeins in mir aufgebaut hat. Der Rauſch meiner Hoffnungen iſt verflogen. Mein Gemüth, das zuerſt nur Verzweiflung und Bitterkeit kannte, iſt beruhigt. Ich habe gefehlt, ich muß verſöhnen; ich habe genoſſen, ich muß entſagen ....

Sie reichte Albert nochmals die Hand; er ergriff ſie, drückte ſie ſtürmiſch an ſich, da legte ſie die andere auf ſein Haupt und ſagte feierlich: Vergeben auch Sie mir, es iſt zu ſpät, Albert, zu ſpät!

Einige Tage waren mit Ringen nach Faſſung von Seiten Albert's, mit ſtiller Ergebung von Seiten Juliens hingegangen. Sie arbeitete wieder an der Staffelei; ſie ſchien ſich und ihren Schmerz in der Kunſt zu vergeſſen. Die Gräfin Lilienthal genas. Hatte ſie die ganze Wahrheit aus Albert's Munde erfahren, hatte ſie dieſe errathen? Julie wußte es nicht; nur das empfand ſie, daß ein erhöhtes Zartgefühl, ein wärmeres Intereſſe obwaltete, daß die Mutter ihr dankbar für das war, was zwiſchen Julien und Albert ſich ereignet, angeknüpft und wieder gelöſt hatte. Sie waren viel beiſammen, indeß Albert Ausflüge zu machen begann, den Aarfall und die Grinſel, das Faulhorn und den Grindelwald, wie man ſah, in verzweifelnder Stimmung beſuchte. Er hatte Bewegung, Zerſtreuung, Einſamkeit nöthig. Er fand ſie in den Bergen; in ihrer Stille fühlte er ſich weniger unglücklich, in dieſer Erhabenheit kam er ſich klein vor, in ihr begriff er Juliens Entſchließungen, lernte er ſie achten ſtatt lieben. Stoicismus, Ausdauer, Schmerz, Barmherzigkeit, Verſöhnung, alles

das war ja in ihr, nur nicht für ihn, ſondern für eine ihm fremde Vergangenheit, der ſie ſich geweiht hatte. Konnte er das im Grunde ſeiner Seele misbilligen, mußte er nicht zuletzt, wenn er ſich todtmüde auf den Gletſchern ergangen hatte, eingeſtehen, daß ſie Recht und er Unrecht hatte? Er dachte wieder an Auguſte, an dies junge, unſchuldvolle Weſen, dem er Glück verſprochen und das er Juliens wegen hatte aufgeben wollen; es überrieſelte ihn mit Schrecken, daß Gott ihm einſt habe Rechenſchaft abfordern, ihn habe fragen können, was er mit einem ſeiner Engel begonnen. Auguſtens Andenken rührte ihn von neuem; er ſah ſie im ganzen Reize der Jugend, mit jenen ſchüchternen Blicken vor ſich, die ihn, wenn nicht hingeriſſen, doch ergriffen hatten. Wenn er dann Abends heimkehrte, Julie neben ſeiner Mutter unter der Veranda ſaß und alle drei den aufſteigenden Mond betrachteten, wie er hinter dem dunkeln Laubholz ſich erhob und ſein flimmerndes Silberlicht über die Jungfrau verklärend ausgoß, dann regte es ſich in ihm wie gläubige

Hoffnung, beſonders wenn er Julien mit ihrer milden Stimme ſagen hörte: Die dringendſte Nothwendigkeit des Lebens iſt die, den Muth nicht ſinken zu laſſen. Jeder von uns iſt beſtimmt, dem Glück zu begegnen, deſſen Verheißung uns ein unſichtbarer Engel ins Ohr flüſtert, und bleiben wir unglücklich, ſo iſt das ein Troſt, aufwärts blicken und zwiſchen dem blinden Glauben und der hellſehenden Philoſophie einen Anhaltepunkt ſuchen zu dürfen. Verkennen wir doch nie, daß es eine unſichtbare Macht, die über uns wacht, gibt, denn ſelbſt in Augenblicken, wo dieſe uns vergeſſen zu haben ſcheint, ſchwebt ſie mit ſchützendem Flügel über dem kleinen Lebensſchiff.

Eines Morgens war Albert wieder auf die Berge geeilt und Julie und ſeine Mutter hatten den ſchönen duftigen Weg der Cyklamen längs dem Thunerſee eingeſchlagen. Sie wandelten ſtille nebeneinander. Die Bäume ſchüttelten eben den Schlaf von den Aeſten, die Vögel zwitſcherten ihre Lieder, die warmen Sonnenſtrahlen woben und jubelten in der Schöpfung. Es war ein Auf-

erſtehungstag voll maigrüner Erinnerungen. Da kam ein Reiſewagen um den tiefblauen See gefahren, in der zwei Frauen, die eine wunderbar ſchön und jung, die andere älter und ernſt, ſaßen. Wie der Morgenwind den roſenrothen Schleier der jungen Dame faßte und ihn weit wie eine Wolke aus dem Wagen flattern ließ, blieben Julie und die Gräfin Lilienthal ſtehen, um die Reiſenden vorüberziehen zu laſſen. In dem Augenblicke ſah ſich ein alter Diener, der auf dem Bocke ſaß, um, und als er Julien gewahrte, rief er: Iſt es möglich, gnädige Frau, ſind Sie es denn? ſprang behend herunter, ließ halten und lief zu Julie, die ſchwindelnd ſtehen geblieben und „Konrad", nichts als „Konrad" ſagen konnte.

Es war ein alter Diener aus frühern, ſchmerzlichen Zeiten! Konrad, der keinen Groll gegen ſeine ehemalige Herrin zu haben ſchien, ſchwenkte den Hut und lief mit dem Ausruf: Fräulein, die Frau Mama! an den Kutſchenſchlag zurück. Ein Freudenſchrei durchſchnitt die Luft.

Allmächtiger Gott, meine Mutter, rief die junge

Dame und warf ſich entzückt, außer ſich, in Thränen zerfließend, aus dem Wagen an Juliens Bruſt. Lange konnten Beide nicht reden, endlich richtete ſich Julie empor, und wie ſie ſich zur Gräfin Lilienthal wenden und ihr die Tochter vorſtellen wollte, ſagte ſie: Meine theure, theure Auguſte, ſei mir tauſendmal willkommen, und dann die ältere Dame, die die Erzieherin war, anredend, ſetzte ſie hinzu: Wir erwarteten Fräulein von Weltenberg erſt morgen.

Es gab nun der Erörterungen viele. Julie hatte nach der Scheidung von ihrem Manne ihren ehemaligen Namen Felseck wieder angenommen und war unter dieſem Namen der Gräfin Lilienthal völlig unbekannt, hatte auch, wie ſchon früher erwähnt, mit der Tochter in keiner Verbindung geſtanden und deren Verlobung mit Albert bis jetzt nicht erfahren. So kam es, daß ſie Albert kennen gelernt, ihn zurückgewieſen und ihn unbewußt ihrer eigenen Tochter erhalten hatte. Auf dem Wege nach Interlaken, wo Julie mit Auguſte dem Wagen voraneilte, wurde nun auch

Albert's erwähnt. Auguſte ſchüttete ihre ganze kindliche Neigung für ihn in Juliens Bruſt und dieſe dankte Gott im Stillen für die Kraft der Entſagung, die er ihr in einem Augenblicke gegeben hatte, wo Schwäche oder Schwanken zum Verbrechen geworden wäre.

Tochter und Mutter! Und unter welchen Umſtänden! Wie lange mußte es währen, bis die ſich ſo Naheſtehenden ſich nur erkannten, erfaßten, verſtanden! Eine Mutter, die das Recht verloren hatte, ihres Kindes Lebenswege zu behüten und zu ſchützen! Seit fünf Jahren hatte ſie ihr Kind nicht geſehen, und dies Kind war erzogen worden, ſie zu haſſen! Aber das Herz des Kindes wußte nichts von dieſer kalten Lehre der Welt; es umfaßte raſch die ſchöne, jugendliche Mutter und weihte ihr, unbekümmert um Verhältniſſe, die Auguſte nur halb kannte, halb verſtand, den ganzen aufgeſparten Schatz der Kindesliebe.

Mache ihn glücklich, ſagte Julie weich, als Auguſte von Albert mit Entzücken ſprach. Er verdient es, er bedarf es. Glaube den trüben

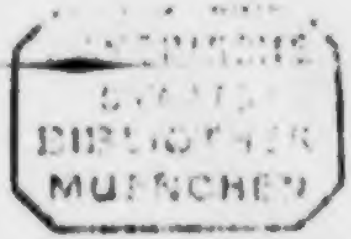
Erfahrungen deiner Mutter, wage dich nie auf den weichenden Sand der Leidenſchaften, bleibe deiner Pflicht und deiner Liebe getreu, ſei immer nur Weib, immer nur Hingebung, hüte dich vor den Feuern der Einbildungskraft, gehe Schritt vor Schritt jene Seligkeiten eines Herzens durch, das das Verwandte auf dem Wege des Geſetzes findet. Die Liebe iſt gehorſam, nicht heftig, ſie weiß zu ertragen und zu verſtehen . . . .

Julie ſagte noch Vieles in der Art auf dem Wege nach Interlaken, Vieles, was ihr die Sorge um Albert, der Hinblick auf ihre eigenen Verirrungen eingab; dann im Hôtel Belvedere angelangt, in der Zwiſchenzeit, daß ſich Auguſte umkleidete und Albert erwartete, hieß ſie dem Mädchen die Koffer packen, machte ſich reiſefertig, und als Albert angelangt und Auguſte ihn mit hochrothen Wangen begrüßt hatte, trat ſie zu ihnen, reichte Beiden die Hand, und indeß Albert ſie mit ſchwermüthigen Blicken in ihrer großherzigen Entſagung betrachtete und in ſeinem Herzen mit dem Schmerz über ſie und der Verpflichtung gegen

Auguſte rang, ſagte ſie mit ſichtlicher Anſtrengung und tieffühlend, daß ſie das Recht verwirkt hatte, dieſem Kreiſe dauernd anzugehören: Ich habe Briefe bekommen, die mich von hier fortrufen. Die Gräfin Lilienthal wird Auguſten eine zweite Mutter werden. Sie, lieber Albert, ſind ihr erſter Freund. Denken Sie meiner in Ihren glücklichen, wie in Ihren trüben Stunden, machen Sie, daß ich Sie in der Zufriedenheit, die Sie um Auguſten verbreiten müſſen, lieben darf und Sie des Schatzes, den ich Ihnen anvertraue, werth bleiben —

Albert wollte erwidern, aber ſchon ſchwang ſie ſich mit ſtrömenden Augen in den bereitſtehenden Wagen, von dem aus ſie noch einmal das Thal und die Zurückbleibenden überſchaute und ließ ſich von den Roſſen dann vorwärtsziehen. Die Sonne war im Untergehen begriffen, der Thunerſee glänzte vom Schimmer des Abendroths, das Läuten der weidenden Kühe tönte, unterbrochen von dem Bellen der Hunde, rings von den Bergen. Julie wandte ſich ſeufzend rückwärts, dahin, wo die

Gletſcher flammten, dann faltete ſie ſtill die Hände über die Bruſt und ſagte leiſe: So war es doch nicht — zu ſpät; ſo habe ich doch für etwas gelebt, für etwas gelitten, das nicht vergänglich, nicht hinfällig iſt. O Gott, deine Wege ſind unerforſchlich, aber deine Hand iſt gerecht! Ich mußte Wilibald verlieren und Albert entſagen und finde ihn wieder in . . . Auguſten. Das iſt die ewige Gnade der Vorſehung, die vergibt, heilt und hilft, wenn es noth thut!



Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.